Die Thiere

im

Leben des Menschen.

Ein Buch für Jung und Alt

von

Heinrich Jaede.

Erste Reihe.

Leipzig,
Voigt & Günther.
1861.

Die Thiere

im

Leben des Menschen.

Ein Buch für Jung und Alt

von

Heinrich Jaede.

Erste Reihe.

Leipzig,
Voigt & Günther.
1861.

Die Thiere
im
Leben des Menschen.

Erste Reihe.

Die Thiere

im

Leben des Menschen.

Ein Buch für Jung und Alt

von

Heinrich Jaede.

Erste Reihe.

Leipzig,
Voigt & Günther.
1861.

Inhalt.

I.

Die Ziege.

I.

Die Ziege.

1.

Die originelle Ziege.

Welcher Knabe hätte nicht gern einmal ein Zicklein zum Spielen gehabt! Das meckert so zutraulich, das stößt so gern, das macht so lustige Kreuz- und Quersprünge, spielt wahrlich *Haschemännchen* mit den Kindern.

Verstand hat die Ziege, man möchte sagen: wie ein Hund. Wie ein Hündlein läuft sie einem auch nach und kommt, sobald man ruft; heißt das, *wenn sie Lust hat* — denn sie ist ein *Schalk*, und eben: sie *will* nichts lernen, will auch ihre Freiheit nicht an uns geben, wie der treue Hund, und darum ist sie auch nicht wie dieser zu gebrauchen. Sie ist zur Dressur zu lebhaft und zu launisch — es ist seltsam, wie sie manchmal plötzlich im Springen mit allen Vieren zugleich niederhüpft und still steht, nachzudenken scheint, dann ebenso plötzlich einen Seitensprung macht und dahin galoppirt. Ihre Freiheitsliebe zeigt sie auch als zahmes Hausthier; ungenirt geht sie ihrer Neugier nach, kommt in die Zimmer, steigt auf das Dach eines Ställchens u. s. w.

Daß sie lenkfähig ist, beweist manches Ziegengespann, mit welchem Knaben auf Wagen dahin fahren — sie läßt sich ja sogar satteln und reiten! Aber aufpassen muß man, denn plötzlich werden diese Zugthiere „*capriciös*“. Launenhafter Eigensinn fährt in sie, und im Nu geht es seitwärts, durch Dick und

Dünn, über Stock und Stein — was schiert sie der Graben? sie können ja drüber setzen, und wo der Wagen hinfliegt, ist seine Sache.

Es sind originelle Thiere!

2.

Die Ziege in Heerden.

Die Ziege ist an sich nicht unschön. Sie hat eine wohlausgeprägte Stirn und große, sprechende Augen; die Hörner sehen gar stattlich aus, und der Bart ist auch nicht ohne; die Körperbildung ist schlank und leicht. Wenn nur der Ziegenbock mehr nach Ambra duftete!

In Heerden nehmen sie sich noch schöner aus. Sei es, daß sie ungemischt an den grünen Thalwänden weiden, Felsvorsprünge erklimmen und hinauf nach Buschwerk langen; sei es, daß sie unter Schafen, Rindern oder Pferden in der Ebene ihre drolligen Sprünge versuchen: sie beleben stets eine Gegend auf anmuthige Weise.

Aber ob ihr ein „Geißbub" auf den Schweizer Hochalpen sein möchtet? — Da droben zwischen Felstrümmern und Eislabyrinthen giebt es noch spärliche Grasflecken auf Steingesims und Blöcken. Dorthin treibt zur Sommerzeit ein ärmlich gekleideter Knabe Zicklein und junge Böcke zur Weide. Ein langer Stecken, ein Salztäschlein, dessen Inhalt die Ziegen zusammenhält, etwas Käse und Brod begleitet ihn dahin; eine elende Steinhütte, in die er sich vor schlechtem Wetter verkriecht, erwartet ihn dort; vielleicht alle halbe oder ganze Monate sucht ihn ein anderer Bursch auf, um seinen trockenen Käse- und Brodvorrath zu erneuern... Wer spricht mit ihm, wen sieht er in der abgelegenen Gegend? Nicht einmal ein Feuerchen wärmt ihn bei oft wochenlanger Kälte und Feuchtigkeit... Und doch ist der verwetterte Junge lustig und ist stark und gesund, und tauscht mit keinem Menschen...

„Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab,
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir;
Ich bin der Knab' vom Berge."

3.

Die nützliche Ziege.

Die Ziege gewährt eine fette, sehr nahrhafte Milch. Wie mancher kleine Haushalt, der nur eine Ziege, doch wie leicht! ernähren kann, gewinnt seinen Milchbedarf von ihr! Wie mancher Kranke, besonders der an der Brust leidende, zieht nicht an jene Kurorte, die Molkenanstalten besitzen, um von der Ziegenmolke Heilung und Stärkung zu empfangen!

Aus der Ziegenmilch bereitet man auch einen sehr wohlschmeckenden Käse, den schon vor mehr als dreitausend Jahren die Griechen kannten. Gerieben zu Honig und Wein gemischt, gab er das berühmte Weinmus; aus ihm und geröstetem Mehl und Zwiebeln und Allerhand richteten die Römer das beliebte „Mörsergericht" zu; der große persische Religionslehrer Zoroaster lebte nur von Ziegenkäse, als er sich zur Auffassung seines Lichtgesetzes vorbereitete.

Das Fleisch der Zicklein ist saftig und zart, dem von Geflügel vergleichbar; das von jung verschnittenen und gemästeten Böcken ist delikat, wie man dies vorzugsweise in Thüringen anerkennt; und im Berner Oberlande essen die fremden Herrschaften mit Genuß das Fleisch alter Ziegen — als Gemsbraten. Was doch die Einbildung nicht thut!

Das Fell der Ziegen wird zu Leder verarbeitet, das als Stiefelwerk sich weich dem Fuße anschmiegt und als „Lederhose" eine bekannte Wohlthat ist. Ja die Afrikanerinnen ältester Zeit, die Libyerinnen, warfen über ihre Kleider nackte Ziegenfelle, die roth gefärbt waren und Troddeln an sich hatten, so daß sie

bei jedem Gang rauschten, und daraus entnahmen die Griechen den Ziegenharnisch, die sogenannte Aegis.

Aus Ziegenhaaren weben sich slavonische Bauern und albanesische Hirten ihre groben Röcke und Mäntel; dergleichen Mäntel gebrauchten auch die altrömischen Krieger und Schiffer. Die Araber heutigen Tages ziehen das Ziegenhaar zu Zeltdecken dem Kameelhaar vor, und die Teppiche der israelitischen Stiftshütte in der Wüste waren aus Ziegenhaar gemacht.

Ueber alles Gewebe aber geht dasjenige, was aus den seidenwolligen Kaschmir- und Angoraziegen verfertigt wird: jene prächtigen Shawls, die oft nicht mit Gelde zu bezahlen sind. Auch das sogenannte Kameelgarn zu feinen, kostbaren Kleiderstoffen wird daraus gewonnen und aus den Fellen jener asiatischen Ziegen ausgezeichneter Saffian, Korduan und Chagrin.

Was wäre manches Bergvolk ohne diese Thierart! Und doch darf man sie nicht, wo man auf Baumpflanzungen sieht, überhand nehmen lassen. Ziegen haben Griechenland arm gefressen, und der jetzige König läßt einen Preis auszahlen an den, welcher eine wilde Ziege erlegt.

4.

Die Ziege in der Kulturgeschichte.

Die Ziege ist, wie jedes Hausthier, ursprünglich wild gewesen; sie verwildert auch leicht wieder. Aber sie ist von Natur ein so zutrauliches Thier, daß selbst solche in Einöden und auf wüsten Inseln, die, von zurückgelassenen abstammend, wild aufgewachsen waren, sich dem ersten besten dahinkommenden Menschen leicht anschlossen.

Es ist wohl zu glauben, daß dieses das erste Thier war, welches ein Genosse des Menschen, ein Hausthier, wurde; und man muß es sich recht versinnlichen, was das besagen wollte. Der Urmensch, welcher mit seiner Nahrung auf Wurzeln, Baumfrüchte und das Erlegen des Wildes angewiesen war, bekam ein Thier an seine Hand, das an ihn sich gewöhnte, für ihn sich

vermehrte und ihm damit einen Vorrath an Nahrung (Milch und Fleisch), dazu an Lager- und Kleidermitteln zuwies. Darüber werden wir noch Manches hören.

In die sonstige Geschichte der Menschen, in einzelne Begebenheiten, wie wir es etwa von Rossen, Elephanten, Stieren, auch Eseln vernehmen, griffen Ziegen, so viel wir wissen, nicht ein. Wir können nicht erzählen, daß einmal einer auf einem Bock reitend gekommen, oder daß eine Ziegenheerde eingebrochen ist und ein ganzes Kriegsheer durch ihren Anprall oder ihre Stimme erschreckt hat. Aber es giebt Anderes zu berichten, was wunderbar ist und uns zeigt, wie merkwürdig dieses Thier in den Augen der Menschen war.

5.

Das älteste Volk.

(Ein altägyptisches Geschichtchen nach Herodot.)

Der König Psammetichos von Aegyptenland muß wohl gedacht haben, daß die Ziegen die ersten Hausthiere gewesen seien — auch das alte Volk der Perser glaubte ja, daß schon das erste Menschenpaar Ziegenmilch genossen habe. Und als Psammetichos durchaus wissen wollte, welches das älteste Volk sei, veranstaltete er es so.

Er übergab zwei neugeborene Knäblein einem Hirten und befahl ihm an, daß kein Mensch in ihrer Gegenwart ein Wort sprechen dürfe, sondern daß sie ganz allein in einem einsamen Gemach liegen und zu bestimmten Zeiten Ziegen zu ihnen geführt werden sollten, und wenn sie sich daran satt getrunken, möge der Hirt wieder an sein Geschäft gehen.

Das that und befahl Psammetichos darum, weil er hören wollte, was für ein Wort die Knaben wohl zuerst sprechen würden, wenn das undeutliche Lallen vorüber wäre. Als nun der Hirt zwei Jahre hindurch treulich gethan hatte, wie ihm der König geheißen und er einmal die Thür aufmachte und hinein-

ging, stürzten die beiden Knaben auf ihn los und schrieen: Bek! Bek! und streckten die Hände dabei aus.

Als dieses der Hirt zum erstenmal hörte, war er still; als sie aber immer dasselbe Wort wiederholten, wenn er kam und nach ihnen sah, da zeigte er es seinem Herrn an und führte sie vor denselben. Und als es Psammetichos auch gehört, zog er Erkundigung ein, in welcher Sprache das Wort vorkäme. Da erfuhr er denn, daß es in der Sprache der Phrygier Brod bedeute. Daraus schlossen nun die Aegypter und gaben zu, daß die Phrygier älter wären als sie.

6.

Die Ziege Aegä.

(Griechischer Mythus.)

Die Griechen und Römer erzählten gar Wunderbares und oft recht Menschliches von ihren Göttern. Ihr oberster Gott war Zeus oder Jupiter; doch vor ihm regierte erst Kronos, was wohl die Zeit bedeutet. Und Kronos verschlang immer die Kinder, die ihm geboren wurden; für den jüngstgeborenen Zeus aber gab seine Frau Rhea ihm einen in Windeln gewickelten Stein, den er gleichfalls verschlang. Das Kind dagegen verbarg Rhea in einer Höhle, wo es von einer Ziege, Aegä, aufgesäugt wurde. Davon wurde Zeus schnell außerordentlich groß und stark; er ging hin und gab dem Kronos ein Brechmittel ein; da kamen zugleich mit dem Steine alle seine älteren Geschwister, Pluto, Vesta, Ceres, Neptun und Juno heraus, und sie wurden nun unsterblich, denn sie griffen den Vater Kronos an und stürzten ihn vom Himmelsthrone. Zeus aber, der jetzt Herrscher der Welt geworden, gedachte in Dankbarkeit seiner Ernährerin, der Ziege; nach ihrem Tode setzte er ihr Bild unter die Sterne — das ist die glänzende „Capella," welche dem sogenannten „Fuhrmann" auf dem Rücken sitzt. Und aus einem ihrer Hörner machte er das „Füllhorn," welches allen Segen über den glücklich Wünschenden ausgießt; ihr Fell aber

zog er über seinen Schild, der von der Ziege Aegä nun Aegis hieß; und wenn er diesen schüttelte, so entstand Wetter und Sturm.

7.

Die Ziege Heidrun.

(Skandinavischer Glaube.)

Unsere Vorfahren, welche von den Römern Germanen genannt wurden, mochten wohl auch glauben, daß die Ziege zuerst sich den Menschen angeschlossen und ihnen ihre Milch als ein nahrhaftes Getränk fortgesetzt geboten habe. Später lernten sie die Bereitung des Meths aus Wasser und Honig; aber die Ziege behielten sie in so gutem Andenken, daß sie meinten, in ihrem Himmel Walhalla sei eine, die dort den Meth liefere. Denn so erzählt uns die heidnische Bibel der nordischen Germanen, welche Edda (zu deutsch: Aeltermutter) heißt:

„Die Ziege, welche Heidrun heißt, steht über Walhall und weidet an den Zweigen des vielberühmten Baumes, der Lärad genannt wird, und von ihrem Euter fließt so viel Meth, daß sie täglich ein Gefäß füllt, welches so groß ist, daß die Einherier (die seligen Helden) vollauf zu trinken haben.“

„Heidrun heißt die Ziege
Vor Heervaters Saal;
Die Schale soll sie füllen
Mit schäumendem Meth.“

8.

Ein deutsches Volksmärchen und seine Deutung.

Unter den Kinder- und Hausmärchen der Deutschen, welche die Gebrüder Grimm gesammelt haben, ist eins vom Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein. Einäuglein hat nur ein Auge, und zwar auf der Stirn, wie die Griechen die Cyklopen sich dachten; Dreiäuglein hat drei, das dritte gleichfalls auf der Stirn; aber Zweiäuglein hat zwei Augen wie

andere Menschen. Das Märchen erzählt nun: Darum, daß Zweiäuglein nicht anders aussah als andere Menschenkinder, konnten es die Schwester und die Mutter nicht leiden, und sie sprachen zu ihm: „Du siehst mit deinen zwei Augen nicht besser aus als das gemeine Volk; du gehörst nicht zu uns", stießen es herum, warfen ihm schlechte, alte Kleider hin und gaben ihm nicht mehr zu essen, als was sie übrig ließen, und thaten ihm alles Herzeleid an. Als Zweiäuglein einmal die Hausziege hütete und noch ganz hungrig war, da fing es an zu weinen, und wie es einmal aufsah, da stand eine Frau neben ihm und fragte: „Zweiäuglein, was weinest du?" Als ihr nun Zweiäuglein seine Noth geklagt hatte, sprach die weise Frau: „Zweiäuglein, trockne dir dein Angesicht; ich will dir etwas sagen, daß du nicht mehr hungern sollst. Sprich nur zu deiner Ziege:

Zicklein, meck',
Tischlein, deck'!

so wird ein sauber gedecktes Tischlein vor dir stehen und das schönste Essen darauf, davon du speisen kannst, so viel du Lust hast. Und wenn du satt bist und das Tischlein nicht mehr brauchst, so sprich nur:

Zicklein, meck',
Tischlein, weg!

so wird es vor deinen Augen verschwinden."

Zweiäuglein that nach den Worten der Frau, und da hatte es die schönste Speise, und zwar noch so warm, als wäre sie eben erst aus der Küche gekommen. Da dachte sie: das ist ein schöner Haushalt, und rührte daheim das Essen gar nicht an, das ihr die Schwestern hinstellten. Diese aber wurden aufmerksam und dachten: die muß andere Wege gefunden haben, und suchten sie zu belauschen. Als nun Zweiäuglein die Ziege wieder hinaus trieb, trat Einäuglein zu ihm und sprach: „Ich will mitgehen und sehen, daß die Ziege auch recht gehütet und ins Futter getrieben wird." Aber Zweiäuglein merkte, was Einäuglein im

Sinne hatte, und trieb die Ziege in hohes Gras und sprach: „Komm, Einäuglein, wir wollen uns hinsetzen, ich will dir was vorsingen.“ Da sang Zweiäuglein immer:

„Einäuglein, wachst du?
Einäuglein, schläfst du?“

Da that Einäuglein sein Auge zu und schlief ein; Zweiäuglein aber nahm die Ziege vor und sprach:

„Zicklein, meck,
Tischlein, deck!“

und setzte sich an sein Tischlein und aß und trank, bis es satt war, dann rief es wieder:

„Zicklein, meck,
Tischlein, weg!“

Und es verschwand alles, und Zweiäuglein weckte nun das Einänglein und sprach: „Einäuglein, du willst hüten und schläfst dabei ein; nnterdeß hätte die Ziege in alle Welt laufen können! Komm, wir wollen nach Haus gehen.“

Da hatte nun Einäuglein nichts herausbekommen; am andern Tag aber ging Dreiäuglein mit, und weil Zweiäuglein nicht richtig sang, schlief das dritte Auge der Schwester nicht ein; mit dem blinzelte sie und sah, was Zweiäuglein machte. Sie erzählte es der Mutter, und die sprach zu Zweiäuglein: „Willst du es besser haben als wir? Die Lust soll dir vergehen!“ nahm ein Schlachtmesser und stieß es der Ziege ins Herz, daß sie todt hinstürzte.

Zweiäuglein aber vergrub das Eingeweide der geschlachteten Ziege vor der Hausthür; da wuchs ein wunderbar prächtiger Baum heraus, der hatte silberne Blätter und goldene Früchte; aber blos Zweiäuglein konnte Blätter und Früchte davon herunterbrechen; den andern fuhren sie stets aus den Händen. Da nahm es ein schöner Ritter zur Frau, und als es am Morgen nach der Hochzeit zum Kämmerlein heraussah, da stand der Baum davor und war ihm also nachgefolgt.

Das Märchen ist aus. Wer aber etwas dahinter suchen will, der denke nur daran, daß vielleicht die weise Frau das Melken der Ziege gelehrt hat, während die Mutter und Schwestern mit dem Thiere nichts weiter zu beginnen wußten, als es zum Schlachten mästen! Das Melken der Mutterthiere, um die Milch für sich zu gewinnen, versteht sich aber nicht so von selbst, wie man jetzt wohl glaubt. Die sämmtlichen Volksstämme Amerikas kannten diese Ernährungsart durchaus nicht, ehe Europäer dahin kamen, und selbst in Asien soll es noch Völker geben, welche es noch nicht bis zum Melken des Viehs gebracht haben. Demnach ist ein solches Wissen und Können wie ein Baum mit goldenen Früchten zu betrachten, da eine ganz andere Haushaltung daraus hervorgeht.

Ob das unser Märchen hat andeuten wollen? — In allen Märchen kann man nicht einen solchen Hintergrund suchen, aber manches hat seinen Ursprung in den grauesten Zeiten, und da steckt wohl so eine mythische Erinnerung der alten heidnischen Väter darin, wenn auch längst das Geschichtchen, das von Mund zu Mund ging, das Gewand späterer Zeiten angenommen hat. Und dieses hier hat ganz das Ansehen, als ob sein Kern recht alt wäre.

Folgendes Stückchen ist freilich nur ein Phantasiestückchen für Kinder über die Thierstimme und konnte zu jeder Zeit entstehen.

Was Ente und Ziege mit einander reden.

Ente im Hof:

Back, back, back!

Ziegen im Stall:

Mer hebbe ke Mehl!

9.

Pan und Bacchus.

(Griechische Göttergeschichte.)

In unangebautem Berglande streiften wilde Ziegen umher; der Eingeborene, erst noch Jäger, erlegte sich ein Stück, wenn

ihn Hunger drängte. Bald aber fing Der und Jener ein weibliches Thier mit dem Zicklein ein und gewöhnte sie an sich, zog eine Familie derselben auf und freute sich ihrer Vermehrung, hatte Milch und zuweilen Fleisch in Vorrath, ward also ein Hirt mit regelmäßigem Eigenthum und nahm mildere Sitten an.

Da schaute er mit Lust die neckischen Thiere, die zuweilen sich kosend nahten, in seltsamen Sprüngen entwichen und wieder zum Spiel mit den Hörnern ansetzten. Manchmal freilich kam ein urplötzlicher Schrecken unter Kinder und Weiber, und selbst der starke Mann hatte zu thun, wenn ein horngewaltiger Bock stößig dahersauste. Aber Heiterkeit war doch stets das Ende vom Liede, und heiter, wie das der Ziegen in Berg und Thal, war durchgängig das Leben dieser Hirten.

Es fragte wohl einmal ein Kind: „Woher kommen die lustigen Thierlein, die mit uns spielen und die uns ernähren? Hast du sie gemacht, Großvater?“ — Aber der Großvater antwortete: „Nein, vom einem Höheren stammen sie ab. Ein Gott, der auch das Gras wachsen läßt und die Brünnlein hervorlockt, und in den Blättern rauscht: Pan heißt er, der Gott der Natur. Zu Mittag, wenn Alles so still ist und auch die Böcklein niederliegen im Gras, da schläft er; wenn es aber blitzt und wettert und saust, da ist er es, der einherstürmt, wie der wilde Ziegenbock, der euch erschreckt und dem er auch ähnlich sieht, denn er hat einen Ziegenkopf und Bockfüße; sonst ist er wie wir, nur gewaltig größer.“

Und das Kind glaubte es und erzählte es weiter; nach und nach glaubten es alle, als sie auch erwachsen waren.

Zu solchen Hirten kam einst ein Mann, der sich Bacchus nannte; der pflanzte Reben an den Bergen, kelterte die reifen Trauben und gab jenen Wein zu trinken. Wie ward ihnen da? Wie den Böcklein, die da übermüthig umher capriolen im tollen Spiel; in ihren Ziegenfellen sprangen sie kreuz und quer wie jene, malten sich die Gesichter mit gelblichem Most, brachten dankbar dem Weingeber Böcke von ihrer Heerde und jubelten lobsingend: Evoë, Bacche! Evoë!

Wer sie so trunken umherziehen sah in ihren Ziegenfellen, der mochte wohl meinen, es seien keine Menschen, sondern Berggeister, die den Böcken glichen. Und so erzählte man auch später: im Gefolge des Bacchus, als er den Wein nach Griechenland gebracht habe, seien Satyrn gewesen; das sollten eben Berggötter sein, die etwas Bocksartiges hatten.

Die Hirten aber, welche die Gabe des Bacchus pflegten und diesen als einen Gott verehrten, vergaßen nicht des alten Pan, sondern sagten, er sei ein Freund des jungen Gottes und sein Lehrer geworden, und auch den Ziegen und Böcken sei Bacchus hold gewesen, habe sich ja selbst einmal in einen Bock verwandelt, und nannten ihn Bocksgott.

Wenn nun in den Städten das Fest des Bacchus gefeiert wurde, da kamen die Hirten und Weinbauer in die Stadt und bemalten sich mit Most, tanzten und tollten in alter Weise und opferten Böcklein. Die Dichter aber wetteiferten um den Preis eines Bockes in einem Gesang, welcher mimisch aufgeführt wurde. Und dieser Gesang, welcher Bocksgesang (griechisch: Tragödeia) hieß, war der Anfang des griechischen Schauspiels.

10.

Thor's Böcke.

(Skandinavisch.)

Wenn es so wetterte und rollte und greller Schein durch die Wolken fuhr, da meinten die nordischen Germanen: von zwei stattlich gehörnten Böcken gezogen, rolle ein Wagen über die Wolken; darauf stehe ein Mann mit röthlichem Bart und Haar, der halte den Donnerkeil, einen Steinhammer, in der Hand, welchen er schleudere, sobald es einschlagen solle. Thor, Odin's Sohn, hieß der Gott des Donners; seine Böcke Tanngniostr (Zahnknisterer) und Tanngrisnir (Zahnknirscher). Die Edda singt und erzählt von „der Böcke Gebieter“.

„Bald wurden die Böcke
Vom Berge getrieben
Und vor den gewölbten
Wagen geschirrt.
Felsen brachen,
Funken stoben,
Da Odin's Sohn reiste
Nach Riesenheim."

Ein Märchen von Thor's Böcken.

(Aus der jüngern Edda, übersetzt von Simrock.)

Thor fuhr einmal aus mit seinem Wagen und seinen Böcken, und mit ihm der Gott, der Loki heißt. Da kamen sie am Abend zu einem Bauer und fanden da Herberge. Zu Nacht nahm Thor seine Böcke und schlachtete sie; darauf wurden sie abgezogen und in den Kessel getragen. Und als sie gesotten waren, setzte sich Thor mit seinem Gefährten zum Nachtmahl. Thor bat auch den Bauer, seine Frau und dessen zwei Kinder, mit ihm zu speisen. Des Bauern Sohn hieß Thialfi und die Tochter Röskwa.

Da legte Thor die Bocksfelle neben den Herd und sagte, der Bauer und seine Hausleute möchten die Knochen auf die Felle werfen. Thialfi, des Bauern Sohn, hatte das Schenkelbein des einen Bocks, das schlug er mit seinem Messer entzwei, um zum Mark zu kommen. Thor blieb die Nacht da, und am Morgen stand er auf vor Tag, kleidete sich, nahm den Hammer Miöllnir und erhob ihn, die Bocksfelle zu weihen. Da standen die Böcke auf; aber dem einen lahmte das Hinterbein.

Thor befühlte es und sagte, der Bauer oder seine Hausgenossen müßten unvorsichtig mit den Knochen des Bocks umgegangen sein, denn er sehe, das eine Schenkelbein wäre zerbrochen.

Es braucht nicht weitläufig erzählt zu werden, da es ein Jeder begreifen kann, wie der Bauer erschrecken mochte, als er

sah, daß Thor die Brauen über die Augen sinken ließ, und wie wenig er auch vor den Brauen noch sah, so meinte er doch vor der Schärfe des Blicks zu Boden zu fallen. Thor faßte den Hammerschaft so hart mit den Fingern an, daß die Knöchel davon weiß wurden. Der Bauer geberdete sich, wie man denken mag, so, daß alle seine Hausgenossen entsetzlich schrieen und Alles, was sie hatten, zum Ersatze boten. Als Thor ihren Schrecken sah, ließ er von seinem Zorn, beruhigte sich und nahm ihre Kinder Thialfi und Röskwa zum Vergleich an: die wurden nun Thor's Dienstleute und folgten ihm seitdem überall.

Kulturgeschichtliche Anwendung des Märchens.

Man kann aus diesem Märchen auch ein Stück Kulturgeschichte hervorschimmern sehen: den Zustand nordischer Bauern aus uralter Zeit. Thor war nämlich der Gott der niedern Stände, der Bauern und Knechte; der Edlen Gott war Odin, mit welchem die Helden nach dem Tode vom Eber Sährimnir zu schmausen hofften. Den Thor lassen sie aber einmal sagen, da er überfahren will:

„Fahr' mich über den Sund,
So füttr' ich dich morgen.
Einen Korb hab' ich auf dem Rücken,
Bess're Kost giebt es nicht.
Eh' ich ausfuhr,
Aß ich in Ruh'
Hering und Habermus;
Hab' noch davon."

Wenn das den niedern Leuten im Norden gute Kost war, so mag man wohl denken, daß sie nicht oft einen Bock zum Verspeisen hatten. Ja wenn ein solcher nach dem Essen nur wieder durch irgend einen Segen hätte lebendig gemacht werden können, da wären sie wohl öfter daran gegangen. Was bei ihnen nur

Wunsch sein konnte, dichteten sie ihrem Gotte an, der doch natürlich mehr als sie können mußte. Dann freilich mußte er auch noch nicht für ungnädig gelten, wenn er zur Buße für die Beschädigung eines solchen Wunderbockes zwei Menschen als leibeigen annahm!

11.

Der Ziegenbock in der Bibel.

Auch die Bibel erzählt uns Einiges, wo Böcke ihre Rolle spielen; denn die Israeliten und ihre Stammväter hatten frühzeitig Ziegen unter ihren Heerden. Als die Söhne Jakob's ihren Bruder Joseph verkauft hatten, „da nahmen sie Joseph's Rock, und schlachteten einen Ziegenbock, und tunkten den Rock ins Blut, und schickten den bunten Rock hin, und ließen ihn ihrem Vater bringen, und sagten: Diesen haben wir gefunden; siehe, ob es deines Sohnes Rock sei, oder nicht. Er kannte ihn aber und sprach: Es ist meines Sohnes Rock; ein böses Thier hat ihn gefressen, ein reißendes Thier hat Joseph zerrissen! Und Jakob zerriß seine Kleider, und legte einen Sack um die Lenden, und trug Leide um seinen Sohn lange Zeit."

Viel wichtiger sind noch die Böcklein in der Geschichte von Isaak und seinen Söhnen, da sie dem Jakob zum väterlichen Segen verhelfen mußten. Das ist eine Familiengeschichte aus den grauesten Zeiten, wie sie uns nicht besser heutige „Dorfgeschichten" aus unserm Leben vorführen können; und wir können sie auch nicht besser erzählt hören, als wie es die Bibel thut. Darum leset sie hier!

Der Segen des Patriarchen.

Es begab sich, da Isaak war alt geworden, daß seine Augen dunkel wurden, zu sehen, rief er Esau, seinen größern Sohn,

und sprach zu ihm: Mein Sohn! Er aber antwortete ihm: Hier bin ich.

Und er sprach: Siehe, ich bin alt geworden und weiß nicht, wann ich sterben soll. So nimm nun deinen Zeug, Köcher und Bogen, und gehe aufs Feld, und fange mir ein Wildpret. Und mache mir ein Essen, wie ichs gerne habe, und bringe mirs herein, daß ich esse, daß dich meine Seele segne, ehe ich sterbe.

Rebekka aber hörte solche Worte, die Isaak zu seinem Sohne Esau sagte. Und Esau ging hin aufs Feld, daß er ein Wildpret jagte und heim brächte. Da sprach Rebekka zu Jakob, ihrem Sohne: Siehe, ich habe gehört deinen Vater reden mit Esau, deinem Bruder, und sagen: Bringe mir ein Wildpret, und mache mir Essen, daß ich esse, und dich segne vor dem Herrn, ehe ich sterbe. So höre nun, mein Sohn, meine Stimme, was ich dir heiße. Gehe hin zu der Heerde, und hole mir zwei gute Böcklein, daß ich deinem Vater ein Essen davon mache, wie ers gerne hat. Das sollst du deinem Vater hineintragen, daß ers esse, auf daß er dich segne vor seinem Tode.

Jakob aber sprach zu seiner Mutter Rebekka: Siehe, mein Bruder Esau ist rauh, und ich glatt; so möchte vielleicht mein Vater mich begreifen, und würde vor ihm geachtet, als ob ich ihn betrügen wollte; und brächte über mich einen Fluch, und nicht einen Segen.

Da sprach seine Mutter zu ihm: Der Fluch sei auf mir, mein Sohn; gehorche nur meiner Stimme, gehe und hole mir.

Da ging er hin und holete, und brachte es seiner Mutter. Da machte seine Mutter ein Essen, wie sein Vater gerne hatte, und nahm Esau's, ihres größeren Sohnes, köstliche Kleider, die sie bei sich im Hause hatte, und zog sie Jakob an, ihrem kleinern Sohne. Aber die Felle von den Böcklein that sie ihm um seine Hände, und wo er glatt war am Halse. Und gab also das Essen mit Brod, wie sie es gemacht hatte, in Jakob's Hand, ihres Sohnes. Und er ging hinein zu seinem Vater, und sprach: Mein Vater! — Er antwortete: Hier bin ich. Wer bist du, mein Sohn?

Jakob sprach zu seinem Vater: Ich bin Esau, dein erstgeborner Sohn; ich habe gethan, wie du mir gesagt hast; stehe auf, setze dich, und iß von meinem Wildpret, auf daß mich deine Seele segne.

Isaak aber sprach zu seinem Sohne: Mein Sohn, wie hast du so bald gefunden? — Er antwortete: Der Herr, dein Gott, bescheerte mirs. — Da sprach Isaak zu Jakob: Tritt herzu, mein Sohn, daß ich dich begreife, ob du seist mein Sohn Esau, oder nicht.

Also trat Jakob zu seinem Vater Isaak, und da er ihn begriffen hatte, sprach er: Die Stimme ist Jakob's Stimme, aber die Hände sind Esau's Hände. — Und er kannte ihn nicht, denn seine Hände waren rauh, wie Esau's, seines Bruders, Hände, und er segnete ihn.

Und er sprach zu ihm: Bist du mein Sohn Esau? — Er antwortete: Ja, ich bins. — Da sprach er: So bringe mir her, mein Sohn, zu essen von deinem Wildpret, daß dich meine Seele segne. Da brachte er es ihm, und er aß; und trug ihm auch Wein hinein, und er trank. Und Isaak, sein Vater, sprach zu ihm: Komm her, und küsse mich, mein Sohn.

Er trat hinzu, und küssete ihn. Da roch er den Geruch seiner Kleider, und segnete ihn, und sprach: Siehe, der Geruch meines Sohnes ist wie ein Geruch des Feldes, das der Herr gesegnet hat. Gott gebe dir vom Thau des Himmels, und von der Fettigkeit der Erde, und Korn und Wein die Fülle. Völker müssen dir dienen, und Leute müssen dir zu Füßen fallen. Sei ein Herr über deine Brüder, und deiner Mutter Kinder müssen dir zu Füßen fallen. Verflucht sei, wer dir fluchet; gesegnet sei, wer dich segnet.

Als nun Isaak vollendet hatte den Segen über Jakob, und Jakob kaum hinausgegangen war von seinem Vater Isaak: da kam Esau, sein Bruder, von seiner Jagd; und machte ein Essen, und trug es hinein zu seinem Vater, und sprach zu ihm: Stehe auf, mein Vater, und iß von dem Wildpret deines Sohnes, daß mich deine Seele segne.

Da antwortete ihm Isaak, sein Vater: Wer bist du? — Er sprach: Ich bin Esau, dein erstgeborner Sohn. — Da entsetzte sich Isaak über die Maße sehr, und sprach: Wer? Wo ist denn der Jäger, der mir gebracht hat, und ich habe von allem gegessen, ehe du kamest, und habe ihn gesegnet? Er wird auch gesegnet bleiben!

Als Esau diese Rede seines Vaters hörte, schrie er laut, und ward über die Maße sehr betrübt, und sprach zu seinem Vater: Segne mich auch, mein Vater! — Er aber sprach: Dein Bruder ist gekommen mit List, und hat deinen Segen hinweg.

Da sprach er: Er heißt wohl Jakob; denn er hat nun zweimal mich untertreten. Meine Erstgeburt hat er dahin; und siehe, nun nimmt er auch meinen Segen. Und sprach: Hast du mir denn keinen Segen vorbehalten?

Isaak antwortete und sprach zu ihm: Ich habe ihn zum Herrn über dich gesetzet, und alle seine Brüder habe ich ihm zu Knechten gemacht; mit Korn und Wein habe ich ihn versehen; was soll ich dir nun thun, mein Sohn?

Esau sprach zu seinem Vater: Hast du denn nur einen Segen, mein Vater? Segne mich auch, mein Vater! — Und hob auf seine Stimme und weinete. — Da antwortete Isaak, sein Vater, und sprach zu ihm: „Siehe da, du wirst eine fette Wohnung haben auf Erden, und vom Thau des Himmels von oben her. Deines Schwertes wirst du dich nähren, und deinem Bruder dienen. Und es wird geschehen, daß du auch ein Herr, und sein Joch von seinem Halse reißen wirst.

Und Esau war Jakob gram um des Segens willen, damit ihn sein Vater gesegnet hatte, und sprach in seinem Herzen: Es wird bald die Zeit kommen, daß mein Vater Leid tragen muß; denn ich will meinen Bruder Jakob erwürgen. . .

(Später aber versöhnten sich die Brüder mit einander.)

Der Sündenbock.

Am großen jährlichen Versöhnungstage der Juden wurden, nach Mose's Vorschrift, zwei Böcke zum Sündopfer herbeige-

führt; der eine, wie das Loos ihn traf, wurde dem Herrn geopfert; auf den andern legte der Hohepriester seine Hände, bekannte auf ihn alle Missethat der Kinder Israel, legte sie dem Thiere auf, ließ es sodann in die Wüste führen und allda von einem Felsen schleudern.

Es wird erzählt*), daß dieser Sündenbock an einem scharlachfarbenen Bande zur Wüste geführt und dasselbe an dem Felsen befestigt worden sei, von welchem das Thier hinabgeworfen wurde. Sei nun dies Band in Kürze weiß geworden, so habe man dies als Zeichen der himmlischen Vergebung genommen und mit unermeßlichem Jubel begrüßt. Der Prophet Jesaias sagt deshalb:

„Wenn eure Sünde gleich blutroth ist, soll sie doch schneeweiß werden; und wenn sie gleich ist wie Rosenfarbe, soll sie doch wie Wolle werden.“

12.

Die Bockweihe.

Ein Versöhnungsfest, ähnlich dem jüdischen, feierten die heidnischen Preußen, Lithauer, Liev- und Kurländer; und sie feierten es heimlich noch, da sie schon als Christen galten; gegen das Ende des 17. Jahrhunderts mußten strenge Gesetze dagegen erlassen werden.

Die Bewohner eines Dorfes kamen zusammen in einer Scheuer; der (heidnische) Priester hielt einen schwarzen Bock an den Hörnern; knieend, die rechte Hand auf des Bockes Rücken, beichteten die Männer ihre Sünden, während die Weiber daheim die Gelagzurüstungen besorgten. Der Priester strafte sie bei ihren Bekenntnissen mit Schlägen und Haarraufen; sodann besprengte er sie insgemein feierlich mit dem Blute des geschlachteten Bocks; das Fleisch desselben nahm er mit nach Hause,

*) Von den Rabbinen.

um es dem Gott Czernobog (in der Volkssprache: Zornebock) zu opfern. — Ueberlustig soll's dann beim Gelage zugegangen sein, bei welchem der Priester mitzechend Thaten der Vorfahren erzählte und endlich, selber zum Beichten veranlaßt, mit der früher ausgegebenen (hand- und haargreiflichen) Münze ehrlich rückbezahlt wurde.

13.

Der dämonische Bock.

Als das Christenthum zu den germanischen Völkern kam, gingen diese noch lange nicht von dem alten Aberglauben ab. Da spukte noch Vieles fort, was sie für heilig anzusehen bisher gewohnt waren, obwohl ihnen dasselbe für Teufelsverehrung ausgelegt wurde.

Um einen Schatz zu heben — so hieß es noch in spätester Zeit — muß man für den Geist, der ihn hütet, gleichsam als Opfer einen schwarzen Bock darbringen, „an dem kein helles Härchen ist".

Noch in unserm Jahrhunderte glaubte man, daß es Leute gebe, welchen der Teufel in der Art diene, daß er auf einem Bock durch die Felder reite, und daß alles Korn auf seinem Wege in ihre Scheune, in ihren Kasten fliege. Die im Felde hinterlassene Spur nannte man den „Bocksschnitt" oder auch „Bilsenschnitt".

Bekannter noch sind die Sagen von den Hexenversammlungen auf gewissen Bergen, wo man den Teufel in Gestalt eines Bockes anbeten sollte. Ursprünglich waren es wohl noch geheime Opfer, die man dem verpönten Heidengotte brachte, eine Bocksweihe in der Art der Lithauer und Preußen. Später, wo nichts dergleichen mehr bestand, blieb doch noch der Glaube, daß da in erster Mainacht so etwas vorgehe, und aus armen, alten Weibern, die höchstens so etwas geträumt hatten, folterte man noch den alten Spuk heraus. Auf Besenstielen, Mistgabeln, auf Böcken sollten sie dahin fahren; auf hohem Stuhl in

der Mitte des Hexenkreises sollte der „große Bock" mit schwarzem Menschenangesichte ihre Huldigungen annehmen und sich erzählen lassen, was sie Böses gethan. Dann, so hieß es, wird ein Mahl gehalten, erhellt von schwarzen Fackeln, die angezündet werden an dem Licht, welches dem großen Bock zwischen den Hörnern brennt. Nach der Mahlzeit ist Tanz — davon sieht man noch andern Tags die Spuren der Bocksfüße — und zuletzt brennt sich der große Bock zu Asche, die unter alle Hexen vertheilt wird, um damit Schaden zu stiften.

14.

Des Herrn und des Teufels Gethier.

Thor, der ungeschlachte Naturgott des niedern Volkes, sollte Böcke haben; Odin, der Kriegs- und Jagdgott, dagegen zwei Wölfe; von ihnen singt die Edda:

„Geri und Freki
Füttert der krieggewohnte
Herrliche Heervater."

Und nun hört ein deutsches Volksmärchen, wie da noch Heidnisches nach klingt, obwohl darin von Gott und Teufel die Rede ist!

Gott der Herr hatte alle Thiere erschaffen und sich die Wölfe zu seinen Hunden auserwählt; blos der Geiß hatte er vergessen. Da richtete sich der Teufel an, wollte auch schaffen und machte die Geißen mit feinen langen Schwänzen. Wenn sie nun zur Weide gingen, blieben sie gewöhnlich mit ihren Schwänzen in den Dornhecken hängen; da mußte der Teufel hineingehen und sie mit vieler Mühe losknüpfen. Das verdroß ihn zuletzt, war her und biß jeder Geiß den Schwanz ab, wie noch heutigen Tages an den Stümpfen zu sehen ist.

Nun ließ er sie zwar allein weiden, aber es geschah, daß Gott der Herr zusah, wie sie bald einen fruchtbaren Baum benagten, bald die edlen Reben beschädigten, bald andere zarte Pflanzen verderbten. Das jammerte ihn, so daß er aus Güte

und Gnaden seine Wölfe dran hetzte, welche die Geißen, die da gingen, bald zerrissen.

Wie der Teufel das vernahm, trat er vor den Herrn und sprach: „Dein Geschöpf hat mir das meine zerrissen!“

Der Herr antwortete: „Was hattest du es zu Schaden erschaffen?“

Der Teufel sagte: „Ich mußte das! Gleichwie selbst mein Sinn auf Schaden geht, so konnte, was ich erschaffen, keine andere Natur haben. Du mußt mir's theuer bezahlen.“

„Ich zahl' dir's, sobald das Eichenlaub abfällt; dann komm, dein Geld ist schon gezählt.“

Als das Eichenlaub abgefallen war, kam der Teufel und forderte seine Schuld. Der Herr aber sprach: „In der Kirche zu Konstantinopel steht eine hohe Eiche, die hat noch all ihr Laub.“

Mit Toben und Fluchen entwich der Teufel und wollte die Eiche suchen, irrte sechs Monate in der Wüstenei, ehe er sie fand, und als er wiederkam, waren derweil wieder alle andern Eichen voll grüner Blätter. Da mußte er seine Schuld fahren lassen, stach im Zorn allen übrigen Geißen die Augen aus und setzte ihnen seine eigenen ein.

Darum haben alle Geißen Teufelsaugen und abgebissene Schwänze, und er nimmt gern ihre Gestalt an. (Grimm.)

15.

Der Schneiderbock.

Bock und Ziege haben guten Humor, machen gern ihre Luftsprünge, sind dabei mager — man sagt das alles den Schneidern nach; die Handwerker haben nun einmal früher sich gern gegenseitig verspottet. Weiß der liebe Himmel, wie man darauf so allgemein gekommen ist, den Schneider immer mit der Ziege in Verbindung zu bringen und ihn gar auf einem Bocke reiten zu lassen:

„Reiten auf dem Ziegenbock,
Ueber Stein und über Stock;
Lustig Blut,
Schneiderblut,
Schönes Schni- Schna- Schneiderblut!“

Der Schneider braucht sich aber solche Beziehung gar nicht sehr zu Herzen zu nehmen; denn, wie wir gesehen haben, ist die Familie Ziege bei alten Völkern hochgeachtet, in Aegypten übrigens sogar verehrt worden; und was das mit dem jüdischen Sündenbock betrifft, so ist es auch keine Kleinigkeit, alle Missethaten eines ganzen Volkes auf sich zu nehmen. Vom Teufel aber hat ein Schneider wohl nichts als die „Hölle“, wo er die Zeugabschnitte hinwirft. — Freilich hat man die Schneider mit dem Ziegenbock um so mehr geschoren, je mehr sie es übel genommen haben. Aber der brandenburgische Feldmarschall Derfflinger, der früher Schneidergesell war, hat es auch einmal den Stettinern eingetränkt, als sie ihn damit ärgern wollten, daß sie das Bild eines den Ziegenbock reitenden Schneiders zur Mauer heraushängten. Seine Kanonen wirkten da erschütternder als früher die mauerbrechenden „Sturmböcke“ der Römer.

Der Ziege müssen wir es denn aber wieder zur Ehre anschreiben, daß sie mit einem Stande in Verbindung gebracht wird, der — weil Kleider — Leute macht, und der so viele ehrenwerthe Männer hervorgebracht hat, wie obigen Derfflinger, und dann die Schneidersöhne Hans Sachs, Johann Agricola (den Mitreformator Luther's), Paul Eber, den Verfasser des Liedes: „Wenn wir in höchster Noth und Pein“ u. s. w.

16.

Die böse Ziege im Märchen: „Tischchen deck' dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack.“

Das oben bezeichnete Märchen erzählt: Vor Zeiten war ein Schneider, der drei Söhne hatte und nur eine einzige Ziege.

Aber die Ziege, weil sie alle zusammen mit ihrer Milch ernährte, mußte ihr gutes Futter haben und täglich hinaus auf die Weide geführt werden. Die Söhne thaten das nach der Reihe. Einmal brachte sie der älteste auf den Kirchhof, wo die schönsten Kräuter standen, ließ sie da fressen und herumspringen. Abends, als es Zeit war heimzugehen, fragte er: „Ziege, bist du satt?“ Die Ziege antwortete:

„Ich bin so satt,
Ich mag kein Blatt — meh! meh!“

Da führte sie der Junge nach Hause in den Stall, und da der Vater fragte, ob die Ziege ihr gehöriges Futter habe, antwortete jener: „O die ist so satt, sie mag kein Blatt mehr.“ Der alte Schneider wollte sich aber selbst überzeugen, ging hinab in den Stall, streichelte das liebe Thier und fragte: „Ziege, bist du auch satt?“ Die Ziege antwortete:

„Wovon sollt' ich satt sein?
Ich sprang nur über die Gräbelein
Und fand kein einzig Blättlein — meh! meh!“

„Was muß ich hören?“ rief der Schneider, lief hinauf und sprach zu dem Jungen: „Ei du Lügner, sagst, die Ziege wäre satt, und hast sie hungern lassen?“ und in seinem Zorn nahm er die Elle von der Wand und jagte ihn zum Haus hinaus.

So ging es auch dem zweiten und dem dritten Sohn; endlich war der Schneider allein mit seiner Ziege; er brachte sie selbst zu grünen Hecken und unter Schafrippe und was die Ziegen gerne fressen. „Da kannst du dich einmal nach Herzenslust sättigen“, sprach er zu ihr und ließ sie weiden bis zum Abend. Da fragte er: „Ziege, bist du satt?“ Sie antwortete:

„Ich bin so satt,
Ich mag kein Blatt — meh! meh!“

„So komm' nach Haus!“ sagte der Schneider, führte sie in den Stall und band sie fest. Als er wegging, kehrte er sich noch einmal um und sagte: „Nun bist du doch einmal satt.“ Aber die Ziege machte es ihm nicht besser, sondern rief:

„Wie sollt' ich satt sein?
Ich sprang nur über die Gräbelein
Und fand kein einzig Blättlein — meh! meh!“

Als der Schneider das hörte, stutzte er und sah wohl, daß er seine Söhne ohne Ursache verstoßen hatte. Da holte er im Zorn sein Bartmesser, seifte der Ziege den Kopf ein und schor sie so glatt wie seine flache Hand. Und weil die Elle zu ehrenvoll gewesen wäre, nahm er eine Peitsche und versetzte ihr solche Hiebe, daß sie in gewaltigen Sprüngen davon lief.

Die Ziege schämte sich, daß sie einen kahlen Kopf hatte, lief in eine Fuchshöhle und verkroch sich darin. Als der Fuchs nach Hause kam, funkelten ihm ein paar große Augen aus der Dunkelheit entgegen, daß er erschrak und wieder zurücklief. Der Bär begegnete ihm, und da der Fuchs ganz verstört aussah, so sprach er: „Was ist dir, Bruder Fuchs, was machst du für ein Gesicht?“ — „Ach“, antwortete der Rothe, „ein grimmig Thier sitzt in meiner Höhle und hat mich mit feurigen Augen angeglotzt.“ — „Das wollen wir bald austreiben“, sprach der Bär, ging mit zu der Höhle und schaute hinein; als er aber die feurigen Augen erblickte, wandelte ihn ebenfalls die Furcht an; er wollte mit dem grimmigen Thier nichts zu thun haben und nahm Reißaus. Die Biene begegnete ihm, und da sie merkte, daß es ihm in seiner Haut nicht wohl zu Muthe war, sprach sie: „Bär, du machst ja ein gewaltig verdrießlich Gesicht; wo ist deine Lustigkeit geblieben?“ — „Du hast gut reden“, antwortete der Bär, „es sitzt ein grimmig Thier mit Glotzaugen in dem Hause des Rothen, und wir können es nicht herausjagen.“ — Die Biene sprach: „Du dauerst mich, Bär; ich bin ein armes, schwaches Geschöpf, das ihr im Wege nicht anguckt, aber ich glaube doch, daß ich euch helfen kann.“

Sie flog in die Fuchshöhle, setzte sich der Ziege auf den glattgeschornen Kopf und stach sie so gewaltig, daß sie aufsprang, „Meh! meh!“ schrie und wie toll in die Welt hineinlief; und weiß niemand auf diese Stunde, wo sie hingelaufen ist.

Hier hat die Phantasie des Volkes an der boshaften Laune der Ziege, an dem „capriciösen" Wesen, das von der Ziege (capra) die Bezeichnung hat, ergötzlich angeknüpft, indem sie das Thier selbst gegen seinen Ritter, den Schneider, Ränke treiben und dann mit seinen Glotzaugen sogar den Ausbund der List wie den der Kühnheit in altdeutschen Wäldern, den Fuchs und Bär, erschrecken läßt.

Nun wahrlich, capriciös ist die Ziege und mag einen gar sehr ärgern können, da ja die Redensart entstanden ist: „Ich will lieber Geißen hüten", was den Hintergedanken hat: Das ist gewiß das Unangenehmste, was es gibt!

Davon weiß auch die christliche Legende zu erzählen.

17.

Sanct Peter mit der Geiß.

Nach Hans Sachs.

Als noch auf Erden Christus reist',
Und mit ihm Petrus allermeist,
Kam's, daß an einem Scheideweg
Sanct Peter anhub im Gespräch:
„O Herre Gott und Meister mein,
Mich wundert sehr der Güte dein,
Weil du doch, Gott, allmächtig bist,
Und läßt es gehn zu jeder Frist
Auf Erden, wie es eben geht,
Wie's Habakuk sagt, der Prophet:
Gewalt und Frevel sei vor Recht,
Der Gottlos' übervortheil' schlecht
Mit Schalkheit den Gerechten, Frommen;
Es könn' kein Recht zum Schluß mehr kommen.
So läuft's noch durcheinander sehr,
Wie bei den Fischen in dem Meer,
Wo einer stets den andern schlingt:
Der Bös' den Guten überringt;

Gar übel steht's an allen Enden;
In obern und in niedern Ständen
Macht jeder, was er machen will.
Dem siehst du zu und schweigest still,
Als ging's dich eben glatt nichts an,
Als könntest nichts dich unterfahn.
O wäre nur die Herrschaft mein,
Dürft' ich ein Jahr nur Herrgott sein,
Sollt' haben die Gewalt wie du:
Wollt' einmal anders schaun dazu.
Ich wollte steuern mit meiner Hand
Betrug und Wucher, Raub und Brand;
Ich wollt' anrichten ein lieblich Leben!" —
Der Herr sprach: „Peter, meinst du eben,
Du wollt'st auf Erden besser schalten,
All' Dinge weislicher gestalten,
Daß Gutem Schutz sei, Bösem Wehr?" —
Sanct Petrus drauf vermaß sich sehr:
„Ja, ich wollt' beſſ're Ordnung halten!" —
Der Herr sprach: „Nun, so mußt verwalten,
Peter, die hohe Herrschaft mein;
Sollst heut'gen Tages Herrgott sein!
Schaff' und geben' allwie du wilt,
Sei hart, streng, gütig oder mild,
Theil' aus den Fluch, theil' aus den Segen,
Gieb Sonnenschein, Wind oder Regen,
Du magst bestrafen, magst belohnen,
Magst plagen, schützen oder schonen;
In Summa: mein ganz Regiment
Geb' ich für heut' in deine Händ'!"
Und alsobald auch seinen Stab
Der Herr in Petri Hände gab.

Sanct Petrus war da wohlgemuth,
Der Herrgott sein, das deucht' ihm gut.

Indem kam her ein armes Weib,
Bleich von Gesicht und dürr von Leib,
Barfuß und in zerriss'nem Kleid,
Das trieb ein Geißlein auf die Weid'.
Und als sie an den Scheidweg kam,
Sprach sie: „Nun geh' in Gottes Nam',
Geh', Geißlein, jetzt zur Weid' allein;
Kann wahrlich nit mehr bei dir sein.
Muß Taglohn thun, damit mein Kind
Auch 'was daheim zu essen find'.
Du aber gras' und fürcht' dich nit,
Weil ich den lieben Herrgott bitt',
Daß er dich nehm' in seine Hut.
Grüß' Gott! Der Herr behüt' dich gut!"

Sie ging und ließ der Geiß den Lauf;
Der Herr zu Petro sprach darauf:
„Petrus, hast das Gebet der Armen
Gehört? Mußt ihrer dich erbarmen;
Die Geiß ihr hüten diesen Tag,
Daß sie sich nicht verliert im Hag,
Kein Dieb sie stiehlt, kein Wolf sie frißt;
Da du doch heut der Herrgott bist!"

Petrus nahm nach des Herren Wort
Die Geiß in seine Hut sofort
Und trieb sie auf die Weid' hinan.
Da fing Sanct Peter's Unruh' an:
Die Geiß war eigenwillig, keck,
Blieb gar nicht stehn auf einem Fleck,
Lief auf der Weide hin und wieder,
Sie stieg bergauf und stieg hernieder,
Sprang über Dorn und Stock und Stein;
Sanct Petrus immer hinterdrein;
Mit Schelten, Aechzen, Blasen, Schnauben:

Es wollt' ihm schier den Athem rauben,
Aus allen Poren rann der Schweiß.
Nicht kümmerte sich deß die Geiß,
Bis Abends spät sie Heimweh hatt',
Da sie denn Petrus, müd' und matt,
Zum Dorf herangetrieben brachte.
Der Herr sah Petrum an und lachte:
„Nun, Petrus, willst mein Regiment
Noch stärker nehmen in die Händ'?"

Sprach Petrus: „Lieber Herre, nein!
Nimm wieder hin, der Stab sei dein,
Dein die Gewalt, ich mag mit nichten
Forthin dein Weltenamt verrichten.
Herr, woll' die Thorheit mir verzeihn;
Will nimmer wieder reden drein,
Da ich sogar mit allem Fleiß
Nicht eine Geiß zu lenken weiß."

18.

Sprichwörter
von der Ziege und dem Bock.

Die Menschen haben aus der Beobachtung der Ziege auch Manches gelernt und haben es sich in kurzen bildlichen Aussprüchen fürs Leben eingeprägt. Da heißt es unter Anderm:

Man muß den Bock nicht zum Gärtner setzen. — Warum? Weil er gern etwas Grünes frißt, was gerade im Garten sorgsam gepflegt wird, und zwar das Beste, die zartesten Sprossen sind ihm gut genug; dabei hat er auch nicht gelernt, bescheidene Wege zu gehen, sondern wie es ihm einfällt, spaziert er hin und tanzt wohl gar auf Beeten und Rabatten! Wer wird ihn also dort anstellen? — So wird man denn aber auch einem menschlichen Leckermäulchen nicht die

Speisekammer, einem Weinbold nicht den Keller, einem Spieler kein Geld zur Aufbewahrung, einem Faselhans nicht die Aufsicht über Kinder, oder gar einem Diebe die Stadtnachtwache anvertrauen. Sonst „setzt man den Bock zum Gärtner“, meint das Sprichwort.

Wider stößigen Bock wird kein Proceß erkannt. — Daß ein Bock stößt, weiß Jedermann; geht er unachtsam in seine Nähe und bekommt einen empfindlichen Puff in die Seite, so darf er sich nicht beklagen. So hast du es dir auch selber zuzuschreiben, wenn du dich unter Händelsüchtige mischest und empfängst deinen Theil Schläge. Es wird dich auch Niemand bedauern, wenn man dich „auszieht“, d. h. deinen Geldbeutel leert, nachdem du dich zum Spiel unter Gauner gesetzt hast. Die übrigen Beispiele mache dir selber!

Der Bock weiß, daß er Hörner hat — man braucht's ihm nicht erst weiß zu machen, indem man ihm entgegenstößt. Man braucht auch den Eiteln nicht zu loben; es ist ihm nicht gut, denn er weiß schon, daß er „Prinz Tausendschön“ oder die „kluge Henne“ ist. Man muß dem Uebermüthigen nicht Demuth bezeigen; man fordert ihn nur heraus zur Rücksichtslosigkeit. Wer wird das „Kratzbürstchen“ anhetzen zu Neckereien? Oder wirst du den Geizigen zur Sparsamkeit mahnen, damit er ja erst ein Knicker wird?

Der Bock läßt wohl von Bart, aber nicht von Art — Mit dem Aeußerlichen wird nichts abgethan, gleichwie der Bock Bock bleibt, wenn auch der Bart weg ist. Putz' den „Schmutzbarthel“ hübsch an, und er besudelt sich doch; stecke den „Hampelmann“ in steife Vatermörder, und er wird doch seine „Kinkerlitzchen“ machen; stelle den Grobian als Ceremonienmeister an, und er wird bald einen zur Thür hinauswerfen.

Der Himmel läßt der Ziege den Schwanz nicht zu lang wachsen. — Das ist eigentlich mit der Ziege

gut gemeint, denn, wie wir schon aus dem Märchen von des Teufels Gethier wissen, blieb sie mit ihrem Langschwanz in den Dornbüschen hangen, in die sie sich doch des leckern Futters wegen hineindrängt. Aber das Sprichwort nimmt die Sache ironisch, d. h. durch Verstellung umgekehrt, und so bedeutet es: Glücklicherweise ist einem nicht Alles vergönnt! Wenn Jeder könnte, wie er wollte, so würde es manchem Schwachen übel ergehen aber es ist schon dafür gesorgt, daß Schranken sind. Was der Himmel nicht unmittelbar durch die Natur hierin gethan, das thut menschliches Uebereinkommen in Sitte und Gesetz. Kaiser Nero wünschte der ganzen Menschheit den Kopf abzuschlagen — aber der Himmel läßt der Ziege den Schwanz nicht zu lang wachsen. Wenn der Handelsmann Peter Mäffert alle Juden könnte von dannen jagen: morgen gäbe es keinen einzigen mehr im Lande — aber der Himmel läßt der Ziege den Schwanz nicht zu lang wachsen.

„Ziegen haben's in sich."

Wer sieht's der magern Ziege an,
Daß fette Milch sie geben kann?
Der Bursch' dahier, so unansehnlich,
So still für sich, stets wie gewöhnlich,
Hält doch am besten Feld und Haus,
Tritt männlich, wo es gilt, heraus.
So Manchen giebt es in der Welt,
Der dich gar mager unterhält,
Dess' Aeuß'res wenig dir verspricht:
Und ist der Wissenschaft ein Licht,
Ist ein Orakel in dem Rath
Und eine Säule für den Staat!

Urtheil' nicht nach dem äußern Schein;
Ein Krüppel kann der Größte sein!

Und auf das Schicksal nicht geschmält,
Wenn dir ein würdig Ansehn fehlt!
Bild' innen dich und tröste dich
Mit: „Ziegen haben es in sich!"

19.

Zwei Fabeln.

Der Bock und der Fuchs in der Cisterne.

Es war ein Bock von Durst geplagt,
Ein Füchslein auch, und unverzagt
Sprangen sie beid' in die Cisterne.
Nun wieder wär' der Bock wohl gerne,
Als er gesättigt war, heraus.
„Bedenklich" — sprach er — „sieht es aus."

Jedoch das list'ge Füchslein spricht:
„Herr Bock, bedenklich find' ich's nicht.
Denn eh' ich meinen Sprung gemacht,
Hab' ich den Rückweg schon bedacht.
So weiß ich denn nun guten Rath:
Lehn' dich an diese Mauer grad',
So spring' ich leicht an dir zu Tag,
Und leicht dann zieh' ich dich mir nach."

Der Bock hat das denn auch gethan;
Das Füchslein sprang an ihm hinan,
Und als es draußen war, da sprach
Der Bock: „Herr Fuchs, nun zieh' mich nach!"

Jedoch das list'ge Füchslein spricht:
„Mit meiner Klugheit helf' ich nicht.
Wär' Weisheit in dem Hirn gepaart
Zu deinem weißen Haar im Bart,

So hättest selbst zuvor bedacht,
Eh' du den großen Sprung gemacht,
Wie denn du wieder kämst nach Haus.
Gehab' dich wohl! Ich bin heraus."

Der Wolf und die Geißen.

(Aus „Jung Isegrim".)

Der Wolf kam einem Dorfe nah';
Ein Brunnenhäuschen stand allda.
Just dahinein, wie er erschien,
Sah er drei Ziegen schnell entfliehn.

„Die hab' ich! — dacht' er — Endlich kommt
Der Fraß, der mir für's Leben frommt.
Gutheil! — so rief er — Liebe Geißen,
Kommt nur heraus, ich will euch speisen."

Sie meckerten: „Wir sterben gern,
Gehn ein zur Freude unsers Herrn;
Helft nur ein Sterbelied uns singen,
Dann mögt ihr uns hinunterschlingen."

Rief da der Wolf: „Mein Bauch ist hohl;
Fürwahr, zum Kantor taug' ich wohl,
Mir war schon lange singerlich."
Und in Geheul erging er sich,
Daß auf im Dorf die Bauern sprangen,
Nach Messern griffen und nach Stangen.

Zerbläut, verwundet, müdgehetzt,
Liegt in dem Wald das Wölflein jetzt.
„Was wird — so ächzt es — auf der Erden
Noch aus mir armem Schlucker werden!"

20.

Der Ziege Preis.

Der Ziege Preis nun will ich singen!
Ja, Bock und Ziege sind es werth,
Daß ihnen Lieder auch erklingen,
So gut wie Löwe, Hund und Pferd.

Sie setzen über Heck' und Graben
Und klettern an der Felsenwand;
Wie Hündlein folgen sie dem Knaben
Und treiben mit ihm Spiel und Tand.

Saht ihr von Ziegen schon gezogen
Der Kinder rasselndes Gefähr?
Nun freilich, manchmal geht's in Bogen;
Das kommt von ihrer Schalkheit her!

Saht ihr, wie Leuen kühn, zwei Böcke
Sich liefern ihre luft'ge Schlacht,
Wie aus der Höh', als wären's Blöcke,
Ein Schädel an den andern kracht?

Es ist so traulich, keck und drollig,
So schalkhaft doch kein ander Thier!
Zwar ist es nicht wie Schafe wollig;
Doch — kennt ihr Shawls von Kaschemir?

Und fragt die Wittib nach der Geiße:
Ob ihr das einz'ge Thierlein werth,
Das ihr die fette Milch zur Speise
Und Zicklein zum Verkauf bescheert.

Wie hat man einst auch angeschauet
Mit frommen Augen dieses Thier!
Denn eh'r mit Menschen war vertrauet
Nicht Roß und Hund, noch Schaf und Stier.

Ward's in Aegypten nicht bewähret?
Zeigt's nicht der Perser Lehre klar,
Daß sich mit Ziegenmilch genähret
Zuerst das erste Menschenpaar?

Hat nicht, wie uns die Griechen sagen,
Den Gott des Himmels und der Erd'
In seinen zartsten Kindertagen
Auch eine Ziege aufgenährt?

Das Füllhorn, voller Früchtesegen,
Das ist ihr Horn; am Schild ihr Fell
Gab rasselnd Sturm und Hagelregen;
Am Himmel glänzt ihr Sternbild hell.

Ein Bock als Gott ward in Aegypten
Gepflegt, bedient im Tempelhaus.
O wie die Frommen sich betrübten,
Ging diesem Bock das Leben aus!

In Bocksgestalt bei frohen Hirten
War Pan, die Gottheit der Natur:
Geehrt, wenn wild die Blitze schwirrten,
Wenn sanfter Hauch durchzog die Flur.

Ha, unter Böcken wuchsen Reben,
Da wuchs der Gott des Weins empor;
Da ward ein reges Winzerleben
Mit Arbeit, Festspiel, Tanz und Chor.

Man sprang und sang mit Ziegenlaune —
Dem Bocksgott Bacchus war's zur Ehr' —
Und stellte Satyrn dar und Faune;
Und davon kommt das Schauspiel her.

Der Ziege Meth gab in Walhalle
Den nord'schen Helden sel'gen Sinn;
Thor's Wagen fuhr mit Donnerschalle,
Ein Bocksgespann, auf Wolken hin.

Nun bitt' ich: wollet mir verkünden,
Wie viel ein Elephant wohl trägt?
Ich sag' euch: eines Volkes Sünden
Sind einem Bock einst auferlegt!

Und einen Schneider mußt' er tragen,
Und Hexen — durch die Lüfte gar!
Doch wenn euch Richterakten sagen,
Daß Blocksbergs Bock der Teufel war:

So laßt euch dennoch Weisheit bringen
In Spruch und Fabel von der Geiß;
Dann aber laßt auch mit erklingen
Der Ziegen und der Böcke Preis!

II.

Der Steinbock.

[illegible] möcht' mir verkünden,
[illegible] ein Elephant wohl trägt?
Ich sag' euch: eines [illegible] Sünden
[illegible] Bock [illegible] auferlegt!

Und eines Schneiders müßt' er tragen,
Und [illegible] — durch die Thür gar!
Doch wenn euch [illegible] sagen,
Daß [illegible] der Teufel war:

So [illegible] Weisheit bringen
In Spruch und [illegible] der Geiß;
[illegible] aber lehr' euch nun erringen
[illegible] Preis!

2.

Der Steinbock.

Ein naher Vetter der Ziege ist der Steinbock mit seinen großen, halbmondförmig nach hinten gebogenen Knotenhörnern. Von Steinbockhörnern war der Bogen des Pandoros vor Troja; es heißt im vierten Gesang der Ilias:

Schnell entblößt' er den Bogen, geschnitzt von des üppigen Steinbocks
Schönem Gehörn, dem er selbst die Brust von unten getroffen,
Als er dem Felsen entsprang; — an gewähletem Ort ihn erwartend,
Zielt' er und schoß er die Brust, daß rücklings vom Fels er hinabsank.
Sechzehn Handbreit ragten empor am Haupte die Hörner,
Solche schnitzt' und verband der hornarbeitende Künstler,
Glättete Alles genau und beschlug's mit goldener Krümmung.

Man sieht hieraus zugleich, wie man in solcher Urzeit auf Steinböcke jagte; man sieht auch, wie alt das Handwerk der Horndreher ist, und — daß es früher noch ganz andere Steinböcke gegeben haben muß. Drei Fuß ist jetzt die höchste Länge ihrer Hörner, wenn auch Museen aus älterer Zeit sie noch etwas größer aufzuweisen haben. — Aber auch der Steinbock selbst ist ja fast verschwunden. Abgesehen von dem pyrenäischen und dem zweifelhaften kretischen, wird er in Europa nur noch auf den hohen Alpen Savoyens, wo, besonders seit 1821, ihn strenge

Jagdgesetze schirmten, und in Folge dessen in neuerer Zeit auch auf der schweizerischen Seite des Monte Rosa betroffen.

In der Schweiz suchte man schon im 17. Jahrhunderte durch Strafgesetze der Ausrottung desselben vorzubeugen; im Jahre 1612 z. B. wurde die Jagd darauf bei Strafe von 50 Kronen, 1633 sogar bei körperlicher Strafe verboten.

Aber nicht blos die Jagd, überhaupt der zunehmende Verkehr in den Gebirgen, welcher den doch mehr für die untern Regionen geschaffenen Steinbock hinauftrieb in die obern, wo noch vorrückende Gletscher die Grasplätze schmälerten und so viele Gefahren im Geklipp und unter Lawinen drohen, hat ihn so selten gemacht. Der Steinbock hat ein weniger zähes Leben als die Gemse; eine Verwundung ist leicht sein Tod, und die sonnenbeschienenen Schneewände machen ihn gern erblinden; und daß die Steinbockziege jährlich nur ein Junges setzt, dient auch nicht sonderlich zum Ersatze des Abgangs.

Die Erzbischöfe von Salzburg gaben sich außerordentliche Mühe, die Steinböcke zu erhalten, indem sie aus ihren Steinbockgärten zu Hellbron, wo sie dieselben hegten, von Zeit zu Zeit einige in die Gebirge aussetzten und selbst oben Hüttchen für Wildhüter errichteten. Aber die französischen Kriege unterbrachen diese wohlthätigen Veranstaltungen, welche übrigens schon dadurch weniger wirksam geworden waren, daß damalige Fürsten sehnlichst darnach strebten, auch so schöne, stolze Thiere in ihren Wildgärten zu besitzen, weshalb oft die Erzbischöfe zu großen Jagden veranlaßt wurden.

Man hat auch versucht, durch Bastardziehung sie zu vermehren, da sie sich gern mit Ziegen vermischen und in weiterer Fortpflanzung die reine Steinbocknatur wieder annehmen. Aber es scheint nichts ihre Ausrottung aufhalten zu können. „Bereits — sagt Tschudi — offeriren die Naturalienhändler wieder vollständige Bälge mit Hörnern; Männchen, Weibchen, Junge, je nach Belieben, um billigen Preis, und so werden die Museen leider selbst zur Ursache der endlichen, unausbleiblichen Vertilgung eines Thieres, das die höchste Zierde unserer Alpen ist."

Die Jagd ist noch gefährlicher als die auf Gemsen. Wegen der Seltenheit und wegen der Vorsicht des Thiers muß einer oft 14 und mehr Tage auf den höchsten Spitzen in der furchtbaren Kälte zubringen, an den gefährlichsten Stellen sie suchen; und wenn der Steinbock nicht weiter kann, hat jener wohl noch zu besorgen, daß dieser ihn mit seinen gewaltigen Hörnern anfällt und in die Tiefe schleudert. War er aber auch glücklich, so ist die Noth noch nicht vorüber. Mit der centnerschweren Last muß er den Wächtern des Gesetzes auf schwindligem Weg ausweichen und oft in Wäldern sich verbergen und Listen aussinnen, um unbetroffen heim zu kommen. Aber, wie auch Schinz sagt: „Die Begierde der Naturforscher und Sammler, das seltene Thier zu besitzen, hat den Preis so sehr gesteigert, daß es immer Leute giebt, welche mit Gefahr des Lebens die Jagd wagen."

Vom Aegipan und Capricornus.

Die Griechen und Römer dachten sich einen kräuterkundigen Berggott, den sie Aegipan nannten. Dem Gott Zeus sollte er einen großen Dienst geleistet haben. Als nämlich die Götter vor dem Ungeheuer Typhon in Thiergestalt nach Aegypten flohen, ließ sich Zeus allein mit diesem in einen Kampf ein. Der Riese überwältigte ihn jedoch, schnitt ihm die Sehnen aus Händen und Füßen und verschloß ihn selber in eine Höhle. Aus dieser befreiten ihn Hermes und Aegipan; diese stahlen auch dem Drachen Delphine die zur Bewahrung übergebenen Sehnen, und Aegipan heilte sie dem Gott wieder an. Als Sternbild ward er nun an den Himmel versetzt, in Gestalt eines phantastischen Thiers, halb Steinbock, halb Fisch; dort steht er zwischen Steinbock und Wassermann und hat 51 mit guten Augen sichtbare Sterne.

Sohn des Aegipan ist Capricornus, der Steinbock, welcher im Streite der Titanen wider die Götter letzteren dadurch den Sieg verschaffte, daß er ihnen große Meerhörner gab, auf

welchen sie bei Annäherung der Ungeheuer einen solchen Lärm machten, daß diese erschreckt flohen. Zeus setzte den Steinbock zum Lohn für seine That ebenfalls unter die Sterne, und dort steht er zwischen dem Schützen und dem Wassermann als eins der Bilder des himmlischen Thierkreises.

III.

Das Schwein.

erhoben sie bei Annäherung der Ungeheuer einen solchen Lärm [illegible], daß diese erschreckt flohen. Zeus setzte den Steinbock zum Dank für seine That ebenfalls unter die Sterne, und dort steht er zwischen dem Schützen und dem Wassermann als eins der Bilder des himmlischen Thierkreises.

III

Das Schwein.

1.

In Sachen Schweins contra Ziege.

Welch ein Unterschied ist zwischen dem bärtigen Wiederkäuer, der Ziege, und dem borstigen Dickhäuter Schwein!

Die stumpfnasige Ziege schnobert nach oben, wählerisch unter den zartesten Sprossen des Laubes; das rüsselmaulige Schwein wühlt nach unten, unekel für jegliche Nahrung. Die Geiß mit den schlanken Beinen strebt aufwärts nach luftiger Höh'; die Sau mit dem niedrigen Bauch wälzt sich am liebsten im Schlamm. Der Ziegenbock mit seinem stattlichen Gehirn führt im Kampf von oben den Stoß; der Eber, mit den lippenfletschenden Hauern, schlitzt den Gegner seitwärts von unten auf. Die Ziege ist sanguinischen Temperamentes: lebhaft, leichtsinnig, frohmuthig, schalkhaft; — das Schwein ist cholerisch: mürrisch, eigensinnig, ingrimmig.

Wie leicht lockt der Knabe die Geiß sich nach, und wenn sie auch neckisch flieht, der Reiz des Spiels zieht sie wieder herbei! Das Schwein! ach, fragt nur den armen Metzgerknaben, der eins vom Lande einzutreiben hat! Wie er lockt: Suk! suk! „Oui! oui!" ist die Antwort; aber es kömmt nicht. — Er klätschelt es, und es grunzt wohlgefällig, geht aber seitwärts. Er zieht es an den Ohren, es kreischt und bleibt zurück. Er faßt es am Schwänzlein und hebt und schiebt, und es legt sich gar in

die Pfütze! — Da steht nun der junge Metzgersbub' und schaut sich verzweifelt um auf einsamem Landwege: „Wie komm' ich nur heim?"

Das gescheidte, erziehungsfähige Schwein.

„So dumm wie ein Schwein"? Nein! die sprichwörtliche Redensart ist falsch. Hat man es nicht schon, trotz einem Stellhunde, zur Rebhühnerjagd und trotz einem Pudel zum Trüffelsuchen abgerichtet? Das soll ihm einmal ein Ziegenbock nachmachen! — Von den Bewohnern der Balearen erzählt man, daß sie auf Schweinen ritten — weit besser, als es auf einem Bock möglich ist — ja daß sie dieselben vor den Pflug spannten, was auch in Schottland üblich gewesen sein soll! Ist das Ziegenvolk dahin zu bringen?

Noch Größeres erzählt Schinz von diesem Thier:

„Ein Mann gerieth auf den Einfall, Ferkel nach den Tönen des Dudelsacks zum Tanzen und Springen abzurichten, und bekleidete sie vom Fuß bis zum Scheitel, wie man etwa Affen bekleidet. Sie ließen sich zu allen Bewegungen sehr gut abrichten, tanzten nach dem Kommando allerlei lustige Tänze und machten ihr Kompliment. Sie folgten ihrem Herrn überall nach und liebkoseten ihn, wobei sie indeß ihr Grunzen nicht lassen konnten." — Nun, die Zicklein können auch ihr Meckern nicht lassen, was freilich nicht so unangenehm klingt; wer aber in aller Welt hat je von Zicklein so etwas erlebt, als hier von Ferkeln erzählt wird?

„Dieses Spiel", fügt Schinz hinzu, „war das einzige, welches Ludwig XI. in seinen letzten Tagen zum Lachen bringen konnte." — Das will was sagen! Denn wer war dieser Ludwig XI.?

Ein Tyrann, „der französische Tiberius", wie man ihn nennt. In seinem siebzehnten Jahre erhob er schon die Waffen gegen seinen Vater, und zur Verkürzung von dessen Leben hat er das Meiste beigetragen. Zwar hat er den Grund zu Frank-

reichs Größe und Macht gelegt, aber durch böse List, Trug und blutige Grausamkeit. Seinen Bruder, den Herzog von Berry, ließ er vergiften; den Kardinal Balue und den Herzog von Nemours ließ er in Käfige einsperren und später enthaupten; und er ersann neun qualvolle Todesstrafen. Aber das Elend eines bösen Gewissens rückte bald heran. Aus Furcht, ermordet zu werden, schloß sich der noch junge Mann mit seinem Arzt und dem Henker Tristan in einem festen Schloß ein, wo er im 41. Jahre starb. Und die Finsterniß einer solchen Seele konnten nur dressirte Ferkel auf Augenblicke erhellen, und konnten ein Lachen hervorlocken? Ihre Komik muß allgewaltig gewesen sein!

„Man hat sogar ein gelehrtes (!) Schwein — sagt Schinz — gesehen, welches Stunden und Minuten nach Ansicht einer Uhr durch Zeichen andeuten konnte." — Ein gelehrtes Schwein! hört ihr? Wer hat schon einen gelehrten Bock, trotz seines altdeutschen Magisterbartes, gesehen?

Nun, wir wollen auf solcherlei Verwendung dieses Dickhäuters — als Jäger, Lastthier und unterhaltender Künstler — nicht so besondern Werth legen; aber doch macht das Schwein den Ziegen die Wichtigkeit in der Kulturgeschichte streitig, und unbestritten steigt es in Pflege und Gebrauch bei den Menschen, während die Ziegenzucht abwärts geht, wo immer man auf Anbau des Bodens und Baumpflanzung etwas hält.

2.

Das nützliche Schwein.

Ein Schwein ist verhältnißmäßig wohlfeiler als alle andern Hausthiere zu erhalten: es frißt Alles, und dadurch werden auch die Abgänge in der Wirthschaft rentabel.

Es ist zum Fettwerden geneigt wie kein anderes Thier, so daß man schon Stücke bis zu 1200 Pfund Gewicht erzielt hat.

Es bedarf ferner geringen Raumes: in den meisten Wirthschaften hat es eine enge Kofe inne, die es nur kurze Zeit, beim Ausmisten, zu verlassen braucht — denn Reinlichkeit im Stall

verlangt dieses als unreinlich ausgeschrieene Thier, und sicher geht Sau wie Ferkel, wenn's der Raum verstattet, in einen Winkel des Stalls, um dort den Unrath abzusetzen.

Das Schwein ist sehr fruchtbar: zwölf bis sechzehn Junge jährlich wirft die Sau ab; und so möcht' ich wissen, ob dieses Thier, das ein wahres „Fleischthier" ist, nicht auch insofern ein echtes Kapital ist!

Sein fettes Fleisch, oder der Speck, macht nicht nur manche, sonst übertrockene, obwohl nahrhafte Kost, wie Hülsenfrüchte, angenehm genießbar und leichter verdaulich, sondern es läßt sich selber auch besser aufbewahren als jedes andere, durch Einsalzen und Räuchern, was namentlich bei kleinen Haushaltungen auf dem Lande, bei langen Seereisen und sonst nothwendig großen Vorräthen, z. B. für einen Kriegszug, von außerordentlichem Werth ist.

Doch halt! erst müssen wir schlachten! O du fröhliche Schlachtschüssel, erwartet dich nicht freudig jedes Kind, wo ein Schweinchen im Hause gemästet wird? Da arbeitet es gerne mit, auf daß die Würstlein fertig werden und die Metzelsuppe angerichtet werden kann. Die Metzelsuppe! Giebt es nicht ein Metzelsuppenlied? Ja, das brave Schwein hat uns auch dieses verschafft; vermochte es einen unserer edelsten Dichter zu begeistern! Geschwind:

Das Metzelsuppenlied

von Uhland.

Wir haben heut' nach altem Brauch
Ein Schweinchen abgeschlachtet;
Der ist ein jüdisch ekler Gauch,
Wer solch ein Fleisch verachtet.
Es lebe zahm und wildes Schwein!
Sie leben alle, groß und klein,
Die blonden und die braunen!

So säumet denn, ihr Freunde, nicht,
Die Würste zu verspeisen,
Und laßt zum würzigen Gericht
Die Becher fleißig kreisen!
Es reimt sich trefflich: Wein und Schwein,
Und paßt sich köstlich: Wurst und Durst;
Bei Würsten gilt's zu bürsten.

Auch unser edles Sauerkraut,
Wir sollen's nicht vergessen.
Ein Deutscher hat's zuerst gebaut,
Drum ist's ein deutsches Essen.
Wenn solch ein Fleischchen, weiß und mild,
Im Kraute liegt, das ist ein Bild,
Wie Venus in den Rosen.

Und wird von schönen Händen dann
Das schöne Fleisch zerleget,
Das ist, was einem deutschen Mann
Gar süß das Herz beweget.
Gott Amor naht und lächelt still
Und denkt: nur daß, wer küssen will,
Zuvor den Mund sich wische!

Ihr Freunde, tadle keiner mich,
Daß ich von Schweinen singe!
Es knüpfen Kraftgedanken sich
Oft an geringe Dinge.
Ihr kennet jenes alte Wort,
Ihr wißt: es findet hier und dort
Ein Schwein auch eine Perle.

Wie mannichfaltig ist auch die Verspeisungsart des Schweinfleisches: vom frischen Wellfleisch oder der Metzelsuppe bis zum dauerbaren westphälinger oder Bayonner Schinken; vom ganz am Spieße gebratenen Ferkel, welches namentlich Griechen und

Römer so sehr liebten, bis zum Gehacke der mancherlei Wurst, von deren einer Art schon das uralte Gedicht die „Odyssee“ eine Spur zeigt.

Die älteste Wurst.

Es war wohl fast zwölfhundert Jahre vor Christi Geburt, als die Griechen Troja bekämpften. Nachdem es erobert war, irrten manche der Helden, von Stürmen verschlagen, in der Welt umher; unter ihnen der König Ithakas, Odysseus, oder Ulysses, wie ihn die Römer nannten. Derweilen saßen in dessen Hause die Fürsten seines Heimatlandes und der umliegenden Inseln als Freier seiner zurückgelassenen Gattin, der sinnigen Penelope. Sie schlachteten täglich die besten seiner Schweine und ließen sich's wohl sein; und da er heimkam in Bettlergestalt, mußte er an der Thüre stehen und alles das mit ansehen. Ein anderer Bettler, der lange Iros, war drin im Saale, ein Schmarotzer bei Schmarotzern; sie aber wollten auch mit dem Fremden ihr Gespött haben und wußten nicht, daß es der Herr vom Hause war. Da sprach einer der Uebermüthigen:

„Hier ja sind Geißmagen gelegt auf glühende Kohlen,
Welche, mit Fett und Blute gefüllt, wir braten zur Nachtkost.“

Das waren also Magenwürste, und jener Uebermüthige schlug vor, daß der fremde Bettler mit dem langen Iros um eine solche Magenwurst ringen und boxen sollte. Der lange Iros war auch gleich dabei, weil er neidisch war und den Fremden für schwach hielt; Odysseus aber durfte sich noch nicht zu erkennen geben, weil es ihm sonst übel ergangen wäre. Und siehe, da mußte der ruhmvolle Held in seinem eigenen Hause, zum Hohngelächter der Argen, kämpfen mit einem elenden Bettler — um eine gebratene Magenwurst!

Er hat dem langen Iros aber gedient!

Römische Leckermäuler.

Die Römer machten aus einzelnen Theilen des Schweins verschiedene absonderliche Leckerbissen; denn die Vornehmen derselben waren echte Feinschmecker geworden, nachdem ihre einfachen Vorfahren die halbe bekannte Welt erobert hatten. So ersannen sie auch ein absonderliches Gericht: ein ganz gebratenes Schwein, dessen Inneres mit Krammetsvögeln, Wachteln und dergleichen ausgefüllt war; und das nannten sie witzig „trojanisches Schwein", nach dem hölzernen Pferd nämlich, in dessen Inneres sich griechische Männer versteckten, wodurch Troja erobert ward. — Das waren gewiß die theuersten Schweinebraten, die je gegessen worden sind, denn da einer den andern überbieten wollte, verwendeten sie endlich so kostbares Füllsel dazu, daß die „trojanischen Schweine" verboten werden mußten, weil mancher Haushalt dadurch ruinirt wurde.

Produkte des Schweins.

Dieses vom Fleisch! Doch wir haben noch von andern Dingen zu reden. Daß die Galle des Schweins bei Verwundungen, der Dünger beim Hopfenbau angewendet wird, will ich gar nicht erwähnen. Aber daß das Schwein seine Haut einst im Interesse der Literatur hergegeben hat, das muß ich sagen. Mancher Gelehrte hat mit Ehrfurcht vor einem Schweinsleder gesessen, das ein Tölpel „alte Schwarte" zu nennen beliebte; dazwischen waren aber Blätter voll Weisheit und Poesie gebunden — ein gelehrter Forscher geht nie achtlos vor einem schweinsledernen Buch vorbei!

Ihr nennt das Schwein unreinlich, aber mit seinem Schmalz salbt ihr euer Haar und nennt es Pommade, und mit seinen Borsten als Bürste reinigt ihr Kleider und Schuhwerk. Und was wären die großen Maler, wo wäre ihr Ruhm, wenn das Schwein seine Borsten nicht zu Pinseln geliefert hätte?

Da hat denn nun auch Handel und Gewerbe von diesem einzigen Produkte, dem Haare des Schweins, eine große Nah-

rung. Frankreich, das selbst gehörige Schweinezucht hat, führt noch jährlich 400,000 Pfund Borsten ein, und Rußland liefert zur Ausfuhr jährlich über drei Millionen Pfund. Was haben nur bei dieser Summe die Bürstenmacher zu verdienen!

Aber in allen Ländern germanischer, romanischer und slavischer Bevölkerung ist die Schweinezucht zu Hause; ferner in China, einem Theil Afrikas, in Australien und Polynesien. Was wächst da für ein Kapital der Menschheit auf!

Das einzige Paris verbraucht jährlich 90,000 Stück Schweine; zu Hamburg wird in einer von Engländern neubegründeten Schweineschlächterei (laut Zeitungsnachrichten) wöchentlich eine Anzahl von 5000 Schweinen geschlachtet!

Zu Cincinnati im nordamerikanischen Staat Ohio werden allein vom Monat November bis Mitte Februar über 300,000 Schweine abgestochen, gesalzen, geräuchert und verpackt, wobei Tausende von Personen Beschäftigung finden. Cincinnati, „die Königin des Westens", heißt darum auch „Schweinestadt".

3.

Ein Sauhirt.

Daß die Schweinehirten uns ehrwürdige Personen wären, will ich zwar nicht behaupten, obwohl Pizarro, der Eroberer Perus, und der gewaltige Papst Sixtus V. in ihrer Jugend Säue hüteten. Griechen der ältesten Zeit aber ließen auch sie mit an dem gemeinsamen Tische sitzen, und sie haben uns ein schönes Bild von einem solchen Hirten und seiner Schweinezucht in ihrem herrlichen Gedicht der „Odyssee" hinterlassen.

Odysseus, der König Ithakas, war zwanzig Jahre lang vom Haus entfernt; die Fürsten, die um seine Gattin freiten, wüsteten arg in seiner Wirthschaft; die meisten vom Gesinde, da sie des Königs Rückkehr nicht mehr erwarteten, liebedienerten den übermüthigen Gästen, denn auch der junge Sohn des Hauses, Telemachos, durfte ja nichts darein reden.

Nur Eumäus, der Oberhirt der Säue, hing treu an seiner Herrschaft und ließ die Hoffnung auf des Königs Rückkehr nicht sinken. Er war als eines kleinen Inselfürsten Sohn in seiner Jugend geraubt und als Sklave in die ithakesische Königsfamilie verkauft worden; für liebevolle Behandlung zeigte er nun seine Dankbarkeit. Er verbesserte, ohne daß es ihn Jemand hieß, die alte, dort übliche Schweinezucht, die sogenannte wilde, wie sie noch in Serbien und Bosnien heimisch ist, wo die Schweine das ganze Jahr hindurch sich selbst im Freien überlassen sind. Er baute ein schönes Gehege, wohinein zu gewissen Zeiten die Schweine getrieben wurden, und für die Zuchtschweine baute er noch besonders zwölf geräumige Ställe, in deren jedem fünfzig Stück waren; die Mastthiere lagerten draußen:

„Weit geringerer Zahl, denn diese verminderten schmausend
Stets die göttlichen Freier, dieweil hinsandte der Sauhirt
Jeglichen Tag den besten der feistgenähreten Eber;
Nur dreihunderte noch und sechzig wandelten lebend."

So hatte denn Eumäos, „der göttliche Sauhirt", wie ihn das Lied benennt, eine Art Hauszucht, gemischt mit halbwilder, eingeführt, und saß mit sicherem Ueberblick in seinem Gehöfte, schaltend über die vier Unterhirten, als eines Tags in Bettlergestalt sein König bei ihm eintrat. Er kannte ihn nicht, aber der treffliche Mann nahm auch den Bettler gastfreundlich auf und briet ihm einstweilen zwei Ferkel am Spieß, bis die „hütenden Männer" mit den Heerden heimkehrten. Dann schlachtete er ein fünfjähriges Mastschwein, wobei er die Götter anrief und ihnen die ersten Stücke, mit strotzendem Fett umhäuft, weihte unter Gebet. Odysseus wünschte ihm dafür des obersten Gottes Liebe; er sah, daß dieser Mann fromm und treu war; und im traulichen Zwiegespräch erkannte er, daß er sich ihm entdecken konnte. Er that es, und der göttliche Sauhirt leistete ihm treffliche Dienste; er mit dem jungen Telemachos stand ihm bei in der Vernichtung der Freier, die sämmtlich im Zechsaal getödtet wurden.

Nicht so, wie diesem trefflichen Eumäos, der sich bei Tisch dem Prinzen Telemachos gegenüber setzen durfte, ging es den Sauhirten in Aegypten. Dort nämlich gab es sieben Klassen oder Kasten der Menschen: Priester, Krieger, Rinderhirten, Krämer, Dolmetscher, Schiffer und Sauhirten. Und von den Sauhirten berichtet der Geschichtschreiber Herodot: „Sie sind, obwohl eingeborene Aegypter, die einzigen von allen, die in keinen Tempel kommen dürfen im ganzen Lande. Auch mag ihnen keiner seine Tochter geben, noch eine von ihnen freien, sondern die Sauhirten freien unter einander."

4.

Das ritterliche Wildschwein.

Das Wildschwein, von welchem unser Hausthier abstammt, und dessen Junge, die Frischlinge, sich auch leicht zähmen lassen, heißt wegen seines Muthes und seiner Stärke bei den Jägern „ein ritterliches Thier", gleichwie der Hirsch in den Waidmannsrufen „edel" zubenannt wird. Uranfänglich stand es in solcher Achtung und ward von den Dichtern stets als ein Bild höchster Kühnheit gebraucht. Ein Hauptheld z. B. unter den Griechen, welche Troja bestürmten, war der kretische Fürst Idomeneus, und von diesem singt Homer in der „Ilias":

Doch nicht zagte vor Furcht Idomeneus gleichwie ein Knäblein,
Sondern er stand wie ein Eber des Bergs voll trotzender Kühnheit,
Welcher fest das Gehetz anwandelnder Männer erwartet,
Dort in einsamer Oed' und den borstigen Rücken emporsträubt;
Beid' auch funkeln von Feuer die Augen ihm, aber die Hauer
Wetzet er, abzuwehren gefaßt wie die Hund' auch die Jäger.

Der Römer Virgilius, welcher die Abenteuer des Trojanerfürsten Aeneas besingt, schildert das Wildschwein:

— Von den Hunden gehetzt, anstürmet der Eber
Hoch vom Gebirg'; ihn haben des Vesulus Fichten geherbergt
Manche Jahr', ihn manche der Sumpf der Laurentier; feist nun
Kommt er vom Dickicht des Rohrs; sobald in die Garn' er gelanget,
Stutzt er und braust unmuthig und sträubt hochborstig die Bug' auf.
Dann hat keiner das Herz, ihm zu nahn, noch entgegen zu wüthen;
Fernher werfen sie Spieß' und bedräu'n ihn mit sicherem Ausruf;
Er doch geht unverzagt und kreist nach jeglicher Seite,
Knirscht mit den Zähnen erbost und schüttelt die Speer' aus dem Rücken.

So spricht auch unser altdeutsches „Nibelungenlied" vom Helden Dankwart:

Er ging vor seinen Feinden, gleichwie ein Eberschwein
Im Walde thut vor Hunden: wie mocht' er wohl kühner sein?

Produkte und Schaden.

Da schmückte sich wohl gern der Krieger mit der tapfer erworbenen Jagdbeute des Keulers, wie der Waidmannsname des wilden Ebers ist; auf seinem Haupte die Kopfhaut mit den Hauern sollte die Feinde schrecken. Und wo man schon echte Helme trug, verschmähte man nicht den drohenden Schmuck der Eberzähne, wie's in der „Ilias" vom Helm des Meriones heißt:

— Auswärts schienen die Hauer
Vom weißzahnigen Schwein und starrten hierhin und dorthin,
Schön und künstlich gereiht.

Das Gesuchteste vom Wildschwein aber war und ist doch sein Fleisch; gekocht, gebraten oder geräuchert gar nicht übel und noch gesünder als zahmes Schweinefleisch. Da setzt es gute Rippenbraten und Sülzen ab, und auch Würste kann man machen; als Delikatesse aber rühmt man den wilden Schweinskopf.

Man kann vom Wildschwein auch noch Anderes verwerthen: die dicke Haut mit dem Haar zu Ranzen und Kummten, zu Decken vor Thüren und in Chaisen; gegerbt zu Riemenwerk, Schuhsohlen, Bücherdecken, Sieben und auch zu Pergament.

Ja wohl! es ist manches Weise und Unweise früher darauf geschrieben worden, und der Esel darf sich nicht einbilden, daß er allein der Literatur genützt habe. Mit den Zähnen kann man auch poliren und plätten, und die Borsten gelten wie beim zahmen Schwein.

Aber der Schaden des ritterlichen Thieres ist doch viel größer als sein Nutzen. Es zerwühlt Felder und Wiesen und verdirbt den jungen Baumschlag. Darum wird es auch ausgerottet, wo wirkliche Kultur hinkommt.

5.

Das Wildschwein in Sage und Geschichte.

Der erymanthische Eber.

Die Jagd auf wilde Thiere war die erste Kulturarbeit, denn Menschen und ihr Eigenthum mußten geschützt werden gegen deren Verwüstungen, ehe man friedlich weiter bauen konnte. Darum schreibt man auch den ältesten Helden die Wohlthat zu, Gegenden von ungeheuren Bestien befreit zu haben, und unter allen solchen Helden klingt der Name Herkules am herrlichsten hervor.

Ihm wurden vom König Eurystheus, dem er durch Götterbeschluß zu dienen gezwungen war, zwölf Arbeiten auferlegt, und die meisten derselben waren menschenbefreiende Jagden.

Bei Psophis hauste das Ungeheuer, welches man den erymanthischen Eber nannte, und keiner konnte es bestehen. Herkules trieb es aus dem Dickicht auf tiefbeschneites Feld und ermüdete es darin so lange, bis er es bewältigen und auf seine Schultern laden konnte. Er brachte aber die lebendige Jagdbeute heim zu seinem Gebieter, und als dieser das furchtbare Thier erblickte, war er so entsetzt, daß er sich in ein Faß verkroch.

Der kalydonische Eber.

König Oeneus hatte allen Göttern geopfert; der Jagdgöttin Diana hatte er nicht gedacht. Da wollte sie ihm zeigen, daß sie

auch noch vorhanden sei, und sandte ihm einen Eber ins Land: groß wie ein Stier, mit Borsten gleich Pfeilen, mit Hauern gleich Elephantenzähnen, feuerspeiend; — man sieht, die Phantasie ist etwas stark gewesen. — Er verwüstete Wälder, Weinberge und Kornfelder, tödtete Vieh und Menschen; im offenen Lande konnte gar Niemand mehr wohnen. Da versammelte Prinz Meleager die heldenmüthigsten Jünglinge Griechenlands: den riesigen Kastor und den Kämpfer der Faust, Polydeukes oder Pollux, Zwillinge, welche noch jetzt am Himmel hell leuchten, nämlich als Gestirne; ferner ließ er den Jason kommen, welcher zuerst Griechen auf dem Seeschiff Argo über das Meer geführt hatte; Peleus, des Achilles Vater, und wie sie alle hießen.

Die Jagd begann. Drei fielen sogleich, und Achill's Vater mußte sich auf einen Baum retten. Hinweggescheucht durch Kastor und Pollux, ward das Ungeheuer von einem Pfeil verwundet, welchen die Heldin Atalanta abschoß. Das war aber noch eine leichte Wunde, denn dem Prahler Ankäos zerschlitzte das Ungethüm die Weichen, und mancher böse Unfall begab sich vorher, ehe Meleager ihm den Todesstoß versetzte. Dieser nahm Haut und Kopf des Thieres und schenkte dies Siegeszeichen der Atalanta, weil sie den ersten glücklichen Schuß gethan hatte.

Der Eber war zwar gefällt, aber noch nach seinem Tode brachte er jammerwerthes Unheil. Denn die übrigen Helden zankten, daß eine Jungfrau sollte das Siegeszeichen tragen, als hätte sie allein vermocht, was Männern nicht möglich gewesen sei. Und der Zank ging in Streit über, und Meleager tödtete im Streit die zwei Brüder seiner Mutter.

Jetzt vernehmt, was lange vorher geschehen, zur Zeit, da Meleager noch ein achttägiges Knäblein war. Da trat eine der drei Parzen, die den Lebensfaden der Menschen spannen und seine Länge bestimmten, an das Bett der Mutter und sprach: „Wenn das Holzscheit, das jetzt im Kamin lodert, zu Asche verbrennt, so stirbt dein Kind." Schnell sprang die Mutter auf, riß das Scheit aus den Kohlen, löschte es und verbarg es sorgfältig.

Das Knäblein war nun der schöne, große Held geworden, deß sich die Mutter so freute. Und nun kam die Nachricht: „Meleager hat deine Brüder getödtet!“ Da faßte die Mutter blinde Wuth, sie stürzte nach dem bewahrten Holzscheit und warf es in die Glut des Kamins. Meleager starb. Die trauernde Atalanta weihte Kopf und Haut des Ebers der Göttin Diana. Die reuige Mutter nahm sich selbst das Leben, und die untröstlich jammernden Schwestern wurden in Perlhühner verwandelt.

Die verhängnißvolle Eberjagd.

(Lydische Geschichte.)

„Reich wie Krösus“ ist noch jetzt eine Redensart, und fürwahr, der König der Lyder war der reichste Mann seiner Zeit. Daß er aber deswegen auch der glücklichste sein wollte und dem weisen Solon gram wurde, weil dieser dagegen behauptete: man müsse bei jedem Dinge das Ende abwarten, das war ein Irrthum von ihm, wie sich bald nachher zeigte. Und diese Geschichte verlief sich nach Herodot so.

Es hatte Krösus zwei Söhne, davon war der eine taubstumm, der andere aber in allen Stücken herrlich vor seinen Gespielen, und der hieß Atys. Von diesem träumte einmal der König, eine Eisenspitze würde ihn tödten, und als er das bei sich überlegte, bekam er große Furcht vor dem Traum. Er gab seinem Sohne flugs eine Frau, und da dieser sonst die Lyder auf Kriegszügen anzuführen pflegte, sandte er ihn nicht mehr dazu aus, ja, er ließ Wurfspieße und Lanzen und alle dergleichen Dinge, die man im Kriege braucht, aus den Männersälen wegnehmen und alle in die Gemächer bringen, auf daß nicht etwa eines von der Wand herunterfiele auf seinen Sohn.

Als nun sein Sohn eben Hochzeit gemacht hatte, kam ein Mann zu ihm aus phrygischem Königsgeschlecht, der Sohn des Midas, der hatte seinen Bruder aus Versehen getödtet und war vom Vater vertrieben und aller Habe beraubt. Krösus aber

sprach zu ihm: „Von Freunden stammst du, zu Freunden bist du gekommen. Bleibe bei mir und es soll dir an nichts fehlen; trage dein Unglück mit Geduld.“ Und dieser Mann hieß Adrastos.

Zu derselbigen Zeit hielt sich auf dem mysischen Olymp ein gewaltiger Eber auf, der immer von den Bergen herunterkam und die bestellten Felder der Mysier verwüstete. Oft gingen die Mysier an ihn, sie konnten ihm aber nichts anhaben, vielmehr fügte ihnen der Eber Unheil zu. Endlich kamen Abgesandte der Mysier zu Krösus und sprachen:

„Großer König! in unserm Lande hält sich ein gewaltiger Eber auf, der unsere Felder verwüstet. Wir hätten ihn gern getödtet, vermochten es aber nicht. Daher bitten wir dich jetzo, daß du deinen Sohn und auserlesene Jünglinge sammt Hunden mit uns sendest, auf daß wir das Thier aus unserm Lande vertilgen.“

Also baten sie; Krösus aber gedachte alsobald der Worte des Traums und sprach: „An meinen Sohn denkt nur nicht weiter, den laß ich nicht mit euch; er hat eine junge Frau. Auserlesene Lyder indeß nebst der ganzen Meute sollen mit euch, und ich will ihnen anbefehlen, das Thier aus eurem Lande zu vertilgen.“

Dies war seine Antwort, und die Mysier waren auch damit zufrieden. Da trat Atys herzu, der hatte die Bitte der Mysier gehört, und weil Krösus sich geweigert, seinen Sohn mit ihnen zu senden, so sprach der Jüngling also zu ihm:

„Vater, sonst war es meine schönste und edelste Beschäftigung, in den Krieg zu ziehen und auf die Jagd und Ruhm zu erwerben; jetzt aber lässest du mich nimmer dazu, und kannst doch nicht sagen, daß ich feig oder lässig gewesen sei. Mit was für Augen müssen die Leute mich ansehen, wenn ich in die Versammlung komme oder heimgehe von derselben? Was mögen die Bürger von mir denken? was mein junges Weib? was mag sie sich von ihrem Manne vorstellen? Laß mich also immer mit auf die Jagd oder überführe mich durch Gründe, daß es also besser für mich gethan sei.“

Und Krösus antwortete und sprach: „Lieber Sohn, ich thue das nicht, weil ich Feigheit oder sonst etwas Schlechtes an dir bemerkt hätte, sondern ein Traumgesicht hat mir im Schlafe gesagt, dir sei nur ein kurzes Leben zugemessen, eine Eisenspitze werde dich tödten. Sieh, wegen dieses Traumgesichts habe ich deine Hochzeit beschleunigt und lasse dich nicht mehr zu Unternehmungen mit, aus väterlicher Sorgfalt, ob ich dich vielleicht glücklich durchbringe, so lange ich lebe. Denn du bist ja mein einziger Sohn; den andern, dem es an dem Gehöre fehlt, kann ich ja gar nicht rechnen."

Der Jüngling aber antwortete und sprach: „Da thust du wohl daran, daß du nach einem solchen Traumgesicht so sorgfältig über mich wachest. Aber du verstehst den Traum nicht recht, und ich muß dir billig erklären, was du nicht gefasset hast. Wie du erzählst, so hat dir der Traum gesagt, eine Eisenspitze werde mich tödten. Wo hat denn aber der Eber Hände, und wo eine Eisenspitze, davor du solche Furcht hast? Ja, wenn der Traum gesagt hätte, ein Zahn oder sonst etwas dem Aehnliches werde mich tödten, so hättest du vollkommen Recht; er hat ja aber von einer Spitze gesprochen. Da wir also nicht gegen Männer streiten, so laß mich immer mit."

Und Krösus antwortete: „Mein lieber Sohn, diese Auslegung des Traumes läßt sich hören. Du hast mich überführt, ich will meinen Entschluß ändern, und du kannst mit auf die Jagd."

Als Krösus dieses gesagt, ließ er den Phrygier Adrastus rufen. „Adrastus", sprach er zu demselben, „wie du von schwerem Unglück befangen, daraus ich dir aber keinen Vorwurf machen will, habe ich dich in mein Haus aufgenommen, und ich reiche dir Alles, was du brauchst. Nun mußt du mir meine Gefälligkeit durch eine Gegengefälligkeit vergelten und mußt über meinen Sohn wachen, der auf die Jagd zieht, auf daß nicht etwa unterwegs verborgene Räuber hervorbrechen. Zudem ziemt dir so schon, dahin zu gehen, wo ruhmwürdige Thaten deiner warten. Das ist von deinen Vätern dir angeboren, und dann wohnet dir auch Männerkraft bei."

Antwortet ihm Adrastus: „Herr, nie wär' ich sonst mit zu solchem Kampf gezogen, denn ein so unglückseliger Mensch darf nicht unter glückliche Genossen sich mischen, auch verlange ich es nicht und habe mich oftmals selber bezähmt. Nun aber, da du es verlangst, um dir gefällig zu sein — ich bin dir ja so viel Dank schuldig! — bin ich bereit dazu. Dein Sohn, über den du mir zu wachen gebietest, soll unversehrt, so viel meine Sorgfalt vermag, zu dir zurückkehren."

Nachdem er so dem Krösus geantwortet, zogen sie aus mit den auserlesenen Jünglingen und Hunden. Und als sie zum Berg Olympus gekommen, spürten sie das Thier auf und fanden es und umstellten es rings und griffen es an mit den Wurfspießen. Da warf der fremde Mann aus Phrygien, Adrastus, auf den Eber, verfehlte ihn aber und traf Krösus' Sohn. Und da diesen die Spitze traf, gingen die Worte des Traums in Erfüllung.

Es lief nun alsbald ein Bote zu Krösus, ihm anzusagen, was sich ereignet, und als er nach Sardes gekommen war, erzählte er ihm den Kampf und seines Sohnes Tod. Krösus war außer sich, und es that ihm um so mehr weh, da der ihn getödtet, den er selbst vom Brudermord gereinigt und aufgenommen hatte. Und er klagte gewaltig über sein Unglück und rief den sühnenden Zeus zum Zeugen an, was der Fremdling an ihm gethan.

Darauf kamen die Lyder mit dem Leichnam, und hinten folgte der Mörder. Dieser stellte sich nun zu dem Leichnam, übergab sich in Krösus' Gewalt, streckte die Hände aus und flehte ihn an, ihn dem Todten zu opfern. Und er erzählte sein früheres Unglück, und wie er darauf den gemordet, der ihn von jenem gesühnt, und nun könne er nicht mehr gesühnt werden und nicht mehr leben. Als Krösus dieses vernahm, jammerte ihn sein, so groß auch das eigene häusliche Leiden war, und er sprach zu ihm:

„Ich habe nun Rache zur Genüge an dir, o Fremdling, da du dich selber des Todes schuldig achtest. Dazu bist auch du mir

nicht schuld an diesem Unglück, außer daß du wider deinen Willen die That gethan, sondern irgend ein Gott, der mir schon längst die Zukunft geoffenbart hat, ist der Urheber."

Krösus bestattete nun seinen Sohn nach Sitte und Gebrauch. Adrastus aber hielt sich für den unglückseligsten Menschen der Erde und ermordete sich selbst auf dem Grabmal.

Das Schwein ein Hochwild.

Wie viele Geschichten, die auf Eberjagden sich zutrugen, ließen sich erzählen; allein das würde am Ende ein Buch für sich allein. Dafür sei gesagt, daß das ritterliche Thier, als zur „hohen Jagd" gehörig, bei den abendländischen Völkern einen gewaltigen Schutz genoß. Wilhelm der Eroberer erließ in England (1085 nach Christi Geburt) ein Gesetz, wonach die Tödtung eines Ebers durch Unberechtigte mit Blendung bestraft wurde. Und unberechtigt waren alle kleineren Grundbesitzer, denen die Wildsau die Felder verwüstete! Damit nicht genug, mußten die armen Bauern auch noch bei dieser kostspieligen Jagd Frohndienste leisten; und somit ist es gut, daß sie bei uns zuletzt ganz aufgehört hat. In den Maremmen (sumpfigen Küstenstrichen) Italiens aber giebt es noch Jäger, die, den alten Helden gleich, die Gefahren der Eberjagd bestehen. Einsam folgen sie den Spuren des Thieres und kämpfen mit ihm auf Leben und Tod, und wenn sie ihr Stückchen Geld für die sauer errungene Beute an Ort und Stelle gelöst haben, ziehen sie sich, mit neuem Proviant versehen, wieder in die Glückseligkeit ihres mühseligen und gefahrvollen Lebens zurück. Sie mögen es nicht anders.

6.

Das Schwein in der religiösen Vorstellung der alten Völker.

Etwas Eigenthümliches aus Aegypten erzählt der Grieche Herodot, der selbst dort gewesen war, im fünften Jahrhundert vor Christus.

„Sie (die Aegypter) brauchen sich nicht zu quälen, Furchen aufzubrechen mit dem Pflug, noch zu hauen, noch mit irgend einer andern Arbeit, womit andere Menschen sich auf dem Felde quälen; sondern der Fluß (Nil) kommt von freien Stücken auf ihre Aecker und bewässert sie, und wenn er sie bewässert hat, verläßt er sie wieder, und dann besäet ein Jeglicher seinen Acker und treibt die Schweine darauf, und wenn die Schweine die Saat eingetreten, dann wartet er die Erntezeit ab und drischt das Korn aus durch die Schweine, und dann bringt er es in seine Speicher."

Da ist ja das Schwein ein wahres Ackerbauthier! Sollte man nicht meinen, daß diese alten Aegypter, welche so viele Thiere göttlich verehrten, das Schwein vor allen bis in den Himmel erhoben hätten? Aber nicht so! Jenes mag wohl so die Kaste der Sauhirten gethan haben; von den andern Aegyptern spricht Herodot anders; er sagt:

„Das Schwein halten die Aegypter für ein unreines Thier. Und wenn einer auch nur im Vorbeigehen ein Schwein berührt hat, so steigt er in den Fluß mitsammt den Kleidern und badet sich."

Märtyrer und Helden um des Schweinefleisches willen.

Derselbe Abscheu vor Schweinen fand sich bei den Nordafrikanern, welche man Libyer hieß, bei den Phöniziern, Arabern, Phrygiern, Scythen, und von denen es uns am besten bekannt ist, bei den Juden. Das Gesetz Moses' hatte diesen den Genuß des Schweinefleisches untersagt, und der Prophet Jesaias verkündigt: „Die da essen Schweinefleisch, Greuel und Mäuse, sollen gerafft werden, spricht der Herr." Um dieses Gesetzes willen — weil sie kein Schweinefleisch essen wollten — erstanden Märtyrer unter ihnen und erlitten Grausames in Triumph. Ja, wenn wir Schlachtschüsselhelden auch lächeln möchten, so ist das eine doch schön, das andere überaus staunenswerth, was uns das zweite Buch der Makkabäer im 6. und 7. Kapitel erzählt.

Eleasar.

König Antiochus Epiphanes von Syrien hatte Palästina inne und die Hauptstadt Jerusalem, und weihte Jehovah's Tempel einem Gotte der Griechen, dem olympischen Zeus, und ließ Opfer darin bringen, die den Juden ein Greuel waren. Wenn man aber das Bacchusfest beging, da zwang man die Juden, in Kränzen von Epheu dem Bacchus zu Ehren einherzugehen. Es war auch ein Gebot ausgegangen, daß man die Juden zwingen sollte, in der Heiden Weise zu opfern und Schweinefleisch zu essen.

Es war aber der vornehmsten Schriftgelehrten einer, Eleasar, ein betagter und doch schöner Mann; derselbe wollte lieber sterben, denn schändlich leben, und da er zur Marter ging, strafte er die, so verbotenes Fleisch aßen.

Die nun verordnet waren, daß sie die Leute zum Schweinefleisch zwingen sollten, nahmen ihn, dieweil sie ihn so lange gekannt hatten, beiseite und sagten, sie wollten ihm Fleisch bringen, das er essen dürfte; er sollte sich aber stellen, als wäre es geopfertes Schweinefleisch, und sollte es dem Könige zu Liebe essen, daß er also beim Leben bleibe. Aber er bedachte sich also und sagte dürre heraus: „Schickt mich immer unter die Erde hin ins Grab. Denn es will meinem Alter übel anstehen, daß ich auch so heuchle, daß die Jugend gedenken muß, Eleasar, der nun neunzig Jahre alt ist, sei auch zum Heuchler geworden, und sie also durch meine Heuchelei verführt werden. Das wäre mir eine ewige Schande. Und zwar, was habe ich davon, wenn ich jetzt damit der Menschen Strafe entflöhe, da ich Gottes Händen, ich sei lebendig oder todt, nicht entfliehen kann? Darum will ich fröhlich sterben, wie es mir altem Manne wohl ansteht, und der Jugend ein gutes Beispiel hinterlassen, daß sie willig und getrost um des herrlichen heiligen Gesetzes willen sterbe.“ Da er diese Worte also geredet hatte, brachte man ihn an die Marter, und die ihm zuvor freundlich gewesen waren, schlugen ihn, daß er starb.

Sieben Brüder und ihre Mutter.

Es wurden auch sieben Brüder und ihre Mutter gefangen und mit Geißeln und Riemen gestäupt, und gedrungen vom Könige, daß sie sollten Schweinefleisch essen, das ihnen im Gesetz verboten war. Da sagte der älteste unter ihnen: „Was willst du viel fragen und von uns wissen? Wir wollen eher sterben, denn etwas thun wider unser väterliches Gesetz.“ Da ergrimmte der König und gebot, man sollte eilends Pfannen und Kessel über das Feuer setzen. Da man das gethan hatte, ließ er ihm die Zunge ausschneiden und Hände und Füße abhauen und ihn in der Pfanne braten. Und da die Lohe allenthalben in die Pfanne schlug, ermahnten sie sich unter einander sammt der Mutter, daß sie unverzagt stürben.

Als der erste also verschieden war, führte man den andern auch hin und fragte ihn, ob er Schweinefleisch essen wollte, oder den ganzen Leib mit allen Gliedern martern lassen? Er aber sagte: „Ich will es nicht thun.“ Da marterten sie ihn wie den ersten; danach nahmen sie den dritten, und nach der Reihe den vierten, den fünften, den sechsten, und ein jeglicher starb mit Muth und großer Zuversicht, und die Mutter mußte das Alles mit ansehen.

Den jüngsten, der noch übrig war, nahm Antiochus vor sich, redete ihm zu und schwur ihm, wenn er von seinem väterlichen Gesetz abließe, so wollte er ihn reich und einen Herrn aus ihm machen. Da er aber sich nicht bereden lassen wollte, nahm der König die Mutter vor und ermahnte sie, sie möchte doch den Sohn bereden, daß er beim Leben erhalten würde. Und da er sie mit vielen Worten gebeten hatte, versprach sie zwar, mit ihm zu reden, doch sie ermahnte ihn nur, fest zu bleiben, und sprach: „Fürchte dich nicht vor dem Henker, sondern stirb gern, wie deine Brüder.“ Da so die Mutter noch mit ihm redete, sprach der Jüngling: „Worauf harret ihr? Gedenkt nur nicht, daß ich dem Tyrannen hierin gehorsamen will, sondern das Gesetz will ich halten, das unsern Vätern durch Moses gegeben ist. Du aber,

der du den Juden alles Leid anlegest, sollst unserm Herrn Gott nicht entlaufen.“ Da das der König hörte, ließ er ihn noch härter martern als die vorigen, und zum letzten ward auch die Mutter hingerichtet.

Der indische Aufstand.

Hindus und Mohammedaner verabscheuen gleichmäßig das Schweinefleisch; beider Religion aber sind die einheimischen Truppen Ostindiens, welche der englischen Herrschaft dort dienen. Und obwohl mancherlei Stoff der Unzufriedenheit unter ihnen vorhanden war, so brachte doch erst ein Gerücht, daß nämlich Schweinefett zu ihren Patronen verwendet würde, jenen Militäraufruhr der jüngsten Vergangenheit zum Ausbruch, der so greuliche Blutthaten und Verwüstung im Gefolge hatte.

Das arme Schwein, was muß es für Sünden verschuldet haben!

Das dämonische Schwein.

Da möchte wohl einer fragen: warum ist denn das Schweinefleisch bei diesen Völkern verboten worden, oder warum haben sie einen solchen Abscheu vor dem Thier gehabt? — Von den Aegyptern gaben einige Griechen als Grund an: weil die Sau ihre eigenen Jungen fresse. Von den Juden sagt der römische Geschichtschreiber Tacitus: „Des Schweinefleisches enthalten sie sich, in Erinnerung der Plage, womit auch sie einst der Aussatz entstellte, dem dieses Thier unterworfen ist.“ — Ihr seht, was man diesem Thiere Alles in die Schuhe schiebt! — Allgemeiner wird angenommen, das Schweinefleisch sei in solchen heißen Gegenden sehr ungesund, und das hätten die religiösen Gesetzgeber bedacht. Das letztere ist denn auch der Fall, wogegen das Ungesunde des Fleischgenusses von andern Völkern derselben Zone widerlegt wird. Aber die Sache ist auch noch

viel ursprünglicher, steckt tiefer in der Religionsanschauung aller dieser Völker.

Nämlich sie glaubten auch an einen bösen Geist, der in der Welt die Wohlthaten der gütigen Gottheit, oder Gottheiten, zu vernichten strebe. Dieser böse Geist machte sich ihnen in Verschiedentlichem bemerkbar, z. B. bei den Aegyptern durch den glühenden, verderblichen Wüstenwind. Der böse Gott, welcher die Segnungen ihrer beiden höchsten Götter, Osiris und Isis, und folglich diese selber bekämpfte, hieß nach dem Berichte der Griechen Typhon, und dieses Wort bedeutet wirklich auch bei den Griechen Wirbelwind, Windsbraut. Der Wüstenwind aber, der die Sonne verdunkelte, kam mit einem rothen Himmelsschein, und so dachten sie sich den Geist desselben, eben den Typhon, roth oder von röthlicher Farbe. Nun sahen sie die Schweine an — die Schweine der Aegypter waren röthlich — im Schweine schien ein unsauberer Geist, ferner ein Geist des Widerspruchs zu herrschen (was unsere Metzgerknaben bestätigen werden); ein Geist der Zerstörung machte sich bemerklich in dem Zerwühlen der Saatfelder; ein Geist so tiefer Versunkenheit in Wollust, wie bei dem Schweine, zeigte sich auch bei keinem anderen Thiere; Grund genug, es für ein Bild des Unheiligen anzusehen und es für das Thier des Teufels, in Aegypten des rothen Typhon, zu halten. Und wirklich ward Typhon als Schwein dargestellt; wirklich wird die böse Kali der Indier mit zwei hervorragenden Schweinszähnen abgebildet; wirklich thront der kalmückische Fürst der Hölle, Herli-Khan, auf einem Schwein.

Schweinsopfer der Aegypter.

Das Schwein nun, Typhon's Thier, schlachteten die Aegypter dem Osiris und der Isis; denn nicht wie die andern Völker brachten sie einem Gott das ihm heilige und darum angenehme Thier dar — in diesem sollte ja selbst sein göttliches Wesen

sein! — sondern ein anderes, hier gar ihm feindseliges. Und so berichtet Herodot:

„Geopfert werden die Schweine der Mondgöttin (Isis) auf folgende Art. Wenn sie das Thier geschlachtet haben, so legen sie die Spitze des Schwanzes und die Milz und die Netzhaut, Alles auf einen Haufen und bedecken es mit allem Speck, der an dem Bauche des Thieres sitzt, und sodann verbrennen sie es im Feuer. Das übrige Fleisch aber essen sie an dem Vollmonde, da sie das Opfer geschlachtet haben; an einem andern Tage aber würde Keiner davon kosten. Die Armen kneten aus Dürftigkeit Schweine von Teig und backen sie und bringen sie zum Opfer. Dem Dionysos (Osiris) aber schlachtet ein Jeglicher an dem ersten Tage des Festes, da der Schmaus gehalten wird, ein Ferkel vor seiner Thür, und dann muß es der Schweinehirt, der es verkauft hat, wieder mitnehmen."

Die Gergesener Säue.

Daß auch die Juden eine Beziehung des Schweins zum bösen Geiste annahmen, bezeugt die Erzählung von Christus im Evangelium Matthäi 8, 28 ff.:

Und er kam jenseits des Meeres, in die Gegend der Gergesener. Da liefen ihm entgegen zween Besessene, die kamen aus den Todtengräbern und waren sehr grimmig, also daß Niemand dieselbe Straße wandeln konnte. Und siehe, sie schrien und sprachen: „Ach Jesu, du Sohn Gottes, was haben wir mit dir zu thun? Bist du hergekommen, uns zu quälen, ehe es denn Zeit ist?"

Es war aber ferne von ihnen eine große Heerde Säue an der Weide. Da baten ihn die Teufel und sprachen: „Willst du uns austreiben, so erlaube uns, in die Heerde Säue zu fahren." Und er sprach: „Fahret hin."

Da fuhren sie aus und fuhren in die Heerde Säue. Und siehe, die ganze Heerde Säue stürzte sich mit einem Sturm ins Meer und ersoffen im Wasser.

Mythischer Eber bei Persern und Indern.

Nicht überall, auch nicht bei allen orientalischen Völkern, galt das Schwein als ein dem bösen Geiste geweihtes Thier.

Die alten Perser z. B. verehrten das Feuer — das Feuer sollte ja reinigende Kraft haben; Licht und Wärme hatte es zuerst am heimischen Heerde gegeben; es hatte civilisirtere Nahrung gewährt — ein altpersischer Lobgesang klingt:

„Der Mensch lobpreise dich mit Holz, mit Fleisch der Thiere! Dir Alles ist Opfer. Sei König der Jugend! Sei König der Geschöpfe, Feuer, Ormuzd's Sohn!

Flamme an diesem Ort! Lichtglänze an diesem Ort! Sei Quell überfließenden Segens, soweit Weltdauer reicht, bis Auferstehung der Kraft ist! Bis zur Auferstehung gieb reine Kraft mir, soviel ich brauche, Feuer, Sohn Ormuzd's!"

Und der Genius des Feuers erschien ihnen nicht blos als Stier, Lamm, Roß und Kameel, sondern auch als Schwein, das wohlthätige Fleischthier.

Wischnu, ein Gott der Inder, der „Erhalter" in ihrer Dreieinigkeit, hat sich die Weltbeglückung zum Ziel gesetzt, und zu dessen Erreichung kam er in zehn Gestalten auf die Erde. Seine dritte Verwandlung war die in einen Eber. Als solcher rettete er die Erde aus den sieben unterirdischen Welten, wohin sie, wie ein Blatt zusammengerollt, ein furchtbarer Riese geborgen hatte. Man sucht darin ein Sinnbild der Urbarmachung der Erde nach einer Sündflut.

Griechische und römische Schweinsopfer.

Abendländische Völker haben vollends eine andere Ansicht von dem Schweine gewonnen, als orientalische. Erstens mußte dieses Thier, das so schnell zu Fleische kam — zu wohlschmeckendem, gesundem — zur ungemeinen Wohlthat werden, nachdem man es durch Ferkel der Wildsau für das Haus gezähmt hatte,

während man milch- und wolletragende oder arbeitende Thiere entweder noch gar nicht besaß, oder zu schlachten vermied.

Zweitens scheint wirklich „die erdaufwühlende Sau" in jenen Gegenden den ersten Gedanken an die Bodenbearbeitung aufgethan zu haben.

Drittens konnte das Schwein ihnen überhaupt, wegen der stattlichen Vermehrung, das vorzüglichste Bild der Fruchtbarkeit werden.

Der Demeter (Ceres), der griechischen und römischen Göttin des Feldbaues, brachte man vorzugsweise, also als das ihr angenehmste Opfer, Schweine dar, und bei den sogenannten Mysterien, wo die Zugelassenen in den höhern Sinn des Gottesdienstes eingeweiht werden sollten, ließ man junge Schweine in dem Innersten des Tempels laufen, weswegen es auch in einem griechischen Lustspiel („Die Frösche") heißt:

„Zu einem Schweinchen leihe mir drei Drachmen jetzt,
Denn eh' ich sterbe, muß ich in die Mysterien."

Ebenso opferten die Römer der Tellus (Erde) ein Schwein; und bei den Ambarvalien, dem feierlichen Umgang um die Felder, wurde ein mit Krone und Binde geschmücktes Schwein von den Priestern vorausgeführt; die übrigen Opferthiere: Widder, Stier u. s. w., folgten ihm nach.

Der Sühneber.

Eine wichtige Rolle spielte das Schwein beim Eid und bei der Sühne. Bei der Sühne, wenn einer von Blutschuld gereinigt werden sollte, schlachtete man ein Ferkel, hielt es über ihn und betröpfelte ihn mit dem Blute desselben, unter Anrufung der Götter.

Wenn einem Todten die letzte Ehre des Grabmals nicht erwiesen war, so mußte man die Erde feierlich mit Schweinsblut tränken, um die Unterirdischen zu sühnen, damit sie den umher-

irrenden Schatten des Todten in ihr Reich einließen. Denn der Fährmann Charon, welcher die Seelen über den Styx in das Todtenreich überfuhr, war gehalten, keine in seinen Nachen aufzunehmen, deren Körper nicht bestattet worden war.

Auch die Bänke der Volksversammlung zu Athen wurden mit Ferkelblut besprengt, denn da mag auch Manches zu sühnen gewesen sein.

Wenn die Griechen ein gemeinschaftliches Oberhaupt wählten, schlachteten sie ein Schwein, stachen mit Lanzen und Schwertern hinein und schwuren dabei treue Folge. Wenn die Römer Frieden schlossen, beschworen sie den Vertrag bei einem geschlachteten Schwein, und in Rücksicht auf den Frieden, den doch jeder Krieg endlich bezweckt, führten sie auch das Bild eines Schweins auf ihren Kriegsbannern.

Wie das Eberopfer beim Eidschwur in der ältesten Zeit der Griechen, im Trojanischen Krieg, vor sich ging, wird in Folgendem, nach dem Heldengedichte Homer's, beschrieben:

Atreus' Sohn, ausziehend mit hurtigen Händen das Messer,
Das an der großen Scheide des Schwerts ihm immer herabhing,
Schor von des Ebers Haupte das Erstlingshaar und erhob dann
Betend die Hände zu Zeus; rings saßen indeß die Argiver
Still umher, nach der Sitte, des Königs Wort zu vernehmen.
Flehend nunmehr begann er, den Blick gen Himmel gewendet:

„Höre nun, Zeus, zuerst, der Seligen höchster und bester,
Erd' und Sonne du auch, und Erinnyen unter der Erde,
Die ihr Todte bestraft, wer hier Meineide geschworen.
Niemals hab' ich die Hand an Brises' Tochter geleget 2c.
Schwör' ich Einiges falsch, dann senden mir Elend die Götter
Ohne Maß, wie sie senden dem frevlen Schwörer des Meineids!"

Sprach's, und des Ebers Kehle zerschnitt er mit grausamem Erze,
Welchen Talthybios drauf in des Meers graunwogende Fluten
Wirbelnd den Fischen zum Fraß hinschleuderte.

Bei Letten, Preußen, Esthen.

Auch der Brauch der Letten in Rußland, welche das Fleisch eines Opferschweins in kleine Stücke zerlegten, gemeinsam verzehrten und die Knochen verbrannten, wie beim Osterlamm der Juden, deutet auf ein Sühnopfer und Versöhnungsfest hin. Dagegen wurde das Schwein wieder in Verbindung mit dem Feldbau gebracht bei den Aestyern und heidnischen Preußen. Die Bauern in Preußen nämlich wanderten bei einem Gewitter, mit einer Speckseite auf den Schultern, durch die Felder und riefen ihrem Donnergotte zu: „Perkun, verdirb nicht unsere Saaten, dir soll auch diese Speckseite geopfert werden.“ Von den Aestyern aber erzählt der Römer Tacitus: „Sie verehren die Mutter der Götter (die Erde). Als Abzeichen ihres Glaubens tragen sie Bilder von Ebern. Das gewährt statt der Waffe und jeglicher Schutzwehr dem Verehrer der Göttin selbst unter Feinden Schutz.“

Der Eber Sährimnir.

In der „Edda“ der nordischen Germanen heißt es: „Alle Männer, die im Kampfe gefallen sind, kommen zu Odin nach Walhalla. Doch niemals ist die Volksmenge in Walhalla so groß, daß ihr das Fleisch des Ebers nicht zureichen möchte, der Sährimnir heißt. Jeglichen Tag wird er gesotten und ist am Abend wieder heil. Andhrimnir heißt der Koch, Eldhrimnir der Kessel; darum lautet es:

„Andhrimnir läßt
In Eldhrimnir
Sährimnir sieden,
Das beste Fleisch.“

Dazu gab nun die Ziege Heidrun den Meth; also: von Ziegen das älteste Kulturgetränk; vom Schwein das erste, durch

Zucht erzielte Fleisch. Das sind die Geheimnisse von jenen Märchen.

Aber nun schau' man einmal an, zu welcher himmelverschiedenen Richtung Völker kommen können! Diese Nordmänner glaubten selbst im Himmel noch Schweinefleisch essen zu können, und die Juden glaubten, sie kämen nicht in den Himmel, wenn sie hier auch nur aus Noth Schweinefleisch äßen.

Der Eber Gullinbursti.

Freir, der frohgemuthe Gott des Friedens und der Fruchtbarkeit bei Skandinaviern und Deutschen, bei welchen letztern er Fro hieß, besaß, wie sie sagten und sangen, einen Eber, Gullinbursti mit Namen, dessen Goldborsten die Nacht gleich dem Tage erhellten, der mit Pferdesschnelligkeit rannte und des Gottes Wagen zog. Auch Freia, die Göttin der Liebe, von welcher der Freitag herkommt, spricht einmal in einem Lied:

„Meinem Eber glühen
Die goldenen Borsten,
Dem Hlidiswin."

In dem Bruchstück eines altdeutschen Liedes heißt es:

„Ihm sind Füße fudermäßige;
Ihm sind Borsten, hoch wie der Forst,
Und seine Zähne sind zwölfellig."

Wenn das der Eber Gott Fro's ist, so kann er sich schon dem kalydonischen der Griechen gegenüber sehen lassen.

Jakob Grimm, welcher mit seinem Bruder Wilhelm die schönen deutschen Kinder- und Hausmärchen gesammelt und so schön, wie sie es verdienen, niedergeschrieben hat, ist auch am besten dem Glauben unserer Vorväter auf die Spur gekommen; er meint, in jenem Gedichtstück sei des göttlichen Ebers

gedacht, und er sagt: „Einen Grund der Heilighaltung des Ebers findet man darin, daß er die Erde aufwühlt, und die Menschen von ihm das Pflügen gelernt haben.“ — Wenn der Landmann der Wetterau das Kornfeld im Winde wallen sieht, da sagt er: „Der Eber geht im Korn“; und da liegt wohl auch noch ein nunmehr unverstandener Bezug auf jenen fruchtbarmachenden Gott, der einen Eber zum Reit- und Zugthiere haben sollte.

Aber der göttliche Eber liegt uns noch näher und klarer da. In Schweden wird noch heutigen Tages zu Weihnachten ein aus Mehl bereiteter Eber (Julgalt) auf den Tisch gesetzt. Und Weihnachten (das Julfest) war Freir's Fest, der Eber da das feierlichste Opfer. In den Trinksaal vor den König wurde das Thier geführt, und die Gäste legten die Hände auf ihn und thaten Gelübde und schwuren treue Folge. Und wegen der Gelübde hieß er auch der Sühneber. — Auch in England hielt sich noch lange die Sitte des Ebergelübdes, und in Thüringen werden noch jetzt mancherorten die Kinder zur Weihnacht damit beschwichtigt, daß, wer bis zum Abendessen sich der Speise enthalte, ein goldenes Ferkel zu Gesicht bekomme. Und seht, das erinnert auch noch daran, daß einst das Schwein zum Ehrengedächtniß eines Lichtgottes diente.

Wer hätte das gedacht?

7.

Das Schwein in Spruch, Fabel und Märchen.

Die Nachklänge früherer (heidnisch-) religiöser Vorstellungen schwinden immer mehr im Volk, also auch die, welche sich auf das Schwein beziehen; länger dagegen hält sich und immer wieder neu auflebt, was aus der Beobachtung dieses Hausthiers und der Vergleichung mit Menschlichem in die jetzt gebräuchliche Redeweise des Volks übergegangen. ist. Nämlich die deutschen

Sprichwörter

sind reichlich mit Sprichwörtern vom Schwein gesegnet. Wir wollen ein paar davon hervorheben und kurz erläutern.

Sieh' dich wohl vor, du greifst die wilde Sau am Ohr. — „Das werd' ich wohl bleiben lassen, das wär' höchst gefährlich", sagst du. Aber mit andern Gefahren spielst du vielleicht, ohne dich eines solchen Zurufs zu erinnern. Sorglos thust du einen Schritt, begehst eine Handlung, wodurch deine Gesundheit, deine Lebensstellung, deine Sittlichkeit bedroht wird; du reizest unbesonnen einen Unband, beginnst eine gewagte Speculation, die dich ruiniren kann, lässest dich mit Uebelthätern ein rc. Sieh' dich wohl vor, du greifst die wilde Sau am Ohr.

Man muß die Perlen nicht vor die Säue werfen. — Nun ja! die wissen nichts damit anzufangen, oder wühlen sie gar in den Koth. Und es ist oft übel angebracht, wenn man die Perlen seines Wissens, seines Gefühls, seiner hochherzigen Gesinnung in verrotteter Gesellschaft auskramt, die alles Höhere verlacht. Es kann das Wort aber auch eine Redensart des hochmüthigen Dünkels, der Trägheit und Schwäche sein, um das Nichtwollen und Nichtkönnen zu bemänteln. Denn der wahre Menschenfreund, wie ein Pestalozzi, sucht gerade die verwahrlosten Geschöpfe heranzubilden, daß auch sie, soviel möglich, Theil haben können an den geistigen Perlen, die uns eine bessere Lebensstellung hat zu Theil werden lassen.

Jede Sau hat ihren Martinstag — d. h. sie wird doch einmal geschlachtet; es ist ihr nichts geschenkt. Das ist nur ein niedriges Bild für ein anderes Sprichwort: Es ist noch nicht aller Tage Abend. Und dieses ist, nach dieser einen Seite hin — denn es hat noch eine andere — eine Warnung für Den, der obenauf sitzt, und wird im Munde des Unterliegenden eine Drohung, oder eine Hoffnung auf Genugthuung, gleichwie: „Er ist noch nicht über alle Berge; seine Stunde soll noch schlagen"; oder in einer Anrede ausgedrückt:

„Verhärteter, der im Glücke sitzt, das du dir durch Unrecht und fremdes Unglück aufgebaut hast, prahle nicht, daß du fest darin wohnst, und weigere dich nicht, wett zu machen, was du verschuldet. Noch kann sich das Blatt wenden; eine Zeit kommt, wo dein Glück zusammenbricht, wo deine Sünden sich rächen und die von dir Unterdrückten die Gerechtigkeit des Schicksals preisen."

Den alten Griechen hätte übrigens das Sprichwort noch viel besser gepaßt, denn sie hatten den Glauben, daß das Schicksal einen nur recht begünstige, um ihn ins Verderben zu stürzen.

„Noch Keinen sah ich glücklich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun."

(Schiller.)

Wenn das Ferkel träumt, so ist's von Trebern. — Daß das Ferkel überhaupt Träume hat, wenn auch nur von Trebern, soll nicht behauptet werden; wenn's aber träumte, so wär's gewiß nur von Trebern, denn darauf allein ist sein Sinn gerichtet. Das ist aber ein sehr niedriger Standpunkt, und wenn du immer so gern von guten Speisen und Getränken sprichst, so muß man annehmen, deine Gedanken wären auch nur auf Essen und Trinken gerichtet. Der Modegeck wird von schöner Toilette schwatzen, der Renommist von Händeln bester Sorte u. s. w. Weß das Herz voll ist, geht der Mund über. Wenn sich vollends einer in einem ähnlichen Zustand, wie der Traum ist, wo die berechnete Hülle des Innern sinkt, frei gehen läßt, wie z. B. im Rausch oder in der Leidenschaft — da merkt man auch gewöhnlich, was seine eigentlichen Herzensträume sind: Amt und Würden, Macht, Geld und Gut, u. s. w. Hilft nichts, wenn er hernach sagt: Das war im Phantasiren des Rausches, im Schäumen der Leidenschaft! Thut nichts — ist die Antwort — wenn's Ferkel träumt, so ist's von Trebern; die Katze träumt von nichts als Mäusen.

Wenn's Ferkel satt ist, stößt es den Trog um. — Vorher achtet es ihn gar sehr; aber undankbare Menschen sind wohl noch barsch, wenn sie ihr Gutes aus Andern herausgezogen haben. So stellten König Lear's Töchter ihrem alten Vater auch den Stuhl vor die Thür, nachdem er unter sie sein Reich getheilt hatte.

Wenn man die Sau kitzelt, so legt sie sich in den Koth — handelt von Kinderzucht, wobei die Jugend denken mag, daß es gut gemeint ist, wenn Eltern ihren üblen Richtungen scharf entgegentreten.

Wirst du die Sau im Nacken krauen,
Wirst du sie bald im Unflath schauen.
Sei nur recht willig, nur recht lind
Dem trägen, eigensinn'gen Kind,
Das lüsterne führ' zu Vergnügen,
Und lob das witzige bei Lügen,
Dem neid'schen thu' stets mehr zu gut,
Und reg' des bubenhaften Muth:
Du wirst noch Herrliches erleben —
Es wird sich auch in Koth begeben,
Nicht rein den Tugendkampf bestehn,
Nicht würdevoll durch's Leben gehn.
Das ward von Alters her befunden:
Bei sanften Aerzten faule Wunden!

In der

Fabel

kommt die Sau nicht oft vor. In den Abenteuern des jungen Wolfs, der einen Nahrungszweig sucht, betrügt sie diesen ebenso, wie er von Pferd, Widder und Ziege betrogen wird: es heißt von diesem „Jung Isegrim" nach unserer Bearbeitung *):

*) S Des Knaben Lust und Lehre. II.: Die Vettern des Hundes.

Und weiter trabt' er, und er kam
Zu einer Mühle. Dort im Schlamm
War eine Sau und wälzte sich
Mit ihren Ferkeln wonniglich.
„Ha, Ferkel!" — rief Jung Isegrim —
„Ha, Ferkel sind für mich nicht schlimm!
Mein sind die Ferkel, Schwester Sau!
Nicht wahr, du nimmst es nicht genau?"

„O", sprach die Sau, „zu keiner Zeit!
Doch nur das Eine schafft mir Leid,
Daß sie die Taufe nicht empfangen.
Sieh doch, wie schmutzig ihre Wangen!
O wolltest du an diesem Wehr
Sie taufend reinigen vorher,
So wär' mir dies ein wahrer Trost,
Dir aber wär's gesünd're Kost."

Im Wolfspelz Geistlicher zu sein?
Jung Isegrim ging darauf ein,
Thät zu dem Schußbret sich begeben,
Die Ferkel mit der Sau daneben.
Doch eh' er noch die Formel sprach,
Stieß ihn die Sau schnell in den Bach,
Und er, vom Strudel fortgetrieben,
Ward von den Rädern fast zerrieben.

Der Wolf, sich schüttelnd wie ein Pudel,
Als er entkommen aus dem Strudel,
Sprach: „Dank' für eine Priesterstelle!
Sind das die geistlichen Gefälle?
Ich seh', daß sie zu Wasser werden —
's ist keine Frömmigkeit auf Erden!"

Die Schweine der Circe.

Griechisches Märchen.

Ulysses, der griechische Held, kam zu Schiff aus dem Trojanischen Krieg und ward von Stürmen auf dem Meer umhergetrieben. Einst landete er an einer Insel und sandte Kundschafter aus, von wem sie wohl bewohnt würde; denn es war oft nicht geheuer auf solchen Inseln. Die Insel war früher wüst gewesen, doch seit die Zauberin Circe dort wohnte, war sie ein wahres Paradies geworden. In einem anmuthigen Thale stand ihr Palast, der von Gold und Juwelen schimmerte; gezähmte Löwen und Bergwölfe umstreiften ihn hütend; aber im Innern saß sie selbst mit ihren Dienerinnen, goldlockigen Nymphen, und es erheiterte sich an Gesang und Tanzspiel „die hehre melodische Göttin".

Die ausgesandte Mannschaft des Ulysses, an ihrer Spitze Eurylochus, kamen in die Nähe dieses Palastes, wurden von den gezähmten Raubthieren freundlich angewedelt von der Göttin selbst zum Eintritt eingeladen. Eurylochus hielt sich weislich fern, und so entging er dem Schicksal, das seinen Gefährten bevorstand.

Circe nahm sie überaus freundlich auf und mengte ihnen eine damals beliebte Kost: Weinmus aus geriebenem Ziegenkäse und Mehl und gelblichem Honig zu pramnischem Wein. Doch sie mischte unheilsame Säfte in das Gericht, daß sie gänzlich ihr Vaterland vergäßen; und

> Schweinen wurden sie gleich an Haupt, an Stimm' und an Bildung,
> Borstenvoll; nur der Geist war unzerrüttet, wie vormals.
> Also wurden sie weinend in Kofen getrieben, und Circe
> Schüttete Steineichfrucht, Eichmast und rothe Kornellen
> Ihnen zum Fraß — das Futter der erdaufwühlenden Schweine.

Als Eurylochus ohne seine Gefährten zurückkehrte, machte sich Ulysses allein auf den Weg, um jene zu befreien. Ein Gott

aber, Hermes, welchen die Römer Merkur nennen, gab ihm ein Kraut, das ihn vor der erniedrigenden Kraft des Zaubertrankes schützen sollte. Circe empfing ihn hocherfreut, führte ihn auf ihren Thron, der schön und kunstvoll prangte in silbernen Buckeln, und setzte ihm einen Schemel unter die Füße. Dann mengte sie auch ihm Weinmus im goldenen Becher und warf arglistig ihr Zauberkraut hinein. Und als er getrunken, schlug sie mit dem Stab auf und redete:

Wandere jetzt in den Kofen, zu ruhn bei den anderen Freunden.

Doch Ulysses, den nicht der Trank einnahm, riß das Schwert von der Hüfte und rannte auf sie los, als wollt' er sie morden, und zwang die Erschrockene, daß sie seine Genossen wieder in Menschen verwandelte. Frohweinend kamen sie wieder aus ihren Ställen hervor und wurden nun freundlich gehalten, und ihr Herr theilte ein Jahr lang mit der Zauberkönigin den Thron der Insel.

Das Märchen ist aus; wer aber etwas daraus lernen will, dem sagt der griechische Philosoph Plato ungefähr, daß weise Mäßigung im Genuß uns das Leben angenehm, gemeines Versinken im Genuß uns aber — zum Thier macht.

IV.

Der Esel.

Mit einem Anhang:

Das Maulthier.

1.

Der wohlbeschaffene und nützliche Esel.

Verachtet mir den Esel nicht;
Ich will ihn euch im Buche bringen;
Es soll sein hohes Lob erklingen
Vor eurem heitern Angesicht.

Zwar struppig ist er hier und klein;
Die Ohren könnten kürzer sein;
Und langsam geht er — stumpf und faul
Gleich einem abgetrieb'nen Gaul —
Mit herrlicher Geduld gesegnet,
Und ob es Prügel auf ihn regnet.

Doch schaut ihn an im Orient,
Ob ihr das Thier gleich wieder kennt:
Wie er mit Anstand sich bewegt,
Wie er das Haupt so munter trägt;
Da zeigt er glänzend glattes Haar;
Da weist er schlanke Glieder dar;
Mit Pferden wettet da sein Lauf,
Und stolze Menschen sitzen drauf.

Dann schaut die wilden in den Steppen,
Die Menschen nicht, noch Säcke schleppen;
Frei sind sie, wie sie Gott erschuf.
In Schaaren ziehen sie umher,
Und kommt ein Wolf von ungefähr,
Da peitscht der Schweif, da scharrt der Huf,
Die Nüstern heben sich empor;
Jetzt wettern wild sie auf ihn ein,
Ein zorniger, ein toller Chor:
Da mag wohl grimm ihr Ya sein!

Da dürft ihr auch die Perser fragen,
Ob lieber sie die Hirsche jagen;
Die Eselsjagd ist Adelsrecht.
Ha, das ist Lust, das scheue Wild
Umgehn, verfolgen im Gefild!
Auch Eselsbraten schmeckt nicht schlecht.
Ja, fragt darüber die Kirgisen:
Nichts Bess'res — heißt's — ist zu genießen!

Ist nicht auch unser Esel werth,
Der schwerer trägt als jeglich Pferd;
Der, statt mit Hafer und mit Heu,
Mit Disteln sich begnügt und Spreu;
Der fast nicht weiß, was Krankheit heißt;
Der sichern Trittes sich befleißt?
Reist nur einmal nach Karlsbad hin,
Da seht ihr, wie mit frohem Sinn
Die Herrn und Damen feiner Art
Auf Eseln ziehn zur Bergesfahrt.

Auch ist des Esels Milch ein Trank,
Den Mancher preist, der schwach und krank;
Zu Polstern brauchet man sein Haar;
Die Knochen werden Pfeifen gar;

Und seine Haut wird Pergament,
Drauf steht manch' wichtig Dokument;
Ja, eh' man das Papier erfand,
Schrieb drauf allein die Künstlerhand;
Drauf schrieben nieder ihren Geist
Die „Alten", die man jetzt noch preist.

2.

Der geschickte, gescheidte Esel.

Da hört man ein Gedicht hersagen:

Ochs und Esel zankten sich
Beim Spaziergang um die Wette,
Wer am meisten Weisheit hätte 2c.

wobei zuletzt der Löwe sagt:

„Ihr seid alle beide dumm!"

„Dummer Esel!" schelten einander grobe Leute. Aber der Esel ist gar nicht dumm von Natur; man hat ihn nur dumm geprügelt und seine Jungen dumm auferzogen. Andere Leute jedoch haben es besser verstanden und haben ihn dahin gebracht, daß er wie ein Pferd Wettrennen besteht, durch Reife springt, Kanonen löst, einen Tanz aufführt, Treppen steigt, Zahlen angiebt — hört nur, was ein alter Reiseschriftsteller von den Gauklern in Afrika und ihren Eseln erzählt!

Oftmals spricht derselben Gaukler einer, wenn der Esel vor den Leuten ein wenig gesprungen und getanzt hat: „Hörst du, Esel, da will man einen großen Bau aufführen; so muß ich alle Esel aus Algier zuhauf bringen, daß sie Steine, Holz, Kalk, Sand und andere Materialien herzuführen." Kaum hat er dies ausgeredet, so fällt der Esel eilends nieder, hält den Athem an sich, wälzt sich um, streckt die Füße empor und schließt die Augen, nicht anders, als wär' er todt. Nun klagt der Gaukler

und weint vor den Umstehenden, daß ihm sein Esel gestorben, und bittet sie, daß sie ihm beisteuern sollten zum Kauf eines neuen Esels. Wenn er nun eingesammelt hat, so lacht er und spricht, sie sollten nur nicht denken, daß sein Esel todt sei. Darauf wendet er sich zum Esel und ruft: „Wohlan! Auf!" und schlägt dazwischen gewaltig zu. Doch obwohl er nicht aufhört zu schlagen, so bewegt sich der Esel nicht um ein Pünktlein. Da richtet der Gaukler seine Rede wieder an die Umstehenden und spricht:

„Wisset, ihr Herren, daß der Sultan hat ausrufen lassen, es soll sich morgenden Tages alles Volk aus der Stadt begeben, zu sehen seine Macht, Pracht und Herrlichkeit; es sollen sich auch alle adeligen Frauen auf schönen Eseln reitend da sehen lassen und denselben, ihren Eseln, gute Gerste und Nilwasser reichen."

Auf dieses ist der Esel schnell auf seinen Füßen, springt, paradirt, zeigt eine große Freude und folgt dem Gaukler überall nach. Der aber sagt:

„Es hat mich einer angeredet, ihm meinen schönen und braven Esel zu leihen, damit seine Alte darauf reisen möge, und das ist wahr."

Sogleich hängt da der Esel seine Ohren, fängt an zu hinken und stellt sich, als wär er lahm. Alsdann sagt der Gaukler: „Wie so? Gefallen dir lieber die jungen und hübschen?"

Darauf neigt der Esel den Kopf, als sagte er: Ja.

„Nun wohlan! — sagt der Meister — siehe, da sind viele junge, dazu hübsch und schön, zeige mir davon eine, welche dir am besten gefällt!"

Sogleich läuft der Esel in den Kreis hinein, wo etwa ein Frauenzimmer steht, und erreicht also diese Kurzweil unter vielem Gelächter der Zuschauer ihre Endschaft.

3.

Der berühmte und geehrte Esel.

Was läßt sich von dem Esel sagen
Seit der Geschichte grau'sten Tagen!
Es hatte Esel Abraham,
Als einst er nach Aegypten kam;
Auf Eseln holten auch nicht minder
Von dort Getreide Jakob's Kinder;
Auf Eseln ritten die Propheten,
Wie oft der Bibel Bücher reden;
Der Richter Abdon hatte gar
Von Eseln eine Reiterschaar;
Und Saul war's, der die Krone fand,
Da er nach Eseln sucht' im Land.

Ja, man soll Achtung haben vor diesem Thiere! Was hat nicht allein Simson im Kriege wider die Philister an einem bloßen Eselskinnbacken für Hülfe gehabt?

„Und er fand einen faulen Eselskinnbacken; da reckte er seine Hand aus und nahm ihn und schlug damit tausend Mann. Und Simson sprach: „Da liegen sie bei Haufen; durch eines Esels Kinnbacken habe ich tausend Mann geschlagen.“ Und da er das ausgeredet hatte, warf er den Kinnbacken aus seiner Hand und hieß die Stätte Ramath=Lehi. Da ihn aber sehr dürstete, rief er den Herrn an und sprach: „Du hast solches Heil gegeben durch die Hand deines Knechtes, nun aber muß ich Durstes sterben und in der Unbeschnittenen Hände fallen.“ Da spaltete Gott einen Backenzahn in dem Kinnbacken, daß Wasser herausging. Und als er trank, kam sein Geist wieder und ward erquicket. Darum heißt er auch noch heute „des Anrufers Brunnen, der im Kinnbacken ward“.“

Bileam und seine Eselin.

Die Israeliten waren von Aegypten durch die Wüste ins Land der Moabiter gekommen. Und Balak, der König daselbst, sah, daß sein Volk sich fürchtete vor den Kindern Israel. Da sandte er Boten zu Bileam, der ein Prophet war, und ließ ihm sagen: „Es ist ein Volk aus Aegypten gezogen, das bedeckt das Angesicht der Erde und ist mir zu mächtig. So komm' nun und fluche ihm, denn ich weiß, daß, wen du segnest, der ist gesegnet, und wem du fluchest, der ist verflucht."

Bileam aber ließ die Boten bei sich über Nacht bleiben, und in der Nacht hatte er ein Gesicht, daß Gott zu ihm sprach: „Gehe nicht mit ihnen, fluche auch nicht dem Volke, denn es ist gesegnet." Deshalb nun weigerte sich Bileam mitzugehen.

Da sandte Balak noch größere, angesehenere Fürsten, als die ersten Botschafter waren, und versprach, er wollte ihn hoch ehren und Alles thun, was er ihm sagen würde. Und diesmal zog Bileam mit, obgleich er den Gesandten sagte: „Wenn mir Balak auch sein Haus voll Gold und Silber gäbe, ich könnte doch nicht thun über das Wort des Herrn, meines Gottes."

Er ritt aber eine Eselin, und unterwegs sah die Eselin einen Engel Gottes mit bloßem Schwert auf dem Wege stehen, da wich sie beiseite und ging auf dem Felde. Bileam aber, der den Engel nicht schaute, schlug die Eselin, daß sie in den Weg sollte gehen. Da trat der Engel zurück auf einen Pfad bei Weinbergen, wo auf beiden Seiten Wände waren. Da nun die Eselin den Engel wiedersah, drängte sie an die Wand und klemmte Bileam den Fuß; da schlug er sie noch mehr. Da ging der Engel noch weiter zurück an einen engen Ort, wo nicht zu weichen war, weder zur Rechten noch zur Linken. Und als die Eselin den Engel zum dritten Male sah und gar nicht weichen konnte, fiel sie auf ihre Knie unter Bileam; da ward er sehr zornig und schlug sie mit dem Stabe.

Da hub plötzlich die Eselin zu sprechen an und sagte:

„Was hab' ich dir gethan, daß du mich schlägst, nun schon zum dritten Mal?" — Bileam sprach: „Weil du mich höhnst; ach, daß ich ein Schwert hätte, dich zu würgen!" — Die Eselin sprach: „Bin ich nicht deine Eselin, darauf du geritten deine Zeit bis auf diesen Tag, und habe ich je gepflegt zu thun so wie heute?" — Bileam antwortete: „Nein." — Und siehe, da wurden auch ihm die Augen aufgethan, daß er den Engel Gottes im Wege stehen sah, und er neigte sich mit seinem Angesicht. Der Engel aber sprach: „Warum hast du deine Eselin geschlagen, nun dreimal? Siehe, ich bin ausgegangen, daß ich dir widerstehe, und die Eselin hat mich gesehen und ist dreimal gewichen; sonst, wenn sie nicht vor mir gewichen wäre, hätte ich dich erwürgt, die Eselin aber beim Leben gelassen."

Da sprach Bileam: „Ich habe gesündigt und nun, so dir's nicht gefällt, will ich wieder umkehren." — Der Engel aber sagte: „Ziehe hin mit den Männern, aber nichts Anderes, denn was ich zu dir sagen werde, sollst du reden."

Also zog Bileam mit den Fürsten Balak's. Da er aber zu Balak gekommen war und den Kindern Israel fluchen sollte, verwandelte sich sein Fluch in einen Segen, und als ihn Balak darüber zur Rede setzte, erwiederte er: „Habe ich nicht zu deinen Boten gesagt: Wenn mir Balak sein Haus voll Silber und Gold gäbe, so könnte ich doch nicht über das Wort des Herrn meines Gottes? Und wahrlich! es wird ein Stern aufgehen aus Jakob, und ein Scepter aus Israel aufkommen, und wird zerschmettern die Fürsten der Moabiter und verstören alle Kinder Seth's."

Die Esel des Darius.

Ein Volk im südlichen Rußland, die Scythen, wußte noch nichts von Eseln, während es Pferde in großer Menge besaß und sie zu gebrauchen wußte, wie die heutigen Kosacken nimmermehr. Da war ein mächtiger König der Perser, Darius hieß er, der überzog die Scythen mit Krieg, und sein Glück war's,

daß er Esel mithatte. Denn die windschnellen Roßhelden setzten ihm von allen Seiten unaufhörlich zu; was aber den Persern half, das war die Stimme und die Gestalt der Esel. Denn oft mitten im Angriff, wenn die Pferde der Scythen das Eselgeschrei hörten, wurden sie scheu und spitzten die Ohren und waren ganz stutzig und drehten um. Endlich, als sich der Perserkönig nicht mehr im fremden Lande halten und doch auch nicht gut zurückweichen konnte, bediente er sich folgender List. Er ließ zur Nachtzeit die Esel im Lager anbinden, zündete Feuer an und machte sich nun eilends davon, nach der Donau. Die Esel aber, als die Masse des Heeres fort war, erhoben ihre Stimmen noch weit mehr als früher, und da die Scythen die Esel hörten, glaubten sie ganz gewiß, die Perser wären noch auf ihrem alten Fleck. Da waren die Perser gerettet — durch Esel!

Der Esel ein Heldenbild.

Wenn ein Dichter seinen Helden mit einem Löwen vergleicht — ei das versteht sich. Aber mit einem Esel? Das wäre! Und doch widerfährt unserm Thiere solche Ehre: 1) in der Bibel, wo Isaschar mit ihm verglichen wird; 2) in der Ilias der Griechen. Dort nämlich läßt Homer den Ajax unter dem Bild eines Esels auftreten, der sich ins Feld drängt und Saat abfrißt, obwohl es die Knaben hindern wollen und Stecken auf ihm zerschlagen. Das bringt ihn nicht aus seinem Gleichmuth — schwach ist die Stärke der Kinder gegen ihn, und er geht erst, wenn er sich gesättigt. So auch bewegte sich der Held Ajax unter den Angriffen der Trojaner.

Der Esel in der Religion der Griechen und Römer.

Ja, die Griechen erzählten sich, daß ein Esel im Gigantenkriege ihren Göttern Beistand geleistet habe. Die Giganten aber waren ungeheuere Riesen mit Drachenschwänzen statt der Füße, die schleuderten Felsen gen Himmel und zusammen-

gebundene Baumstämme, und thürmten Gebirge aufeinander, um den Olymp zu ersteigen, wo die Götter wohnten. Da hat sie aber der tapfere Esel weidlich erschreckt mit seinem Geschrei; und dafür ist es ihm nachmals auch gut ergangen, denn er bekam einen jovialen, dicken Zechgeist, den Silenos, zum Reiter, der mit ihm stets dem Jubelzuge des Weingottes folgte, und so haben wir auch noch Abbildungen von ihm.

Cybele oder Rhea nannten Griechen und Römer ein Wesen, an das sie glaubten, als wäre es die Mutter der Götter und Menschen; ein Esel aber ward damit beehrt, beim großen Opferfest ihre Heiligthümer zu tragen.

„Liebling der Vesta“ nennt ein römischer Dichter, Virgilius, den Esel, und ein bekränzter Esel trug an Festtagen die Opferkuchen dieser Göttin des heiligen Herdes.

Auch dem Gotte der Fruchtbarkeit, Priapos, sollte der Esel heilig sein, und man stellte Eselsschädel in den Gärten auf, um die Früchte derselben vor Schaden zu hüten. Ob's etwas geholfen hat, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß der römische Feldherr Marius, welcher unsere Vorfahren, die Cimbern und Teutonen, schlug, sich von einem Esel richtig weissagen ließ. Denn als er einst einen Esel aus seinem Stalle entlaufen sah, meinte er, das sei ein göttlicher Fingerzeig, daß er auch die Flucht ergreifen müßte; und es war wirklich Gefahr vorhanden.

Der berühmte römische Kaiser Augustus, da er noch nicht Kaiser war, es aber werden wollte und dafür in die Schlacht zog, nahm es für ein glückliches Zeichen, als ihm eine Eselin Namens Victoria — versteht sich mit ihrem Treiber — begegnete: er ging zuversichtlich in den Kampf, hatte das Glück, „Victoria!“ rufen zu können, und errichtete aus eroberten Schiffsschnäbeln die eherne Bildsäule eines Esels.

Poppäa, die Gemahlin des römischen Kaisers Nero, glaubte von den Eseln — zwar nicht Ruhm, aber — Schönheit gewinnen zu können, nämlich wenn sie sich täglich in Eselsmilch badete; und es mußten sie daher auf allen ihren Reisen fünfhundert Eselinnen begleiten.

Der Esel im orientalischen Glauben.

Kein Glück in der Welt ist ungetrübt, also auch nicht Ruhm und Ehre des Esels. Wenn die Hindus in Madura glauben, daß die Seelen der Edelleute, wenn sie sterben, in die Leiber tapferer orientalischer Esel übergehen, so behaupten dagegen die Rabbinen der Juden, die Esel seien bestimmt, die Seelen der Ehebrecher aufzunehmen.

Die Bibel erzählt uns, daß die Israeliten bei ihrem Zug ins gelobte Land den Midianitern 61,000 Esel abnahmen und dieselben unter sich vertheilten; die Esel mußten bei ihnen die Stelle der Pferde vertreten, mit denen die Juden (abgesehen von unsern Roßkämmen) sich nie recht befreunden konnten.

Deborah in ihrem Triumphlied singt: „Die ihr auf schönen Eselinnen reitet"; und es ist gesagt, daß Propheten und Söhne der Richter wie späterhin Könige sich der Esel bedienten. Ferner nahm sich die Gesetzgebung ihrer an, z. B. daß man einen Esel nicht mit einem Ochsen zusammenschirren, daß man des Nachbars Esel aufhelfen sollte u. s. w. Esel standen auch in ziemlich hohem Werthe; denn da alle Erstgeburt des Viehs, eines Monates alt, dem Herrn geopfert werden sollte, so mußte die des Esels, welche davon ausgenommen war, mit einem Schafe gelöst werden. Denn das war es — und hier geht ihm wieder sehr viel von seiner alttestamentlichen Ehre ab — ein Esel galt für unrein, d. h. sein Fleisch durfte nicht gegessen, folglich auch nicht dem Herrn geopfert werden.

Die Perser hatten da freilich andere Ansichten. Beim Geburtsfest eines Reichen wurden unter Anderm ganze gebratene Esel aufgetischt; und die römischen Feinschmecker ließen sich Eselsfüllen aus Aegypten kommen.

Bei uns werden auch keine Esel gegessen, aber wenn einer des Todes verblichen ist, wird doch sein Körper anderweitig benutzt oder eingescharrt. Bei den Israeliten hingegen wurde die Eselsleiche mit aller Mißachtung hinaus auf den Anger

geworfen, Hunden und Raubvögeln zur Atzung. Darum sagt der Prophet Jeremias von Jojakim, dem Könige Judas: „Man wird ihn nicht klagen: Ach Bruder! Man wird ihn nicht klagen: Ach Herr! ach Edler. Er soll wie ein Esel begraben werden, zerschleift und hinausgeworfen vor die Thore Jerusalems!“ — Darum gaben die Juden einer Leichenbestattung, die ohne Feierlichkeit vor sich ging, den Namen „Eselsbegräbniß“, und auch das grausame Recht des Mittelalters, welches bestimmt, daß die Leiche eines Selbstmörders oder eines im Gefängniß Verstorbenen eingescharrt werde durch Henkers Hand, nannte dies „Eselsbegräbniß“.

Was hat es aber den Juden geholfen, daß sie den Esel so im Tode mißachtet haben? Die alten Römer erzählten doch, sie verehrten den Esel, und ein goldener Eselskopf sei im Innersten des Tempels von Jerusalem angebracht!

Die Aegypter gingen so weit, den Esel für das Thier ihres gefürchteten Gottes Typhon, gleichsam des Teufels, auszugeben; und das kam daher, weil ihre Esel röthlich waren und Typhon auch roth sein sollte. Am Feste der Sonne schwuren daher die Priester, sie wollten nie einem Esel Futter reichen, und alljährlich stürzten sie einen unter Zeichen des größten Abscheus von einem Felsen herab. Die hat aber der Perserkönig Kambyses, als er Aegypten erobert hatte, gründlich geärgert. Er ließ nämlich ein Bild aufstellen, darauf mußte ein Esel aus ihrem heiligen Nilflusse saufen, und ein ebenso heiliges Krokodil mußte das ingrimmig mit ansehen, ohne es ändern zu können.

Das Eselsfest.

Ihr wisset, wie der Esel gewürdigt worden ist, an der Krippe zu stehen, darin das Jesuskindlein lag. Nun wird er auch noch in Weihnachtsliedern mitbesungen, und bei den Christbäumen und Christpyramiden fehlt fast nie mit dem Oechslein das Eselein in dem Stall, dahin die drei Könige

vom Morgenland kommen, um den neugeborenen Heiland anzubeten. — Ferner: Als die Eltern mit ihrem kleinen Christus vor dem bösen Herodes fliehen mußten, da setzte Joseph Mutter und Kind auf einen Esel und sie zogen durch die Wüste nach Aegyptenland. — Drittens: Als Christus zum Palmentag in Jerusalem seinen Einzug hielt, da mußte es wieder ein Esel sein, der ihn trug.

Deshalb nun hatten die Christen des Mittelalters in Italien, Spanien und Frankreich ein Fest auch für den Esel eingerichtet und feierten es zu Weihnachten, zum Palmsonntag und dann im Juni, wo die Reise nach Aegypten vor sich gegangen sein sollte. Da ward ein Esel kostbar geschmückt und im Geleite von Priestern und Laien an die Kirchen geführt; in der Hauptkirche aber ward er vor den Altar gestellt; da stimmten Priester und Volk ein feierliches Ya an, und ein lateinischer Lobgesang erscholl, dessen Anfang deutsch lautet:

Von dem Morgenlande her
Ist zu uns der Esel kommen,
Er, der schöne und so tapfre,
Er, für Säcke so bequem!

Der Esel im Paradies der Mohammedaner.

Vier Thieren auch verheißen war,
Ins Paradies zu kommen,
Dort leben sie das ew'ge Jahr
Mit Heiligen und Frommen.

Den Vortritt hier ein Esel hat;
Er kommt mit muntern Schritten:
Denn Jesus zur Prophetenstadt
Auf ihm ist eingeritten.

(Goethe's Westöstlicher Divan.)

4.

Der lehrhafte und unterhaltende Esel.

Es dient der Esel alle Zeit
Zur Lehr' uns und zur Heiterkeit.
Zur Buße dient' er ja auch schon!
Denn das war des Verbrechers Lohn,
Daß er den Esel ritt zur Schmach;
Wie zu dem Abt der Kaiser sprach:

„So laß ich dich führen durch's ganze Land,
Verkehrt auf dem Esel, den Schwanz in der Hand."

Bei den Kasernen stand vordem
Von Holz ein Esel — nicht bequem,
Denn scharf, gar scharf war ach! sein Rücken,
Und ach, noch mit gewicht'gen Stücken
Behing man, den man strafen wollte,
Damit es ja recht schmerzen sollte.

Viel lust'ger freilich dünkt uns da
Die Rolle, die der Herr Ya
In allen den Geschichten spielt,
Wodurch man Lust und Lehr' erzielt.

Davon ich jetzo will erzählen —
Ich weiß, euch wird noch manche fehlen:
Wie die vom Bremer Musikanten,
Vor welchem fort die Räuber rannten;
Vom Esel, über dessen Schatten
Prozeß die Abderiten hatten;
Vom Esel in dem Tigerfell,
Den seine Stimm' verrieth so schnell;
Vom Esel, der den Löwen tritt;
Vom Goldspei-Esel Bricklebritt;

Vom Esel, der den Abschied nahm
Beim Gärtner und zum Gerber kam;
Vom Esel, der drei Brüdern war
Und deshalb blieb des Futters bar;
Vom Eselchen, gebrütet aus;
Vom Esel bei dem Rathsherrnschmaus;
Von Buridan's — — genug! genug!
Das würd' allein ja schon ein Buch.
Ich muß bei Fabeln, Märchen, Schwänken
Doch auch des Sprichworts noch gedenken,
Womit des Volkes Mund sich trägt
Und Lebensweisheit ein sich prägt.
Gar viel wird da noch vorgesetzt;
Ich hoffe, daß es euch ergötzt!

Sprichwörter vom Esel.

Wer sich zum Esel macht, der muß Säcke tragen. — Weil der Esel so viel tragen kann — bis zu 500 Pfund Gewicht — und dabei sich mit geringem Futter begnügt, so meinen unbillige Leute, man brauche ihn auch nur so zu behandeln: sie beschweren ihn, daß er zusammensinken möchte — „Warum ist er ein Esel geworden?" — sie „bitten ihn, wie man den Esel thut" — nämlich mit Schlägen; — und wenn er das Korn zur Mühle getragen hat, „bekommt er Disteln und Spreu". Das ist so gäng und gebe, so daß es eben sprichwörtlich geworden ist. — Wenn nun ein Mensch sich findet, der sich auch zu Allem hergiebt, was man ihm als Dienst auflegen mag, und dafür geringen Lohn oder gar statt des Dankes rücksichtslose Behandlung hinnimmt: so glauben die meisten, der Mißbrauch eines solchen Menschen sei ebenfalls gerechtfertigt, und sie sagen bildlich: „Wer sich zum Esel macht, der muß Säcke tragen." Das Wort soll aber auch zugleich Jedem zur Warnung dienen, der gutmüthig geneigt ist, auf solchen Miß-

brauch einzugehen. Denn es soll der Mensch auch seine Würde wahren, Unbilligen gegenüber, die denken:

Esel dulden stumm;
Allzugut ist dumm.

So lange der Esel trägt, ist er dem Müller lieb. — Das ist auch so eine Undankbarkeit, welche Menschen unter einander üben. So lange einer Dienste leistet, Gefälligkeiten oder Wohlthaten erzeigt, wird er werth gehalten und ihm geschmeichelt. Hört das aber auf, so hört auch die Freundschaft auf — gerade wie man es mit jenem Lastthier macht, das, wenn es ausgenutzt ist, verkommen mag!

Man soll den Esel nicht überbürden. — Wenn du keinen Esel hast, mußt du nicht denken, das Wort ginge dich nicht an. O nein! du kannst auch einem Nebenmenschen, welcher dir Dienste leistet, zu viel Arbeit zumuthen; du kannst auch deine Kasse so sehr in Anspruch nehmen, daß es die Einnahmen übersteigt; ja du kannst deine Kräfte, Leibes und der Seele, überspannen, sei es durch Arbeit und sorgliches Denken, sei es durch Genuß — und das Alles führt nicht zum Guten.

Wer seinen Esel zu arg beschwert,
Dem fällt er mit der Last zur Erd'.

Ein Esel schimpft den andern Langohr. — Das lange Ohr ist allerdings nicht das Schönste am Esel; aber kein Esel könnte dem andern das als Makel vorwerfen, weil er ihn eben selber an sich hätte. — Bei Menschen jedoch ist es nicht ungewöhnlich, daß sie Fehler bei andern bemerken und tadeln, die sie selber besitzen. Denen sagt man nun: „Ein Esel schimpft den andern Langohr (oder Sackträger)."

Wenn dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis und bricht ein Bein. — Die Menschen werden im Glück gewöhnlich übermüthig und beginnen Dinge, die oft übel ausschlagen.

Da hat einer eine überraschende Einnahme gemacht — hoh, Hans im Glück, was fang' ich an? — vielleicht ein Spielchen; das macht Vergnügen und noch mehr Geld! — Aber prosit! es schlägt fehl; seine ganze. Einnahme und noch mehr geht drauf. Was Alles, denkt er nun reuig, hättest du damit beginnen können: Bücher oder Werkzeug kaufen, eine unterrichtende Reise machen, das Geld auf Zins legen, oder dein Geschäft erweitern. — Und wer weiß, wenn er wieder einmal unverhofftes Glück hat, versucht er's auf dieselbe unrechte Weise, und da ist er noch weniger klug als ein Esel, von welchem das Sprichwort sagt: „Den Esel führt man nur einmal aufs Eis", oder: „Wo sich der Esel einmal stößt, da nimmt er sich in Acht."

Esel singen schlecht, weil sie zu hoch anfangen. — Das kommt bei unserm Singen auch oft vor, wie es denn heißt:

Wer's Lied zu hoch anhebt im Reih'n,
Der kann's zuletzt nicht mehr erschrei'n.

Es ist aber noch etwas tiefer gemeint: so wenn einer gleich zu viel anfängt, so endet er wenig; wer auf einer Reise sogleich übermäßig ausschreitet, wird bald müde; wer seinen neuen Haushalt recht flott mit vielen Ausgaben einrichtet, wird bald darben müssen; wer mit vollen Backen in Kunst und Handthierung auftritt, wird leichtlich als Stümper geachtet werden. Mäßig und bescheiden ist der beste Anfang.

Vom Esel kann man nicht Wolle fordern. — Alles hat nicht Jeder. Das Schaf trägt uns die Kleider spendende Wolle, aber nicht Lasten; umgekehrt ist's beim Esel. So geht es auch unter Menschen. Vom Matrosen kann man nicht gerade verlangen, daß er ein guter Reiter sein soll, und der Schlosser oder Schmied, der vorm Feuer zu stehen gewohnt ist, kann nicht gut im Wasser, wie der Gerber oder Färber, beschäftigt werden. Ein Gelehrter ist wohl ein schlechter Oekonom oder Comptoir-

beamter; umgekehrt geht diesen wahrscheinlich Gelehrsamkeit ab. — Obwohl der Mensch nicht so einseitig wie das Thier ist und es in Vielem zu etwas bringen kann, so soll man doch einen, der in anderer Weise Tüchtiges leistet, deshalb nicht gering schätzen, wenn er das nicht vermag, was man selber gelernt hat.

Brauch' einen Esel, wenn du kein Pferd hast. — Das Pferd ist uns ein edleres, brauchbareres Thier als der Esel; beide sind uns gleichsam Werkzeuge für unsere Geschäfte. So ist nun gemeint: wenn du nicht gerade das feinere Werkzeug, das zweckmäßigere Mittel hast, so sollst du darum nicht die Hände in den Schooß legen, sondern mit dem Geringern, was dir zu Gebote steht, das Nöthige und Nützliche schaffen. Man erzählt von einem, dem die Hände fehlten, daß er mit den Füßen geschickt gewesen sei; und du willst vielleicht mit Thalerscheinen nicht operiren, wenn dir die Pfundnoten fehlen?

Arabisches Sinngedicht.

(Uebersetzt von Rückert.)

Gefallen läßt Mißhandlung sich
Sonst Keiner auf der Welt,
Als nur der Esel der Gemeind'
Und als der Pflock am Zelt.

Den einen läßt man hungrig steh'n,
Geknebelt an dem Strick;
Den andern klopft man und beklagt
Ihn keinen Augenblick.

Ein Spruch im Koran lautet:

> Sprich in einem sanften Ton, denn das Geschrei des Esels ist unausstehlich.

Das dürfte mit großen Buchstaben über den Zimmerthüren stehen; schaden könnt' es nicht.

Fabeln.

Meister Langohr, Graurock, Baldewein, Simpel heißt er und ist einmal als Trompeter im Heere der Thiere angestellt; einmal wird er sogar König, und der Italiener Casti in seinem epischen Gedicht „Die redenden Thiere" macht ihn zum Prinzenerzieher.

Wir lassen ihn zuerst in einer arabischen, dann in einer römischen, endlich in drei nach dem Altdeutschen bearbeiteten Fabeln auftreten, wobei die letzte (die Eselsbeichte) noch eine Episode nach dem Neugriechischen in sich hat.

Löwe, Schakal und Esel.

(Nach dem arabischen „Kalilah und Dimnah", übersetzt von Ph. Wolff.)

Es war ein Löwe in einem Wald, und bei ihm war ein Schakal, der von den Ueberresten seines Tisches lebte. Der Löwe bekam die Räude und wurde so schwach und elend, daß er sich nichts mehr erjagen konnte. Da sagte der Schakal zu ihm: „Wie befindest du dich, o Herr der Thiere; deine Umstände scheinen sich verändert zu haben?"

Der Löwe erwiederte ihm: „Die Räude ist's, die mir Beschwerden macht, und es giebt kein anderes Heilmittel dafür als Herz und Ohren eines Esels."

„Wenn's weiter nichts ist" — versetzte der Schakal — „das ist leicht zu beschaffen. Ich weiß einen Esel, der einem Walker gehört und ihm die Kleider tragen muß; den will ich dir bringen."

Hierauf lief er zu dem Esel, begrüßte ihn und sagte: „Du kommst mir so abgemagert vor.“

„Freilich!“ antwortete der Esel. „Mein Herr giebt mir nichts zu fressen.“

„Wie magst du aber dann“, fuhr der Schakal fort, „bei ihm bleiben?“

„Ich wüßte nicht“, entgegnete der Esel, „wohin ich gehen sollte, und nirgends kann ich mich hinwenden, wo nicht ein Mensch mich plagte und quälte und hungern ließe.“

Der Schakal entgegnete ihm: „Ich könnte dir einen abgelegenen Ort weisen, wohin kein Mensch kommt und wo es reichlich Futter giebt; auch ist eine schöne Eselin dort.“

„Was hält uns ab, dahin zu gehen?“ fiel der Esel ein; „bring' mich nur hin!“

Da ging der Schakal mit ihm nach der Gegend, wo der Löwe hauste. Er ging aber etwas voran, schlich in das Dickicht zu dem Löwen und bezeichnete ihm die Stelle, wo der Esel zu finden war. Der Löwe kam aus dem Dickicht heraus und wollte über den Esel herfallen; allein seine Schwäche war ihm hinderlich, und der Esel rettete sich durch die Flucht.

Als der Schakal sah, daß der Löwe sich des Esels nicht bemächtigt hatte, sprach er zu ihm: „Bist du denn gar so schwach geworden?“

Der Löwe antwortete: „Wenn du ihn noch einmal brächtest, sollte er gewiß nicht wieder entkommen.“

Da ging der Schakal zum Esel und sagte: „Was fiel dir denn ein, daß du fortliefst? Die Eselin kam dir ja voller Freude entgegen!“

Als der Esel das von der Eselin hörte, bekam er wieder Muth und Lust und ging dem Schakal nach. Der aber gab wieder zuvor dem Löwen Bericht und ermuthigte ihn und sagte: „Wenn du jetzt abermals den Esel entkommen lässest, dann wird er nimmermehr mit mir zurückkehren.“

Daraufhin entflammte sich der alte Muth des Löwen, er ging festen Schrittes auf den Esel los, sprang über ihn her und zerriß

ihn. Darauf sagte er zum Schakal: „Die Aerzte haben vorgeschrieben, daß man nichts essen soll, bevor man sich nicht gewaschen und gereinigt; darum bewache mir den Esel, bis ich zurück bin, und ich will dann sein Herz und seine Ohren verzehren, das Uebrige aber dir zur Verspeisung lassen."

Während jedoch der Löwe entfernt war, um sich zu waschen, machte sich der Schakal an den Esel und verzehrte dessen Herz und dessen Ohren, in der Hoffnung, daß der Löwe den Mangel an Herz und Ohren für ein schlimmes Zeichen ansehen und dann gar nichts von dem Esel essen möchte.

Als der Löwe nun wiederkam und den Schakal nach Herz und Ohren des Esels fragte, erwiederte dieser: „Weißt du denn nicht, daß, wenn der Esel Herz und Ohren gehabt hätte, er nicht wieder gekommen wäre, nachdem er einmal die Gefahr überstanden?"

Esel und Löwe auf der Jagd.

(Nach dem Lateinischen des Phädrus.)

Ein Löwe nahm zum Jagen einen Esel mit,
Versteckt' ihn im Gebüsch und sprach: „Die Thiere sollst
Du ängstigen mit ungewohnter Stimme Schall;
Die Flüchtigen dann fass' ich selber." — Also fängt
Aus Leibeskräften Langohr dort zu schreien an
Und scheucht mit unerhörtem Ton das Wild empor;
Durch wohlbekannte Schluchten flieh'n die Zitternden,
Wo fürchterlich der Löwe sie zu Boden wirft.
Er ruft, da er des Würgens endlich müde ward,
Und heißt den Esel schweigen. Trotzig fragt nun der:
„Wie findest du die Hülfe meiner Stimme jetzt?"
„Fürwahr vortrefflich!" — sprach der Löwe — „Wenn ich nicht
Dich kannt' und deinen Muth, ich glaub', ich selber floh."

Der Esel als Schooßhündchen.

Ein Esel ging des Wegs daher
Und trug an seinen Säcken schwer;
Das Hündlein sprang mit leichtem Sinn
Bellend und wedelnd an ihm hin.

Der Esel sprach: Mein Bello, sage,
Wie kommt es, daß ich Säcke trage
Und dafür Disteln hab' und Spreu,
Und Schläge — wahrlich! mehr als Heu?
Du aber wirst fast nie geschmissen,
Bekommst die feinsten Leckerbissen,
Auf weichen Polstern dann du ruhst —
Nun sag' mir, was du dafür thust?

Das gute Hündlein Bello spricht:
„Mein Bruder Langohr! Weiß es nicht,
Warum du Säcke tragen mußt;
Von mir doch ist mir das bewußt,
Daß treu ich liebe meinen Herrn,
Und daß er es von mir so gern,
Wenn ich mit Wedeln und mit Springen
Mein helles Stimmchen lass' erklingen,
Mein Pfötchen auf ihn lege neckend,
Mein Köpfchen an ihn schmiege leckend."

„O", sprach Langohr „ist das dein Brauch?
Mein liebes Kind, das kann ich auch.
Kann kapriolen, mit dem Schweif
Auch wedelnd schlagen einen Reif,
Hab' eine helle Stimm' dazu,
Und lecken kann ich auch wie du."

Spricht Bello: „Nun, mein Freund, probir'
Ob dir's gelingt so gut wie mir!
Wer weiß, du nimmst mein Stellchen ein
Und wirst sein Lieblingsesel sein!"

Als Langohr von der Mühle kam,
Als man von ihm die Säcke nahm,
Und grad' der Herr vor'm Hause saß,
Begann Herr Langohr seinen Spaß.
Sein Schwänzlein wedelnd peitschte da,
Hell, hell erschallte sein Ya;
Mit einem Seitensprunge dann
Kam er zu seinem Herrn heran,
Setzt ihm ein Bein auf seinen Schooß
Und fing gleich an ein Liebgekos' . . .

Der Herr war bleich vor großem Schrecken;
Der Treiber aber nahm den Stecken
Und prügelt' ihn und schrie darein:
„Der Esel will ein Schooßhund sein!"

Der Esel als Bote oder die ewige Jugend.

Es geschah einmal vor langer Frist,
Was beinah' nicht zu glauben ist,
Daß Zeus, den man den Weltgott hieß,
Kund werden aller Menschheit ließ,
Er wollt' ihr einen Wunsch gewähren,
Das Beste sollte sie begehren;
Schrieb auch gleich einen Reichstag aus,
Befahl, daß Keiner bleib' zu Haus,
Dieweil sie All' beschließen sollten,
Was sie der Menschheit wünschen wollten.

Als nun zum Reichstag All' erschienen,
Entstand ein Wirrwarr unter ihnen.
Der sprach lateinisch, der sprach griechisch,
Der babylonisch, der jazygisch,
Der Eine indisch, der And're gothisch,
Der nubisch, jener hottentottisch;
Der schrie dem Andern deutsch ins Ohr,
Und Allen kam es spanisch vor.

Als sie nun redeten nach der Reih'
Und hatten Dolmetscher nebenbei,
Da wünschte dieser das und dies,
Was jener wieder nicht gelten ließ.
Der Eine wollte für alle Welt
Drei Billionen Thaler Geld.
Ein And'rer sprach: „Nur jeden Tag
Des Weins genug man haben mag!"
Ein Dritter rief: „Was soll das mir?
Nur Jedem täglich sechs Maß Bier!"
„Was Bier!" schrie wieder ein Eskimo,
„Nur Thran genug, so sind wir froh!"

Sie kamen halt nicht überein.
Da sprach ein uralt Männelein:
„Wir kommen zu keinem Resultat;
Wählt aus euch einen engern Rath,
Und dann begehrt, was der beschließt,
Ob's euch erfreut, ob's euch verdrießt."

Und das geschah; man war gescheidt:
Man wählte lauter alte Leut',
Denn weiser ist, wer in den Jahren,
Als Jugend, die noch nichts erfahren —
Obwohl da auch ein Sätzchen spricht:
„Das Alter schützt vor Thorheit nicht."

Der greise Rath denn auch beschloß,
Was keinen Einzigen verdroß:
Sie wollten von dem Gott begehren,
Daß ewig jung die Menschen wären.
Es war ein Jubel in der Runde,
Man schrie: Gutheil! 'ne ganze Stunde.

Endlich begann man auch zu fragen:
Wer soll zum Gott die Botschaft tragen?
Da thut man wieder den Alten befehlen,
Einen rechten Boten auszuwählen.
Die schickten in ihrem weisen Sinn
Zum Weltgott Zeus einen Esel hin,
Banden der Menschheit Bitt' ihm auf —
Der Esel nahm zum Olymp den Lauf.

Gott Zeus das Brieflein still erbrach
Und las, dann nickend er bei sich sprach:
„Beim Styx, das haben sie recht gemacht;
Hätt's nicht von den närrischen Menschen gedacht!"
Nahm dann die ewige Jugend herfür,
Wickelte sie in ein Stück Papier
Und band sie dem guten Esel auf —
Der Esel nahm zur Erde den Lauf.

Nun mein' ich, die ewige Jugend wär'
Auch einem Esel wohl etwas schwer;
Auch war's am Tag Johann Baptist,
Wo's immer im Jahr am heißesten ist,
Da ward der Esel matt und träg',
Und da ein Brünnlein an dem Weg,
So hätt' er gern sich dran erfrischt,
Doch kam eine Schlang' herfürgewischt,
Die zischt': „Willst trinken? Hier wird nichts d'raus,
Lieferst du nicht das Ding mir aus,
Das du auf deinem Rücken hast —
Scheint so für dich zu schwer die Last."

Der Esel, da er durstig war,
Bot ihr die ewige Jugend dar,
Daher man denn noch jetzo schaut:
Die Schlang' erneuet ihre Haut;
Die Menschen aber, wenn sie alten,
Müssen die Runzelhaut behalten.
Als Lehre aber paßt darauf:
Trag' Wicht'ges keinem Esel auf!

Die Eselsbeichte.

(Stück aus der poetischen Thiersage.)

Es war ein großes Jubeljahr:
Nach Rom hin zog der Pilger Schaar,
Dieweil der Papst an Gottes Statt
Der Christenheit geschrieben hatt',
Ein voller Ablaß werde dem,
Der heuer hier zur Beichte käm'.

Da nun sich jedes Orts aufmachten,
Die ihrer Seele Heil bedachten,
Lief Reinhart Fuchs, im Herzen schlimm,
Zum Wolf, dem Nachbar Isegrimm,
Und rief ihn an: „Grüß' Gott, Herr Ohm!
Wie ist's? Wallfahrten wir gen Rom?
Ich denke, daß wir's bald erlaufen,
Uns Sündenablaß leicht erkaufen."

Sprach Isegrimm: „Es dünkt mich gut;
Da Jedermann jetzt Buße thut,
Sehn wir, ob wir auf dieser Erden
Auch heilige Gesellen werden!"

Sie waren einig in ihrem Sinn,
Sie zogen nach Rom des Weges hin

Und trugen, wie der Pilger thut,
Stab, Ledertasch' und Muschelhut.

Bei Nürnberg war es an der Straß';
An ihrem Pilgerhut ersah's
Der gute Esel Baldewein,
Daß jene wollten Büßer sein;
Rief freudig: „Grüß' euch Gott, ihr Herrn!
Nun seh' ich, daß ein Jeder gern
Ein besser Leben möchte treiben:
Wie sollt' ich denn allein hier bleiben?"
Mit Seufzen schlug er an die Brust
Und sprach: „Mich frißt der Sünde Lust!"

Sprach Reinhart Fuchs: „So thue Buße;
Du bist so leicht wie wir zu Fuße:
Wallfahrte denn sogleich nach Rom
Und werde mit uns gut und fromm!"

Der gute Esel Baldewein
Ließ sich das kurz gesaget sein,
Warf seines Herren Sack vom Rücken
Und jauchzte: „Du sollst mich nicht drücken;
Lieg' da, bis daß ich wiederkomm'!
Ja! ja! ich ziehe mit nach Rom!"

Sie zogen ihre Bahn all' drei
Bei Augsburg über's Lechfeld frei,
Bei Landsberg das Gebirg' hinan —
Urplötzlich der Fuchs zu seufzen begann.
Er fragte den Wolf, ob er müde wär',
Sprach: „Wie wird mir das Laufen schwer!
Soll dies Gebirg' noch länger währen,
Viel lieber wollt' ich den Tod begehren.
Kurz meine Beine, so eng mein Schritt;
Wahrhaftig, ich kann nicht weiter mit.

O hätt' ich daheim gethan die Beicht',
I hätt' gewiß auch Gnad' erreicht . . .
Und giebt's vielleicht nicht jetzt noch Rath?
Gott nimmt den Willen für die That!
Ich halt' dafür, wenn wir es wagten,
Einander hier die Sünde klagten,
Gott würd' es so wohlgefällig nehmen,
Als wenn wir hin gen Roma kämen.
Wie dünkt es Euch, Herr Isegrimm?"
Der Wolf erhob die heis're Stimm'
Und sprach: „Es wäre zu erwägen;
Ich bin fürwahr auch schier erlegen.
Freund Baldewein, was meinet Ihr?"
Der Esel sprach: „Ich armes Thier!
Darein ich gar nichts reden kann;
Ja, wär' ich ein gelahrter Mann!
Ihr seid der Schrift wohl hocherfahren;
Drum, möchten wir den Weg ersparen
Und würden doch der Sünde los,
Der Vortheil wäre wahrlich groß.
Ich würde mich nicht lang' besinnen —
Mein Zehrgeld will mir so zerrinnen,
Mein Seckel will gar werden spitz;
Auch ist des Tages große Hitz',
Und wächst kein Gräslein an dem Weg,
Und bin auch sonst wohl etwas träg'.
Drum sagt, wie ihr es beide wollt;
Mein Ja ihr dazu haben sollt."

Sprach Reinhart: „Es ist gar nichts werth,
Daß einer unnütz Geld verzehrt.
Auch sagen schon Gelehrte frei,
Daß es nur lauter Fürwitz sei,
Nach Rom und nach Sanct Jakob laufen,
Um einen Ablaß dort zu kaufen;
Man hol' nicht mehr, denn müde Bein'.

O wenn ich jetzund wär' allein,
Kein Schrittchen wollt' ich weiter zieh'n,
Vor diesem Steine wollt' ich knien,
Still im Gebet, in off'ner Beicht',
Ein reuig Herz mir machen leicht!"

Da sprach der Wolf: „Es ist das Best',
Ein Jeder von den Sünden läßt.
Setzt Euch, Herr Reinhart, setzt Euch nieder,
Hört beichten mich, ich hör' Euch wieder!"

Der Fuchs saß hier und sprach: „Mein Kind,
Sag' an, was deine Sünden sind."

Der Wolf sprach: „Vater, ich bekenn'
Und mich 'nen großen Sünder nenn'.
Ich hab' gesündigt oft und viel,
Denn Raub und Mord sind nur mein Ziel.
Viel Schaf und Lämmer hab' ich zerrissen,
Auch oftmals Küh' und Kälber gebissen.
Es mußt' in meinen Schlund hinein
Gar manches Zicklein, gar manches Schwein.
Die Ochsen, Pferd' und Büffelstier
Die waren freilich zu mächtig mir;
Wenn deren eins ich gedacht zu fällen,
Nahm ich meinen Bruder zum Gesellen.
Der Gäns' hab' ich nicht viel betrogen,
Die meisten sind mir stets entflogen.
So hab' ich denn auch solcherwegen
Mich oft geplagt in Schnee und Regen,
Mich hat gejagt gar mancher Bauer,
Davon mir ward das Leben sauer.
Was Ihr mir setzen wollt zur Buß',
Ich billig das wohl tragen muß."

Es sprach der Fuchs: „Mein lieber Sohn,
Dein Beichten klingt mir fast wie Hohn.

Denn daraus ich wohl merken mag,
Daß dich fürwahr kein guter Tag,
Nein, daß dich Noth und Hunger trieben;
Wärst lieber sonst daheim geblieben.
Doch eine Buß' will ich dir setzen:
Sollst fortan deine Füße netzen,
Dich nur von Fischen im Wasser nähren,
Hinfort an die Thier' auf dem Land nicht kehren.
Hab' Reu' und Leid und bess're dein Leben;
Steh' auf, dir sind deine Sünden vergeben."

Dann sprach der Fuchs: „Herr Wolf, ich bitt',
Verschmäht mich armen Sünder nit.
Ich bin ein großer Sünder zwar,
Doch nicht so groß als Ihr, fürwahr.
Ich hab' in Sorgen mich genährt,
An schmalen Bissen lang' gezehrt,
Oft in drei Tagen kaum ein Huhn,
Oder ein Gänschen, was ist das nun?
Hab' drüber oft mein Leben gewagt;
Das sei Euch, frommer Vater, geklagt!
Und hätt' ich nicht noch meine List,
Wie käm' ich aus zu mancher Frist!
Der Speis' ich oft mich müßt' enthalten —
Wie bei der armen, blinden Alten;
Die lebt' allein mit einem Kater
Und einem Huhn. Murr, wie ein Vater
War er mit diesem Huhn! Ich glaub',
Ihr selber wagtet hie nicht Raub.
Denn kam ein Hund dem Huhn nur nah',
Wie sträubte sich Murr's Buckel da!
Dem stärksten Hund in das Genick
Sprang er in einem Augenblick,
Schlug in die Seher ihm von hinten
Die Krallen, daß er mußt' erblinden.

Und war zur Jagd der Kater aus,
So hielt die Frau das Huhn zu Haus
In ihrem Stüblein auf dem Schooß;
Ihr Sorgen um das Huhn war groß.
's war auch ihr Reichthum ganz und gar,
Und war auch das noch wunderbar:
Es legte Tag für Tag ein Ei,
Darin der gelben Dottern zwei! . .
Als einst der Kater auf der Jagd,
Hab' ich mein Schelmenstück gewagt
Ich schlich hinein, als wär' ich Murr,
Ich ahmt' ihm nach sein zart' Geschnurr'
Und schmiegte buckelnd mich ans Knie.
Sie rief: „Mein Murrchen, bist du hie?"
Und strich das Rückenhaar mir glatt.
„Fraß Murrchen sich an Mäusen satt?
Nun geh', Gluckgluck! Nun ist es gut!
Jetzt nimmt dich Murr in seine Hut."
Schob drauf das Huhn von ihrem Schooß;
Da war ich wie der Teufel los —
Eins, zwei: das Huhn an seinem Kragen
Und hurtig aus dem Haus getragen!
Die arme Blinde weint' und schrie;
So hört' ich noch ein Jammern nie;
Mich aber freute meine List —
Ich weiß nicht, ob das Sünde ist."

Da sprach der Wolf: „Es ist ein Stück;
Ihr brachet, Freund, der Alten Glück.
Doch gilt der Spruch zu jeder Zeit:
Des Einen Glück, des Andern Leid.
Glaub' auch, daß selbst Euch leid es sei —
Gebrat'ne Henne legt kein Ei —
Wenn Ihr das Huhn nicht selber fraßet,
Ihr täglich frische Eier aßet!

Was sollt Ihr büßen, lieber Sohn!
Euer grauer Bart bezeugt es schon,
Daß Ihr verbüßtet manche Tage,
Wo nichts Euch ward als Noth und Plage.
Sollt' ich verbieten eine Nahrung?
Habt Euch wohl selbst schon in Verwahrung,
Daß Ihr, was schaden kann, nicht esset?
Merkt's! Eures Heils ja nicht vergesset!
Thut so und folget meiner Lehr';
Steht auf, Ihr seid kein Sünder mehr!"

Da sprach der Esel: „Liebe Herrn,
Wär' auch der Sünde ledig gern.
Mein Fehl ich euch bekennen muß —
Bitt', seid mir gnädig mit der Buß'!
Ich hab' mein Leben mit Schimpf und Schlagen
Verbracht, mit Sack- und Wassertragen,
Meinen Leib gefüllt mit Bohnenstroh,
Bin nie des Lebens worden froh.
Einstmals ich auf den Kirchhof ging,
Dort Gras ich an zu rupfen fing.
Das ward mir aber sehr verdacht,
Meine Haut mit Knütteln zurecht gemacht,
Daraus ich wohl entnehmen kann,
Ich hab' hier nit ganz recht gethan."

„O", rief der Wolf, „du Sündenthier!
Des Himmels Blitz bestaun' ich schier,
Der dich nicht stracklichst warf in Staub —
Verruchter, das war Kirchenraub! —
Herr Reinhart, habt Ihr wohl verstanden
Den Caseum, der hier vorhanden?
Ich weiß nicht, was für eine Buß'
Einen solchen Sünder treffen muß."

Und Reinhart sprach: „Ich hab' studirt
Kanonisch Recht, es harmonirt,
Was in dem Extra und Decret,
In Decretal und Glossen steht.
O wär' er ohne Beicht' gestorben,
Er wär' an Seel' und Leib verdorben!
Jetzt aber kann des Leibes Tod
Erretten ihn aus Seelennoth;
Drum, Esel, komm' in unsern Schlund,
Daß du entgehst der Hölle Grund!"

* * *

Am meisten sei auf deiner Hut,
Wenn fromm der böse Nachbar thut.

Märchen vom Esel.

Midas hat Eselsohren!

Musikalisches Gefühl müssen die Griechen und Römer dem Esel nicht zugetraut haben, ebenso wenig wie unsere Vorfahren, welche das Sprichwort erfanden: „Der Esel singt schlecht, weil er zu hoch anhebt." Die Griechen haben dagegen ein Märchen erfunden von den Eselsohren des Königs Midas.

Midas war ein König von Phrygien, welches Land in Kleinasien lag. Schon einmal war es ihm übel ergangen, da er von Bacchus für freundliche Aufnahme sich die Gabe erbat, daß Alles, was er berührte, sich in Gold verwandeln sollte. — Der arme Thor! So reich er wurde, wär' er fast verhungert; denn auch die Speisen, die er berührte, wurden ja zu Gold! — Ein Glück noch, daß Bacchus ihm die zweite Bitte erhörte: daß nämlich die unselige Goldmacherei wieder von ihm genommen würde. Der Gott hieß ihn im Fluß Pactolus sich baden; da ging die Gabe auf den Fluß über, der führte seitdem Gold mit sich.

Zu diesem König Midas kam einst der Sonnengott Apollo, welcher die Zither, und der Hirtengott Pan, welcher die Rohrpfeife erfunden hatte. Sie stritten darüber, welcher von beiden die beste Musik mache, und König Midas sollte entscheiden.

Unserm guten König gefiel eben das Pfeifen besser als der Saitenklang, und er sprach dem Pan den Sieg zu, und das war sein Unglück. Denn mit Gott Apollo war in Sachen der Tonkunst nicht gut Kirschen essen, wie man sagt; der hatte schon einem andern König, Marsyas, welcher besser musiciren wollte, die Haut über den Kopf gezogen. So schlimm machte er es jetzo zwar nicht; aber boshaft ist es doch genug, einen so ganz und gar der Lächerlichkeit preiszugeben: er schuf dem Midas Eselsohren an den Kopf!

Ein König und Eselsohren! König Midas war in Verzweiflung, wenn er sich dachte, daß plötzlich unter dem Volke das Geflüster gehen sollte: „Midas hat Eselsohren!“

König Midas kam auf ein Mittel, seinen Makel zu verbergen: er erfand die hohe phrygische Mütze — dieselbe, welche die Franzosen zur Freiheitsmütze gemacht haben — und so sah Niemand die langen Eselsohren.

Einer jedoch mußte durchaus um das Geheimniß wissen: das war der Barbier, welcher ihn rasirte und frisirte. Zum Glück sind aber die Barbiere keine schwatzhaften Menschen, und diesen versicherte er sich vollends durch einen Eid, daß er keinem Menschen sagen wolle: „Midas hat Eselsohren!“

Der Barbier hielt auch sein Wort. O, es drückte ihn — aber: „Keinem Menschen sagst du's; du hast geschworen!“ dachte er. Doch je mehr er an sich hielt, desto größer ward die Last des Geheimnisses — irgendwo mußte es heraus! „Keinem Menschen sagst du's!“ — aber in ein Loch am Seeufer durfte er's doch flüstern? Und er flüsterte in das Loch: „Midas hat Eselsohren!“

Kein Mensch hatte es gehört — was sollt' es schaden? — Aber was geschah? Aus jenem Loch wuchs Sumpfrohr hervor; das hatte bei seinem Aufkeimen gehört: „Midas hat

Eselsohren" — und wenn es nun so im Winde sich hin und her bewegte, flüsterte es, daß alle Welt es vernahm: „Midas hat Eselsohren!"

Rübezahl's Esel.

(Nach einer Sage aus dem Riesengebirge.)

Bergabwärts ging ein Mann, mit Glaswaaren auf dem Rücken, die wollte er in der nächsten Stadt verkaufen. Er dachte eben: „In der Mühle unten kehrst du nicht wieder ein, der Wirth prellt" — da sah er am Weg einen prächtig glatten, umfänglichen Baumstumpf. Er setzte sich darauf; doch im Nu war der Sitz unter ihm weggezogen, er lag rücklings auf dem Boden, die Glaswaaren — Arzeneigläser und dergleichen — knirschten, klirrten, zerschellten!

Er hob sich mühsam auf und erstarrte fast, als er bemerkte, daß der Baumstumpf gänzlich verschwunden war; keine Spur von ihm am Boden, keine Spur von einem weit umher — ein Gedanke an den neckischen Berggeist Rübezahl flog ihm durch den Sinn und machte ihm Hautrieseln — er schritt eilends den Berg hinunter. „In der Stadt willst du deinen Schaden besehn, hier ist's nicht geheuer!" dachte er; die Furcht verschlang jedes andere Gefühl.

Als er so hineilte, hörte er plötzlich ein lustiges Pfeifen hinter sich; er schaute um: ein junger Mensch kam auf einem Esel geritten. Rasch setzte er sich wieder in Bewegung und beschleunigte seinen Schritt um so mehr, als er bemerkte, daß sein Hintermann den Esel zum Laufen antrieb. Der arme Mann war ganz verschüchtert.

Bald jedoch hatte ihn der Eselsritter eingeholt und rief ihn an: „Heda, Landsmann, Ihr rennt ja, als ob der Teufel hinter Euch wär'? Was habt Ihr denn so Kostbares auf Eurem Rücken?"

Bei diesen Worten fiel dem Glasmann erst sein schwerer

Verlust aufs Herz, und er brach in Thränen aus. „Ach", sprach er, „jetzt sind's wohl nur Scherben! Noch vor kurzem hatt' ich für acht Thaler Waare; das ist fast Alles verloren!"

„Nun! nun! wie ist denn das gekommen?" fragte mitleidig der Reiter.

„Dahinten — aber Ihr werdet's nicht glauben" — sprach leiser der Glasmann, „dahinten stand ein Baumstumpf am Weg; hatt' ihn nie vorher gesehen, wußt' auch keinen Baum, der dagestanden hätte; 's war mir schon nicht richtig, aber ich setzte mich, um auszuruhen, weil ich in der Mühle nicht wieder einkehren wollte."

„Weiß schon", warf der Fremde dazwischen, „der Wirth ist ein Leuteschinder, prellt Mahl- und andere Gäste! Nun?"

„Seht Ihr", sagte der Glasmann, „ich setzte mich also — und im Nu lag ich rücklings auf dem Boden, der Baumstumpf war verschwunden! Ach, meine Waaren! Ich armer Mann! wie soll ich den Verlust tragen!"

„Das ist wieder einmal so ein Spuk von dem Kobold Rübezahl!" rief der Fremde.

„Um Gotteswillen!" unterbrach ihn der Glasmann, „sprecht den Namen nicht aus; ein Wirbelwind wird uns packen!"

„Hei!" rief der Jüngling auf seinem Esel, und es hallte, „werd' mich vor dem Schabernacker ducken, dem Hallunken, der armen Leuten Schaden zufügt! — Nun, lauft nur nicht so, Ihr kommt mir doch nicht fort, und Ihr sollt mit mir beim Müller einkehren, ich zahl' die Zech'."

Es half dem Glasmann nichts, er mußte mit an die Mühle, vor welcher der Fremde seinen Esel anband.

„Ihr habt da einen stattlichen Esel!" sagte der Müller, „ist er Euch feil?"

„Feil? Für zwölf Thaler!" erwiederte der Fremde. „Aber schafft nur flugs Essen und Trinken, das Beste ist gut genug!"

Der Müller schaffte herbei, was Küche und Keller leisten konnten, und sah dabei immer lüstern durchs Fenster nach dem stattlichen Esel. „Fünf Thaler", sprach er, „möcht' ich Euch

schon für den Esel geben; er ist doch nicht so gut, als ich erst dachte."

„Tadelt mir meinen Esel nicht!" drohte der Fremde; „für Euch ist er viel zu gut! — Langt zu, Landsmann!"

Sie aßen und tranken, während der Müller mit Weib und Kind und Gesinde draußen den Esel untersuchten und leise bewunderten.

„Sechs Thaler will ich Euch zahlen für den Esel", sprach der wieder eintretende Müller zum Fremden, „keinen Deut mehr!"

„Zwölf Thaler, und nun auch die Zeche dazu", entgegnete dieser. „Langt zu, Landsmann!"

„Sieben Thaler?" bot lauernd der Wirth.

„Zwölf Thaler und die Zeche", war die gleichgültige Antwort.

Der Müller feilschte so fort, der Angstschweiß trat ihm ordentlich auf die Stirn, er mußte den Esel haben, doch die Thaler, die er einzeln weiter bot, haspelten sich ihm, so zu sagen, vom Herzen ab. Endlich schlug er ein, zahlte die zwölf Thaler, wischte den Mund für die Zeche, band den Esel in seinem Stall an die Krippe und sagte den Scheidenden halb mürrisch, halb innerlich lachend: „Fahrt wohl!"

Der Fremde sprach draußen zum Glasmann: „Ja, fahret wohl, guter Freund! Hier scheiden unsere Wege, ich geh' wieder ins Gebirg'; und da nehmt nur den Beutel: der Esel bezahlt das Glas, oder der Wirth, oder der Rübezahl — weiß nicht, wer heute der größere Esel ist." Damit eilte er von dannen und verschwand plötzlich.

Der Glasmann merkte nun wohl, wer der Eselsritter gewesen war, und ging heiter der Stadt zu. Der Müller sollte es auch bald merken.

Der ging, fröhlich über den gelungenen Handel, in den Stall, um dem Esel Heu vorzulegen und sich an seiner Gestalt zu weiden. Aber der Esel schrie ihn auf einmal stotternd an: „Mi-Ma-Müller! Ich mag nicht Hi-Ha-Heu! Ich will Bri-Bro-Braten!"

Der Müller lief erschrocken zum Stall hinaus, rief Weib und Kind und Gesinde zusammen, erzählte, was ihm geschehen. Man zweifelte, man sprach sich Muth zu, man zog bewaffnet in den Stall.

Da war kein Esel zu sehen! Eine Strohschütte war mit der Halfter an die Krippe gebunden! „Rübezahl!" flüsterte die schaudernde Gesellschaft.

Eselein Lautenschläger.

(Deutsches Volksmärchen.)

Es lebten einmal ein König und eine Königin, die waren reich und hatten Alles, was sie wünschten, nur keine Kinder. Darüber klagte die Königin Tag und Nacht und sprach: „Ich bin wie ein Acker, auf dem nichts wächst." Endlich erfüllte Gott ihre Wünsche; als das Kind aber zur Welt kam, sah's nicht aus wie ein Menschenkind, sondern war ein junges Eselein. Wie die Mutter das erblickte, fing ihr Jammer und Geschrei erst recht an; sie hätte lieber gar kein Kind gehabt, als einen Esel, und sagte, man sollte ihn ins Wasser werfen, damit ihn die Fische fräßen. Der König aber sprach: „Nein, hat ihn Gott gegeben, soll er auch mein Sohn und Erbe sein, nach meinem Tod auf dem königlichen Thron sitzen und die königliche Krone tragen."

Also ward das Eselein aufgezogen, nahm zu, und die Ohren wuchsen ihm auch fein hoch und gerad hinauf. Es war aber sonst fröhlicher Art, sprang herum, spielte und hatte besonders seine Lust an der Musik, so daß es zu einem berühmten Spielmann ging und sprach: „Lehr' mich deine Kunst, daß ich so gut die Laute schlagen kann, als du."

„Ach, liebes Herrchen," antwortete der Spielmann, „das sollt' Euch schwer fallen; Eure Finger sind nicht dazu gemacht und gar groß; ich sorge, die Saiten halten's nicht aus."

Es half aber keine Ausrede, das Eselein wollte und mußte

die Laute schlagen, war beharrlich und fleißig und lernte es am Ende so gut als sein Meister selber.

Einmal ging das junge Herrlein nachdenksam spazieren und kam an einen Brunnen, da schaute es hinein und sah im spiegelhellen Wasser seine Eseleinsgestalt; darüber ward es so betrübt, daß es in die weite Welt ging und nur einen treuen Gesellen mitnahm. Sie zogen auf und ab; zuletzt kamen sie in ein Reich, wo ein alter König herrschte, der nur eine einzige, aber wunderschöne Tochter hatte. Das Eselein sagte: „Hier wollen wir weilen", klopfte ans Thor und rief: „Es ist ein Gast außen, macht auf, damit er eingehen kann!" Als aber nicht aufgemacht ward, setzte es sich hin, nahm seine Laute und schlug sie mit seinen zwei Vorderfüßen aufs lieblichste. Da sperrte der Thürhüter gewaltig die Augen auf, lief zum König und sprach: „Da draußen sitzt ein junges Eselein vor dem Thor, das schlägt die Laute so gut als ein gelernter Meister."

„So laß mir den Musikant hereinkommen", sprach der König. Wie aber ein Eselein hereintrat, fing alles an über den Lautenschläger zu lachen.

Nun sollte das Eselein unten zu den Knechten gesetzt und gespeist werden; es ward aber unwillig und sprach: „Ich bin kein gemeines Stalleselein, ich bin ein vornehmes."

Da sagten sie: „Wenn du das bist, so setze dich zu dem Kriegsvolk."

„Nein", sprach es, „ich will beim König sitzen."

Der König lachte und sagte in gutem Muth: „Ja, es soll so sein, wie du verlangst; Eselein, komm her zu mir!" — Hierauf fragte er: „Eselein, wie gefällt dir meine Tochter?"

Das Eselein drehte den Kopf nach ihr, schaute sie an, nickte und sprach: „Ueber die Maßen wohl; sie ist schön, wie ich noch keine gesehen habe."

„Nun, so sollst du auch neben ihr sitzen", sagte der König.

„Das ist mir eben recht", sprach das Eselein und setzte sich an ihre Seite, aß und trank und wußte sich fein und säuberlich zu betragen.

Als das edle Thierlein eine gute Zeit an des Königs Hof geblieben war, dachte es: „Was hilft das Alles, du mußt wieder heim“, ließ den Kopf traurig hängen, trat vor den König und verlangte seinen Abschied.

Der König hatte es aber liebgewonnen und sprach: „Eselein, was ist dir? Du schaust ja so sauer wie ein Essigkrug; bleib' bei mir; ich will dir geben, was du verlangst. Willst du Gold?“

„Nein“, sagte das Eselein und schüttelte mit dem Kopf.

„Willst du Kostbarkeiten und Schmuck?“

„Nein.“

„Willst du mein halbes Reich?“

„Ach nein.“

Da sprach der König: „Wenn ich nur wüßte, was dich vergnügt machen könnte! Willst du meine schöne Tochter zur Frau?“

„Ach ja“, sagte das Eselein, „die möcht' ich wohl haben“, war auf einmal ganz lustig und guter Dinge; denn das war's gerade, was er gewünscht hatte.

Also ward eine große und prächtige Hochzeit gehalten. Abends, wie Braut und Bräutigam in ihr Schlafkämmerlein geführt wurden, wollte der König wissen, ob sich das Eselein auch fein artig und manierlich betrüge und hieß einen Diener sich dort verstecken.

Wie sie nun beide drinnen waren, schob der Bräutigam den Riegel vor die Thüre, blickte sich um, und wie er glaubte, daß sie ganz allein wären, da warf er auf einmal seine Eselshaut ab und stand da als ein schöner königlicher Jüngling. „Siehst du“, sprach er, „wer ich bin und daß ich deiner werth war?“

Da ward die Braut froh, küßte ihn und hatte ihn von Herzen lieb. Als aber der Morgen herankam, sprang er auf, zog seine Thierhaut wieder über, und hätte kein Mensch gedacht, wer dahintersteckte.

Bald kam auch der alte König gegangen. „Ei“, rief er, „ist das Eselein schon munter? — Du bist wohl recht traurig“,

sagte er zu seiner Tochter, „daß du keinen ordentlichen Menschen zum Mann bekommen hast?“

„Ach nein, lieber Vater, ich habe ihn so lieb, als wenn er der allerschönste wäre, und will ihn mein Lebtag behalten.“

Der König wunderte sich, aber der Diener, der sich versteckt hatte, kam und offenbarte ihm Alles. Der König sprach: „Das ist nimmermehr wahr.“

„So wacht selber die folgende Nacht, Ihr werdet's mit eigenen Augen sehen; und wißt Ihr was, Herr König? nehmt ihm die Haut weg und werft sie ins Feuer, so muß er sich wohl in seiner rechten Gestalt zeigen.“

„Dein Rath ist gut“, sprach der König, und Abends, als sie schliefen, schlich er sich hinein, und wie er zum Bett kam, sah er im Mondscheine einen stolzen Jüngling da ruhen, und die Haut lag abgestreift auf der Erde. Da nahm er sie weg und ließ draußen ein gewaltiges Feuer anmachen und die Haut hineinwerfen und blieb selber dabei, bis sie ganz zu Asche verbrannt war. Weil er aber sehen wollte, wie sich der Beraubte anstellen würde, blieb er die Nacht wach und lauschte.

Als der Jüngling ausgeschlafen hatte, beim ersten Morgenscheine, stand er auf und wollte die Eselshaut anziehen, aber sie war nicht zu finden. Da erschrak er und sprach voll Trauer und Angst: „Nun muß ich sehen, daß ich entfliehe.“

Wie er hinaustrat, stand aber der König da und sagte: „Mein Sohn, wohin so eilig? Was hast du im Sinn? Bleib' hier, du bist ein schöner Mann; du sollst nicht wieder von mir. Ich gebe dir jetzt mein Reich halb und nach meinem Tode bekommst du es ganz.“

„So wünsche ich, daß der gute Anfang auch ein gutes Ende nehme“, sprach der Jüngling; „ich bleibe bei euch.“

Da gab ihm der Alte das halbe Reich, und als er nach einem Jahre starb, hatte er das ganze und nach dem Tode seines Vaters noch eins dazu, und lebte in aller Herrlichkeit.

(Grimm.)

Der Krautesel.

(Deutsches Volksmärchen nach Grimm.)

Ein junger Jäger hatte einmal einen Wunschmantel geschenkt bekommen, mit dem konnte er sich an jeden beliebigen Ort wünschen: flugs war er dort. Dann hatte er auch das Herz von einem fremdartigen Vogel verschluckt, und damit war ihm die Gabe verliehen, daß jeden Morgen ein Goldstück unter seinem Kopfkissen lag. Aber gleich darauf war er in ein Schloß gerathen, wo eine alte Hexe mit ihrer schönen Tochter und einer Magd wohnte, und die alte Hexe hatte ihn einen Saft trinken lassen, darnach war das Vogelherz wieder durch seinen Mund von ihm gegangen, und das hatte die schöne Tochter essen müssen, so daß nun die Goldstücke unter ihrem Kopfkissen lagen, der junge Jäger aber leer ausging. Das kümmerte ihn erst nicht besonders, denn er hatte das schöne Mädchen lieb, und er glaubte auch nicht, daß sie mit eine Schuld dabei hätte. Hernach aber gab die alte Hexe ihrer Tochter auch Anweisung, wie sie den Wunschmantel erhalten sollte, den er immer umgebunden trug; sie wollte freilich nicht, da sie der Jäger dauerte, doch die Magd redete zu, und die Mutter stieß fürchterliche Drohungen aus, da verstand sie sich dazu und beredete den Jäger, daß er sich mit ihr auf den Granatenberg wünschen sollte, wo die köstlichen Edelsteine lägen. Und als er dort vom Einsammeln der Edelsteine müde geworden und eingeschlafen war, nestelte sie ihm den Mantel ab, that ihn selber um, wünschte sich in das Schloß und ließ den Jäger allein zurück. Auf dem Granatenberge aber hausten mächtige Riesen, und er mußte froh sein, daß er denen glücklich entkam; trostlos irrte er eine lange Zeit umher, er konnte weder seine Heimat finden, noch das Schloß, wo man ihn so schmählich betrogen hatte — was hätte Letzteres auch geholfen? Die alte Hexe hätte ihn doch nicht hineingelassen.

Endlich kam er in einen Krautgarten, da sah er sich um und

dachte: „Hättest du nur etwas zu essen! Aber hier seh' ich kein Obst, noch sonst dergleichen; nichts als Kraut! nichts als Kraut!"

Weiterhin dachte er aber: „Zur Noth kann ich von dem Salat essen, der schmeckt zwar nicht sonderlich, wird mich aber erfrischen." Also suchte er sich ein schönes Haupt aus und aß davon; aber kaum hatte er ein paar Bissen hinabgeschluckt, so war ihm so wunderlich zu Muthe, und er fühlte sich ganz verändert und bekam vier Beine, einen dicken Kopf und lange Ohren, und er sah mit Schrecken, daß er in einen Esel verwandelt war!

Weil er jedoch immer noch großen Hunger spürte und ihm der saftige Salat nach seiner jetzigen Natur ordentlich gut schmeckte, so aß er mit großer Gier immer zu. Endlich gelangte er an eine andere Art Salat; aber kaum hatte er etwas davon verschluckt, so fühlte er aufs neue eine Veränderung, und er kehrte glücklich in seine menschliche Gestalt zurück.

Nun legte sich der Jäger nieder und schlief seine Müdigkeit aus, und als er am andern Morgen erwachte, brach er ein Haupt von dem bösen und dem guten Salat ab und dachte: „Das soll mir zu dem Meinigen wieder helfen und die Treulosigkeit bestrafen."

Er steckte die Häupter zu sich und ging fort, das Schloß seiner Liebsten zu suchen. Als er ein paar Tage herumgestrichen war, fand er es glücklicherweise wieder; da bräunte er sich schnell sein Gesicht, daß ihn seine eigene Mutter nicht erkannt hätte, ging in das Schloß und bat um eine Herberge.

„Ich bin so müde", sprach er, „und kann nicht weiter."

Fragte die Hexe: „Landsmann, wer seid Ihr und was ist Euer Geschäft?"

Er antwortete: „Ich bin ein Bote des Königs und war ausgeschickt, den köstlichsten Salat zu suchen, der unter der Sonne wächst. Ich bin auch so glücklich gewesen, ihn zu finden, und trage ihn bei mir; aber die Sonnenhitze brennt gar zu stark, daß mir das zarte Kraut zu welken droht, und ich weiß nicht, ob ich es weiter bringen werde."

Als die Alte von dem köstlichen Salat hörte, wurde sie

lüstern und sprach: „Lieber Landsmann, laßt mich doch den wunderbaren Salat versuchen.“

„Warum nicht?“ antwortete er, „ich habe zwei Häupter mitgebracht und will euch eins geben“ — machte seinen Sack auf und reichte ihr das böse hin.

Die Hexe dachte an nichts Arges und der Mund wässerte ihr so sehr nach dem neuen Gericht, daß sie selbst in die Küche ging und es zubereitete. Als der Salat fertig war, konnte sie nicht warten, bis er auf dem Tische stand, sondern nahm gleich ein paar Blätter und steckte sie in den Mund. Kaum aber waren sie verschluckt, so war auch die menschliche Gestalt verloren, und sie lief als eine Eselin hinab in den Hof.

Nun kam die Magd in die Küche, sah den fertigen Salat da stehen und wollte ihn auftragen, unterwegs aber überfiel sie, nach alter Gewohnheit, die Lust, zu versuchen, und sie aß ein paar Blätter. Alsbald zeigte sich die Wunderkraft, und sie ward ebenfalls zu einer Eselin, lief hinaus zu der Alten, und die Schüssel mit dem Salat fiel auf die Erde.

Der Bote saß in der Zeit bei dem schönen Mädchen, und als Niemand mit dem Salat kam und es doch auch lüstern danach war, sprach es: „Ich weiß nicht, wo der Salat bleibt.“

Da dachte der Jäger: „Das Kraut wird schon gewirkt haben“, und sprach: „Ich will einmal nach der Küche gehen“, und wie er hinabkam, sah er die zwei Eselinnen im Hofe herumlaufen und den Salat an der Erde liegen. — „Schon recht“, sprach er, „die zwei haben ihr Theil weg“, und hob die übrigen Blätter auf, legte sie auf die Schüssel und brachte sie dem Mädchen.

„Ich bring' Euch selbst das köstliche Essen“, sprach er, damit Ihr nicht länger zu warten braucht.“

Da aß sie davon und war alsbald, wie die übrigen, ihrer menschlichen Gestalt beraubt und lief als eine Eselin in den Hof.

Nachdem sich der Jäger sein Angesicht gewaschen hatte, also daß ihn die Verwandelten erkennen konnten, ging er hinab in den Hof und sprach: „Jetzt sollt ihr den Lohn für eure Untreue

empfangen." Er band sie alle drei an ein Seil und trieb sie fort, bis er zu einer Mühle kam. Er klopfte an das Fenster; der Müller steckte den Kopf heraus und fragte, was er wollte.

„Ich habe drei böse Thiere", antwortete er, „die ich nicht länger behalten mag. Wollt Ihr sie zu Euch nehmen, ihnen Futter und Lager geben und sie halten wie ich Euch sage, so zahl' ich dafür, was Ihr verlangt."

Sprach der Müller: „Warum das nicht, wie soll ich sie aber halten?"

Da sagte der Jäger: der alten Eselin, welche die Hexe war, sollte er täglich dreimal Schläge geben und einmal zu fressen, der jüngern, welche die Magd war, einmal Schläge und dreimal Futter und der jüngsten, welche das Mädchen war, keinmal Schläge und dreimal zu fressen; denn er konnte es doch nicht über das Herz bringen, daß das Mädchen sollte geschlagen werden. Darauf ging er zurück in das Schloß, und was er nöthig hatte, das fand er Alles darin.

Nach ein paar Tagen kam der Müller und sprach, er müßte melden, daß die alte Eselin, die dreimal Schläge bekommen hätte und nur einmal zu fressen, gestorben wäre. „Die zwei andern", sagte er weiter, „sind zwar nicht gestorben und kriegen auch dreimal zu fressen, aber sie sind so traurig, daß es nicht lange mit ihnen dauern kann."

Da erbarmte sich der Jäger und ließ den Zorn fahren und sprach zum Müller, er sollte sie wieder hertreiben. Und wie sie kamen, gab er ihnen von dem guten Salat zu fressen, daß sie wieder zu Menschen wurden. Da fiel das schöne Mädchen vor ihm auf die Knie und sprach: „Ach, mein Liebster, verzeiht mir, was ich Böses an Euch gethan; meine Mutter hatte mich dazu gezwungen; es ist gegen meinen Willen geschehen, denn ich habe Euch von Herzen lieb. Euer Wunschmantel hängt in einem Schrank, und für das Vogelherz will ich einen Brechtrunk einnehmen."

Da ward er andern Sinnes und sprach: „Behalt' es nur; es ist doch einerlei, denn ich will dich zu meiner treuen Ehe-

gemahlin annehmen." Und da ward Hochzeit gehalten, und sie lebten vergnügt mit einander bis an ihren Tod.

Schwänke.

Wie Eulenspiegel zu Erfurt einen Esel im Psalter lesen lehrte.

(Aus dem Volksbuche.)

Eulenspiegel hatte ein großes Verlangen nach Erfurt, als er die Schalkheit zu Prag künstlich ausgerichtet hatte, denn er besorgte sich, daß man ihm schleunig nachsetzen möchte. Als er aber nach Erfurt kam, wo die Universität von berühmten Leuten war, schlug er seine Briefe auch an, und die Magistri der Universität hatten viel von seiner List gehört. Sie gingen zu Rath, was sie ihm aufgeben möchten, damit sie nicht wie die in Prag mit Schanden beständen. Nun wurden sie einig, daß sie dem Eulenspiegel einen Esel in die Lehre thun wollten, denn es waren viele Esel zu Erfurt, alte und junge.

Sie fragten Eulenspiegel und sprachen: „Meister! Ihr habt künstliche Briefe angeschlagen, wie Ihr eine jede Creatur lesen und schreiben lehren wollt, und in kurzen Tagen; so sind die Herren der Universität hier und wollen Euch einen Esel in die Lehre thun; getraut Ihr Euch denselben zu lehren?"

Er sprach: „Ja, aber ich muß Zeit dazu haben, weil es ein unvernünftiges Thier ist."

Sie wurden mit ihm einig auf zwanzig Jahre; Eulenspiegel dachte: „Unser sind drei. Stirbt der Rector, so bin ich frei; sterbe ich, wer will mich mahnen? Stirbt mein Schüler, der Esel, so bin ich auch ledig." Nahm also das an und bedung sich ein Lehrgeld von fünfhundert alten Schock, davon sie ihm einen Theil vorausgaben.

Also nahm er den Esel und zog zum Turnier in die Herberge. Daselbst bestellte er einen eigenen Stall für seinen Schüler, nahm ein altes Buch und legte es dem Esel in die

Krippe. Eulenspiegel hatte aber zwischen jedes Blatt Hafer gestreut, und als dies der Esel gewahr wurde, warf er die Blätter mit der Zunge herum, um des Hafers willen. Wenn er aber keinen Hafer mehr fand, rief er: „I A! I A!“

Als Eulenspiegel dieses hörte, ging er zum Rector und sprach: „Herr Rector! wann wollt Ihr einmal sehen, was mein Esel macht?“

Der Rector fragte: „Nimmt er Eure Lehre an?“

Eulenspiegel sprach: „Er ist von sehr grober Art und schwer zu lehren; doch habe ich ihn mit großem Fleiß dazu gebracht, daß er etliche Buchstaben und besonders einige Vokale kennet und lernen kann; ist es Euch gelegen, so geht mit mir, solches zu hören.“

Der gute Schüler hatte bis Nachmittags gefastet. Als nun Eulenspiegel mit dem Rector und etlichen Lehrern kam, legte er seinem Schüler ein Buch vor. Sobald der Esel das Buch in der Krippe fand, warf er die Blätter hin und her, den Hafer zu suchen; als er aber nichts fand, fing er an mit lauter Stimme zu schreien: „I A! I A!“

Da sprach Eulenspiegel: „Liebe Herren! Hört die zwei Vokale I und A, die kann er jetzt, und ich hoffe, er soll noch gut werden.“

Bald darnach starb der Rector; da verließ er seinen Schüler und ließ ihn gehen, wie seine Natur ausweiset. Hierauf zog er mit seinem Gelde, welches er empfangen hatte, hinweg und dachte: „Sollst du die Esel in Erfurt alle weis' machen, das würde große Mühe kosten.“ Er ließ es bleiben und zog davon.

Der Assistenzarzt.

Ein Doctor einen Schüler hatt',
Den schickt' er oft an seiner Statt
Ins Lazareth zum Prakticiren,
Und dieser — half sich mit Probiren.

Doch als er täglich nun vernahm,
Wenn er zu einem Kranken kam,
Daß dieser führte viel Beschwer,
Wie er nur immer kränker wär',
Sprach er: „Weiß Sixtchen, wie das geht!"
Der Doctor sprach: „Diät! Diät!
Es hilft bei eines Kranken Kur
Nicht Aderlaß und nicht Mixtur.
Lebt er dabei nicht ordentlich,
So geht sein Zustand hinter sich.
Man muß ihm wehren manch Gelüst;
Gebt Acht, wie Ihr es machen müßt!"

Sie gingen in das Lazareth;
Der Arzt, an eines Kranken Bett,
Befühlt den Puls, besieht die Zunge
Und schreit sodann aus voller Lunge:
„Herr Patient, was soll das sein?
Was helfen all' die Arzenein,
Wenn Ihr nicht halten wollt Diät
Und Birnen eßt? Gesteht! Gesteht!
Denn übel, übel ist's gethan;
Die Birnen richten Schaden an."

Der Kranke sprach: „Ich will's gestehn;
Herr Doctor, nie mehr soll's geschehn."
Und scheltend ging der Doctor dann,
Der Schüler aber hielt ihn an
Und sprach: „Nun sagt, wie merkt Ihr das
An Zung' und Puls, daß Obst er aß?"

Der Doctor sprach: „Mein guter Junge,
Nicht merkt' ich es an Puls und Zunge;
Doch daß er Obst aß, konnt' ich sagen,
Weil Schalen unterm Bette lagen.
Laß überall die Blicke schweifen:
Wirst Manches mit den Händen greifen.

Der Schüler ging ins Lazareth,
Sah, wie an eines Kranken Bett
Der Sattel eines Esels lag;
Er trat hinzu, und wild er sprach:
„Herr Patient, was soll das sein?
Was helfen all' die Arzenein,
Wenn Ihr nicht halten wollt Diät
Und Esel eßt? Gesteht! Gesteht!
Denn übel, übel ist's gethan;
Ein Esel richtet Schaden an."

Die rührende Stimme.

Sang Einer in gar hohem Ton —
Anmuthig, mocht' er meinen.
Ein Mütterlein, nicht weit davon,
Hub plötzlich an zu weinen.

„Lieb' Mütterlein, was ist denn Euch?
Rührt Euch so meine Stimme?"
„Ja", sprach sie, „ja, mir wird so weich;
Es hat der Wolf, der grimme,

Zerrissen mir mein Eselein;
Und singt Ihr, muß ich meinen,
Es schrie mich an mein Eselein,
Und seht, da muß ich weinen!"

Der Wunsch des Blinden.

Ein von Geburt an blinder Knabe
Lag schmerzlos auf dem Sterbebett:
„Ach, wenn ich nur des Sehens Gabe,
Nur einen Augenblick sie hätt'!

Nur Eines, eh' des Himmels Bote
Mich führet von euch Lieben fern,
Nur Eines säh' ich vor dem Tode,
Ach einen Esel säh' ich gern!

Ist denn so thöricht mein Verlangen,
Daß ihr so lustig drüber lacht?
Ist denn ein Tag vorübergangen,
Da ihr des Esels nicht gedacht?

Nichts hört' ich öfter euch erwähnen;
Der Esel, hieß es, guckt hervor —
Was mußt du wie ein Esel gähnen —
Den Esel kennt man an dem Ohr.

Der Esel will die Laute schlagen —
Der Esel will ein Schooßhund sein —
Der Esel muß halt Säcke tragen —
Es ging ein Esel über'n Rhein.

Der Esel tanzet auf dem Eise —
Bitt' ihn, wie man den Esel thut —
Du Esel! klang es laut und leise:
Drum, Lieben, haltet's mir zu gut,

Wenn ich, da er in Aller Munde,
Da er euch stets im Sinn mag stehn,
Wenn ich in meiner letzten Stunde —
Statt euch — möcht' einen Esel sehn!"

Sah, [illegible]
Der [illegible]
Er trat [illegible]
„Herr Patient, was soll das sein? [illegible]
[illegible]
Wenn Ihr [illegible]
Und [illegible]
Denn [illegible]

[illegible]

Der Wunsch des Blinden.

[illegible] vom Geburt an blinder Knabe
[illegible] auf dem Sterbebett:
[illegible] ich nur des Sehens Gabe
[illegible] Augenblick sie hätt'!

Anhang.

Das Maulthier.

Nicht blos auf die Zucht des reinen Esels hat man im Orient sehr früh sein Augenmerk gerichtet, sondern auch auf die aus der Begattung zwischen Pferd und Esel hervorgehenden Thiere, insbesondere auf die vom Eselhengst und der Pferdestute hervorgebrachten sogenannten Maulthiere.

Die Bibel nennt uns (1. Mos. 36, 24) den Ana, „der in der Wüste Maulpferde erfand, da er seines Vaters Zibeon Esel hütete“. Auf einem Maulthier ritt Absalom, als er an dem verhängnißvollen Eichbaum hängen blieb. Bei Homer in der Odyssee bringen Maulthiere die Prinzessin Nausikaa mit der großen Wäsche ans Meeresufer. Herodot erzählt vom Pisistratos, wie er durch List die Herrschaft Athens gewann: „er verwundete sich selbst, wie auch seine Mäuler, und kam auf den Markt gefahren, als wär' er soeben den Händen seiner Widersacher entronnen.“ Vom Cid, dem spanischen Helden, heißt es, da er unter den dreihundert Edlen zu Hofe zog:

Auf Maulthieren ritten Alle,
Er allein auf einem Roß;
Bisamhandschuh trugen Alle,
Er allein den Reiterhandschuh;
Alle reich in Gold und Seide,
Er allein in Waffenwehr;

Aus diesen Gegenüberstellungen kann man entnehmen, in welcher Geltung das Maulthier stand. In Italien haben Maulthiere noch stets die Ehre, das Gespann vor den Wagen der Kardinäle zu bilden. Sein praktischer Nutzen ist aber unverkennbar, wenn man vernimmt, daß dieses Thier in Frankreich vor den Pflug gespannt wird und das Saumroß aller südlichen Gebirgsgegenden ist. Der Uebergang über die Anden in Südamerika wird dadurch allein ermöglicht.

Gebirgig wird nun unser Weg;
Es schreiten die bepackten
Maulthiere sicher auf dem Steg;
Dort stehn die Melocacten,
Die kugelförm'ge Distelart,
Die einen kühlen Saft bewahrt:
Den trinkt das durst'ge Maulthier.

(Der kleine Urian.)

V.

Das Schaf.

Aus dieser Gegenüberstellungen kann man entnehmen, in welcher Geltung das Maulthier stand. In Italien haben Maulthiere noch stets die Ehre, das Gespann vor den Wagen der Kardinäle zu bilden. Sein praktischer Nutzen ist aber unverkennbar, wenn man vernimmt, daß dieses Thier in Frankreich vor den Pflug gespannt wird und das Saumroß aller südlichen Gebirgsgegenden ist. Der Uebergang über die Anden in Süd-Amerika wird dadurch allein ermöglicht.

Gebirgig wird nun unser Weg;
Da schreiten die bepackten
Maulthiere sicher auf dem Steg;
Dort stehn die Felsenzacken,
Der kugelförm'ge Distelart,
Die einen süßen Saft bewahrt:
Den trinkt das durst'ge Maulthier.

1.

Des Schafes Naturell.

Wenn der Löwe, der König der Wüste, oder das Pferd, unser edelstes Hausthier, geschildert wird — hui! wie klingt das! — Hören wir, was Professor Scheitlin in seiner „Thierseelenkunde" vom Schaf sagt!

„Kein Schaf steht und geberdet sich geistig, keines bewegt sich geistig. Kein einziger Sinn im Schaf ist ausgezeichnet. Sein Naturell ist ungelehrig. Kaum lernt es seinen Herrn und Hüter, kaum seinen Pferch oder Stall kennen, und zeigt keine Anhänglichkeit an irgend etwas, weder Affekt noch Leidenschaft. Es vertheidigt sich nicht, nicht gegen Menschen noch Hunde, noch Wölfe. Es verstummt im Rachen des Wolfes wie vor dem Messer des Schlächters. Seine Bewegungen im Schmerz und Tode sind lange noch nicht so lebhaft als nur die des Kalbes, das doch so ungeschickt stirbt. Man kann es auch nicht so leicht zornig machen, und Zupfen und Stoßen bringen es nicht aus dem Concept. Bindet man es an eine Stange, so daß es einen größern oder kleinern Spielraum hat, so rennt es, wenn man sich ihm nähert, auf und davon, soweit der Strick reicht und bis es im Rennen von diesem zurückgerissen wird. Es merkt aber nicht, daß die Kürze des Strickes schuld ist, wenn es nicht weiter kann, denn wenn man den Versuch

hundertmal wiederholt, so rennt es hundertmal so davon, ob ihm auch ebenso oft vom Strick der Kopf beinahe abgerissen würde . . . Die Heerde bewegt sich und drängt und läuft, und kein Stück weiß, warum, noch wohin. Es schaut keins je zurück, und um die Ursache bekümmern sie sich nicht. Keine Spur von Neugier noch Wißbegier! Nicht zurück, nicht auf die Seite schauen, das ist ein schlimmes Zeichen an Thieren und an Menschen. Sehr dumm heben sie noch beim Laufen und Flüchten den Kopf in die Höhe, statt in die Sache hineinzusehen. Dümmer noch als das Schwein benehmen sie sich in Feuersnoth; alle drängen sich zum Ersticken zusammen. — Das Schaf hat auf solche Weise keinen eigenen Willen; sein Wille ist derjenige seines Herrn, eines Hundes, eines Steines oder jedes andern Schafes, das drängt und läuft. Auch mit vielen zeigt es so wenig Verstand als allein. Von gegenseitiger Hülfe ist keine Rede unter ihnen. Rennt eins über den Abhang, so thun's die andern auch . . . Der Leithammel ist sein Vorbild, das aber selbst nicht viel Verstand und Leitungsgeschicklichkeit hat. Geht er aus der Hürde und macht er aus Muthwillen einen Sprung, so macht jedes Schaf, das ihm nachfolgt, auf der gleichen Stelle einen dummen Sprung, ohne zu wissen, wer anfing und warum. Wenn das Pferd mit Muth und Kraft und Verstand wiehert, so brüllt der Stier mit Muth und Kraft; das Schaf blökt elend, blöde, kindisch — alt wie jung. Man möchte beinahe glauben, daß die Jungen ihre Mütter nur an der mehr oder mindern Dummheit der Stimme erkennen."

Das ist, etwas schroff gezeichnet, das Thier, welches einen so großen Einfluß auf die menschliche Kultur ausübte, einen der größten Reichthümer unserer Gesellschaft ausmacht und mehr als jedes andere Thier Köpfe, Hände und Beine, Werkzeuge und Kapitalien in Bewegung setzt.

2.
Kultureinfluß und wirthschaftliche Verwendung des Schafes.

Das Schaf ist, wie eben jedes andere Hausthier, erst in wildem Zustande dagewesen und hat erst an den Menschen gewöhnt werden müssen. Man glaubt, daß es von dem in den Gebirgen Sardiniens noch wild lebenden Muflon abstamme; nur hat sich bis jetzt dieser ebensowenig wie der sibirische Argali, welchem die Ehre der Urvaterschaft gleichfalls zugesprochen wird, als zähmbar erwiesen. Ist aber auch die Frage, wo unser Schaf seine ursprüngliche Heimat und Wildheit gehabt habe, noch und vielleicht für immer unentschieden, so ist doch wohl als gewiß anzunehmen, daß es mit das erste von Menschen gezogene und ökonomisch verwendete Thier gewesen ist, schon deswegen, weil es am wenigsten Wehrfähigkeit und am meisten Willenslosigkeit besitzt. Nur die Ziege mit ihrer außerordentlichen Zutraulichkeit kann ihm den Vorrang bezüglich der ersten Zähmung und Züchtung streitig machen.

Freilich, wo etwa das Schaf nicht eingeboren war und dafür zuerst die Kuh den vollends reichlichern Milchertrag leistete; wo der kräftige Mann den Stier sogar an den Pflug schon spannte und dazu das getödtete Stück sein massigeres Fleisch gab: da mußte das Rind als das preislichste Thier, als der Kulturschöpfer gegenüber der ersten rohen Jagdnahrung gelten. Aber wer dann dort die weicheren Wollkleider kennen lernte und erkaufen mußte, der mochte wohl auch denken, das müsse erst ein unschätzbar Thier sein, dessen Fell, das Vließ, bei lebendigem Leibe jährlich ein paar Mal solche mit Gold aufzuwiegende Wollernte gäbe! Wie man bei uns sagt: „Das Schaf hat einen goldenen Fuß“ — daran denkend, wie es, auf Aecker getrieben, die Fruchtfähigkeit derselben befördert, — so hätte einer auch wohl sagen können: „Das Schaf hat ein goldenes Vließ.“

Aber die Wolle war nicht das Erste, was man vom Schafe verlangte: Milch und Fleisch war es; und das rühmte man daran. Als der Held Menelaos nach Trojas Eroberung von seinen Irrfahrten heimgekehrt war, da berichtete er aus Afrika (Libya), dem gelobten Lande der Schafe:

Libya auch, wo die Lämmer sogleich aufwachsen mit Hörnern,
Dreimal gebären die Schaf' in des rollenden Jahres Vollendung;
Dort auch nimmer gebricht es dem Eigner oder dem Hirten
Weder an Käs und Fleisch, noch an süßer Milch von der Heerde,
Welche stets darbietet im Jahr milchschwellende Euter.

Von der Wolle sagte er nichts; und natürlich war das Melken und Käsemachen leichter zu erfinden als das Wollespinnen und Weben. Als man zu diesem gekommen war, suchte man auch Beides, Milch und Wolle, dem Schafe abzugewinnen. Rührend tritt in dem glorreichen Heldengedichte der Griechen, in der Ilias, jener dem Schafe abgewonnene Industriezweig, das Wollespinnen, in einem Bilde auf. Denn da, wo die männermordende Schlacht vor Troja tobt, da singt der Dichter von beiden kämpfenden Theilen:

— sie standen
Gleich: wie die Wage steht, wenn ein Weib, lohnspinnend und redlich,
Abwägt Woll' und Gewicht und die Schalen beid' in gerader
Schwebung hält, für die Kinder den ärmlichen Lohn zu gewinnen.

Doch die Wolle von Schafen ward im Laufe der Zeit die Hauptsache, und man erfuhr, daß, wem am Gedeihen der Lämmer sowohl als an Erzielung guter Wolle gelegen sei, das Melken der Mutterthiere eigentlich ganz unterlassen müsse. Obwohl denn bei uns mancherorten der Verkauf der Schafmilch noch Vortheil bringt und Schafkäse in Handel kommt, so gilt doch allgemein als Wahrheit, daß man beim Schafe von der Milch ab- und einestheils auf gutes Fleisch, anderntheils auf viele oder gute Wolle sehen müsse.

Ganz unberechenbar nun ist, wie viel Geldeswerth allein

durch die Wolle in Umlauf kommt, wie viele Menschen sich aus der Erzeugung und Verwendung dieses landwirthschaftlichen Productes ernähren: von der Schur an bis zur Wiederbenutzung der Lumpen! Man denke nur an Schäfer und Scheerer, an Wollkämmer und Spinner, an Strickerinnen und Stickerinnen, Tuchbereiter und Strumpfwirker, Färber und Drucker, Mosaikarbeiter und Schneider; dazwischen an den Handel, vermittelt durch Wollmärkte und Schnittläden, Schiffe und Lastwagen! Hat nicht das Schaf ein goldenes Vließ? — Wohl in der Ahnung des mächtigen Kultureinflusses, welchen das Schaf vornehmlich durch seine Wolle hatte, gaben die alten Römer ihm die Ehre, daß die Gewänder der Priester und Vestalinnen ausschließlich von dem Gespinnst aus seinem Vließ sein mußten.

Wer berechnet dann, wie viel des Fleisches von diesem Thiere gegessen wird, zumal die Masse Derer, die sich zum Koran bekennen, und daneben eine Unzahl Anderer das Schweinefleisch verschmähen? Von London aber hat man den Jahresverbrauch des Hammelfleisches in der Weise veranschlagt, daß das zugetriebene Schafvieh, je zehn und zehn Stück neben einander gestellt, eine Prozession von 121 englischen Meilen bilden würde.

Von der Milch der Schafe wollen wir beiläufig erwähnen, daß die Damara-Neger ihre neugeborenen Kinder damit aufziehen.

Doch es ist noch nicht genug mit Wolle, Fleisch und Milch, was uns das Schaf leistet.

Der Dünger der Schafe wird zur Salpetergewinnung benutzt, und so muß das friedliche Thier mit Theil haben an der kriegerisch zerstörenden Wirkung des Pulvers; aber der Salpeter dient noch zu Mehrerem, z. B. als Heilmittel, gleichwie der Salmiak, welcher ebenfalls vom Schafe, aus wollenen Lumpen, gewonnen wird. An den landwirthschaftlichen Segen des Schafdüngers erinnerte schon das Sprichwort: „Das Schaf hat einen goldenen Fuß.“

Das geschlachtete Thier giebt außerdem Talg zu Lichtern und Seife, Knochen zu Leim und Messerheften, Hörner und Klauen, geraspelt, zur Verbesserung mageren Bodens, Gedärme zu Saiten, also zur Musik. Die Schafhäute werden gegerbt und von Pergamentmachern, Buchbindern, Schuh- und Handschuhmachern, Sattlern u. s. w. verarbeitet. Die mit der Wolle zubereiteten Lämmerfelle liefern ein gutes Pelzwerk und bilden bei asiatischen und andern Völkern einen bedeutenden Ausfuhrartikel, welchem dann auch noch der Kürschner seine Hand leiht. Im Alterthum gar war ein ganzes Schafvließ erst ein wichtiges Kleidungsstück; dann diente es zur Bett- und Sitzunterlage; seine ehrende Verwendung klingt hervor aus dem neunzehnten Gesang der Odyssee, da Penelope zum unbekannten Ulysses kommt:

Und sie stelleten ihr den eigenen Sessel zum Feuer,
Ausgelegt mit Silber und Elfenbeine, den vormals
Künstlich Ismalios schuf; ein stützender Schemel der Füße
Hing befestigt daran; auch deckt' ihn ein mächtiges Schafvließ.

3.

Geschichtliches von der Schafzucht.

Sagenhafte Cyklopenwirthschaft.

Einen eigenthümlichen Schäfer und seinen Haushalt schildert uns Homer, wo er den Odysseus sein Abenteuer mit dem einäugigen Cyklopen Polyphemos erzählen läßt (im 9. Gesang):

Wir, in die Höhl' eingehend, umsah'n mit Bewunderung Alles.
Ringsher strotzten von Käse die Körb'; auch Lämmer und Zicklein
Waren gedrängt in den Ställen; voll schwamm das Geschirr von der Molke,
Butten und Kübel gesammt und geglättete Eimer des Melkens . . .

Dann in die räumige Kluft trieb er sein weibliches Mastvieh,
Alle, so viel er melkt'; und die männlichen ließ er da draußen,
Widder und Böcke gesammt, in dem hochumhegeten Vorhof . . .

Jetzo saß er und melkte die Schaf' und meckernden Ziegen,
Alles der Ordnung gemäß, und die Säuglinge legt' er ans Euter.
Als er darauf die Hälfte der weißen Milch sich gelabet,
Stellt' er sie eingedrängt in geflochtene Körbe zum Ablauf.
Dann verwahrt' er die Hälft' in weitem Geschirr, das er hatte,
Sich zum Trunke zu nehmen, und wann er schmauste zu Abend.

Die Israeliten und ihre Stammväter.

Von Schäfern und ihrer Weise in Asien giebt uns die Bibel manche Auskunft. Abel sollte der erste Schäfer gewesen sein, Jabal das Herumziehen mit Zelten, das Nomadenleben, erfunden haben. Abraham, abweichend von Lot, der sich auf feste Sitze zurückzog, war Nomadenfürst; mit einem andern, Abimelech, machte er einen Vertrag über den Besitz eines Brunnens. Ueber seine Knechte hatte er einen Oberhirten, Eliezer, gesetzt, wie dies nachmals Jakob bei seinem Schwiegervater Laban wurde. Gewöhnlich an einem Haine schlug er sein Lager auf und grub eine Cisterne und baute einen Altar; dort wurden auch die Hürden aufgerichtet und die Tränkrinnen gestellt, welche die Mägde füllen mußten. War die Gegend abgeweidet, so wurden die Zelte abgebrochen und auf Kameele geladen; fort ging's in unabsehbarem Zuge, zu welchem außer den Schafen und Kameelen auch Rinder und Esel gehörten.

Moses wollte nicht, daß die Kinder Israel ein solches Hirtenleben erwählten, womit sich gern Räuberei verband, was von der Bibel angedeutet und von heutigen Arabern bethätigt wird. Moses gründete einen Ackerstaat mit Viehzucht und ließ dritthalb Stämme, welche sich letzterer ausschließlich widmen wollten, jenseits des Jordans ihren Aufenthalt nehmen. Moses verbot, daß einer sein Vieh auf eines Andern Acker weiden dürfe, und sorgte dafür, daß nicht zu viel der Aecker in eine Hand kämen; so war das Fruchtland gesichert vor einer Belastung mit Vieh.

Aber große Weideplätze gab es auch: in den sogenannten

Wüsten Palästinas und sogar im Auslande bis tief in Arabien hinein und nahe zum Fluß Euphrat. Zur Versicherung derselben legten die Könige da, wo erst bloße Warten gestanden hatten, feste Plätze an: Heerdenthürme oder Burgen; wie es denn z. B. 2. Chron. 26, 10 von Usia heißt: „Er bauete auch Schlösser in der Wüste und grub viele Brunnen, denn er hatte viel Vieh.“ Salomo aber gründete in der Nähe des Euphrat sogar eine Stadt, das später so berühmte Palmyra.

Auf solchen Triften, Allen gemein oder Einzelner Eigenthum, blieben die Heerden Tag und Nacht unter freiem Himmel, und nur zu Ende October wurden sie in die Ställe getrieben.

Die Israeliten verwendeten viel Sorgfalt auf ihre Heerden; man weiß aus der Geschichte Jakob's, wie er über Schafzüchtung nachgedacht hatte und was für Mittel er zu seinen Gunsten anwendete; man weiß, wie dessen Söhne sich der Pflege des Viehs unterziehen mußten. So sorgte man denn auch bei seinen Nachkommen dafür, daß die Schafheerden zur rechten Zeit auf die Berge, zur rechten Zeit in die Thäler und ebenso gehörig ins Freie oder in die Ställe kamen. Darum scheint auch ihre Wolle sehr gesucht gewesen und besonders nach Phönizien und durch die Phönizier in den Handel gekommen zu sein. Darum war auch die Schafschur ein Fest, wobei es hoch herging; wie z. B. Nabal, zu welchem sich David einlud, ein Mahl zurichtete, „wie eines Königs Mahl“; und Absalom (2. Sam. 13, 23. 24) lud dazu den König nebst seinen Kindern und „sammt seinen Knechten“.

Groß werden aber auch die Heerden jener Zeit und jener Länder genannt. Dem Hiob z. B. werden 14,000 Schafe zugeschrieben; Mesa, König der Moabiter, mußte jährlich einen Zins von 100,000 Lämmern und 10,000 Böcken liefern; den Midianitern nahmen die Israeliten 675,000 Schafe ab (4. Mos. 31, 32).

Griechen und Römer.

Der Besitz von Schafen war in ältester Zeit bei den Griechen ein Zeichen großen Reichthums; Thyestes z. B. hat den Beinamen „der Lämmerreiche", und demjenigen von den Fürsten, welcher sich kundschaftshalber unter die Troer schleichen würde, sollte herrlicher Lohn werden (nach der „Ilias"):

Denn so viel' an den Schiffen Gewalt ausüben und Herrschaft,
Jeder umher von Allen verehrt ein dunkeles Schaf ihm
Sammt dem saugenden Lamm; kein Eigenthum wär' ihm vergleichbar.

Später kostete in Athen ein Schaf eine Drachme, das ist nicht ganz 7 Silbergroschen.

Die ursprüngliche Anlage und Behandlung einer Schäferei ist uns in der „Cyclopenwirthschaft" gezeichnet worden; in der Beschreibung, welche Homer vom Schilde des Achilles macht, ist auch einer Schaftrift gedacht, welche darauf abgebildet sein sollte:

Im anmuthigen Thal, durchschwärmt von silbernen Schafen,
Hirtengeheg' und Hütten zugleich und Ställe mit Obdach.

Gerühmt wurde später die Schafzucht der Athener, Milesier, Galater, die von Laodicea, Apulien und Calabrien; am höchsten wird gepriesen die Pflege, welche die Tarentiner ihren Schafen angedeihen ließen. Sie bedeckten dieselben mit Fellen, schlichteten oft deren Wolle, feuchteten diese an mit Oel und Wein, oder schwemmten sie ganz und gar mit dem Saft der Seifenkrautwurzel ab; ebenso sorgten sie für gute, oft gereinigte Stallung. Darum ward auch die Feinheit und der Glanz der Wolle so gerühmt, und die Tarentiner wurden ausnehmend reich nicht blos durch den Handel damit, sondern auch durch die Färbung derselben, besonders in Purpur, und durch die Verarbeitung zu gewissen dünnen und durchscheinenden Kleidungsstücken, welche man Tarentinchen nannte.

Die Schafzucht hatte auch schon ihre wissenschaftlichen Bearbeiter, z. B. den Varro und Columella, und der Oheim dieses Letzteren machte zuerst den Versuch, durch Kreuzung des spanischen Landschafs mit dem tarentinischen die Rasse zu veredeln.

Schafe der Araber und Libyer.

Von den Arabern erzählt der Grieche Herodot, im 5. Jahrhundert vor Christus, Merkwürdiges; er sagt: „Sie haben auch zwei Arten Schafe, die sind bewundernswürdig, und dergleichen giebt es nirgends anders. Die eine Art hat lange Schwänze, nicht kürzer denn drei Ellen. Wenn man dieselben wollte nachschleppen lassen, so würden sie wund werden, wenn sich die Schwänze gegen die Erde rieben. Nun aber versteht ein jeglicher Hirt das Zimmern insoweit: sie machen Rollwagen und binden diese unter die Schwänze; nämlich jedwedem Thier binden sie immer einen Rollwagen unter den Schwanz. Die andere Art trägt breite Schwänze, wohl eine Elle breit.“

Von der afrikanischen oder libyschen Schäferei sagt der Dichter Virgilius in seinem „Landbau“:

Oftmals Tag und Nacht und ganz in der Folge den Monat
Weilet die Heerd' und durchstreift weithin Einöden und herbergt
Nie. So endlos streckt das Gefild' sich! Alles im Zuge
Führt der afrische Hirt sein Teppichdach und den Hausgott,
Rüstung und ancykläischen Hund und kretischen Köcher.

Das war also die vollständige Wanderschäferei, wo die Heerde nie in Ställe kam!

Spanische Zucht.

Wohl hatte Virgilius sein Wort gesprochen:

. . . . Wolletragende Schafe zu pflegen,
Hier ans Werk! hier ringe nach Lob, du rüstiger Landmann!

und der ältere Columella hatte in Spanien seine Versuche einer wirklichen Rassenveredlung gemacht. Aber über den von Rom beherrschten Erdkreis kamen die Bürgerkriege, der schwere Druck der Kaiserzeit, Soldatenherrschaft und dann die Völkerwanderung. Und wie konnten auch nach der Völkerwanderung Schäfereien gedeihen und lohnen, wo immerwährender Kampf war: gegen Heiden, Ketzer und Mohammedaner, zwischen Kirche und Staat, zwischen größeren und kleineren Herren, zwischen Burg und Stadt — wie das namentlich unter den abendländischen Völkern der Fall war? wo der Bauer zum Fröhner gemacht und in der Fehde seines Herrn vom Feinde ausgeraubt wurde, wo jede Heerde nur für gute Beute galt, wo die Edlen nur Freude an Jagd, Turnier, Krieg und Gelagen hatten wo endlich ein wüst geführtes Leben sich höchstens zur Buße in Klostermauern einschloß, statt die Volkswohlfarth sich zum Ziele zu nehmen.

Erst in Spanien ging ein neues Leben für den höchstwichtigen Kulturzweig der Schafzucht auf, nachdem die ersten Versuche Columella's durch das Eindringen fremder Völker wohl spurlos unterdrückt waren. Durch die Mauren, welche in Spanien einzogen und die afrikanische Art der Schafe und ihre Hütungsweise mitbrachten, war auch den Spätern ein Wink gegeben. Don Pedro IV. von Castilien, im 14. Jahrhundert, ließ schon eine Anzahl jener Schafe aus Afrika herbeiholen, um durch ihre Vermischung mit dem spanischen Landschaf etwas Edleres zu erzielen. Von da schon schreibt sich die berühmte, vorzüglichste Sorte, welche man Merinos nennt. Aber erst Kardinal Ximenes, der Minister Ferdinand's und Isabella's, im 15. Jahrhundert, befestigte diesen Kulturzweig, indem er, die Zucht des edlen Wollviehs erneuernd, durch gesetzliche Einrichtungen für dauernde Begünstigung sorgte. Und das hat der spanischen Krone ein sichreres, ja größeres Einkommen verschafft als die gleichzeitige Entdeckung Amerikas; denn noch in diesem Jahrhunderte hat ihr die jährliche Ausfuhr an Wolle 8 Millionen Thaler eingetragen.

Die Einrichtung für dieses kostbarste Kleinod der Krone, wie öffentliche Verordnungen die Schafzucht benannten, war großartig genug. Ein Rath über die große königliche Schafzucht ward eingesetzt; die Heerden wurden streng eingetheilt, so daß allemal 10,000 Schafe unter der Aufsicht eines Mannes standen, welchem 50 Schäfer und 50 Hunde untergeben waren; je fünf dieser Unterschäfer machten wieder einen Haufen. Der Oberschäfer selbst sollte Eigenthümer von 500 Stück Wollvieh sein, „stark an Kräften des Leibes, emsig, wachsam, in der Art zu weiden, in der Kenntniß der Witterung und der Schafkrankheiten erfahren. Er hatte den unumschränkten Oberbefehl über die Untergebenen, welche er nach Gutdünken wählte, strafte, abdankte". Für alles Uebrige wurde eine genau bestimmte Ordnung aufgesetzt: für die Auswahl der Zuchtwidder, deren Verkauf ins Ausland bei hoher Zuchthausstrafe verboten wurde; für die Veränderung der Weideplätze, Netzeinzäunung, Fütterung, Schur u. s. w. Wie für den Marsch eines Kriegsheeres wurde der Heerdenwanderung durch das Land ein Recht aufgestellt; den Weg, Königsstraße benannt, mußte jeder Eigenthümer, ohne eine Abgabe zu verlangen, offen lassen; zu beiden Seiten des Weges mußte er eine 90 Fuß breite Schaftrift zugestehen. Und der Weg ging gradaus durch Kornfelder, Wein-, Gemüse- und Olivengärten, damit die Schafe in kürzester Zeit zu den wärmeren oder kühleren Weiden, je nach der Jahreszeit, kämen; nur daß sie auf der Wanderung durch bebautes Land schneller und enger zusammengedrängt laufen müssen. Aber jede Schaftrift am Wege steht ihnen außerdem frei — denn die Sache ist noch so — und jeder Oberhirt hat noch das Recht, von jedem Baum, an welchem die Wanderung vorüberführt, einen Ast abzuhauen, um Holz zur Errichtung der Hütten und Hürden und zu Brennmaterial zu haben.

Die Königsstraße aber ist 112 deutsche Meilen lang, und so bedenke einer, welche Last durch diese Wanderungen auf den Provinzen liegt, was die Schafe den Privateigenthümern verzehren und zertreten, was 50,000 Hirten und Hunde verwüsten

— und entwenden: dann hat er die Schattenseite von der spanischen Wanderschäferei!

Die Zahl der gegenwärtig in Spanien befindlichen Merinos, d. h. der Wanderschafe, welche stets im Freien sind, wird auf 7 Millionen, die der stillliegenden, welche an Ort und Stelle waiden und ihre Winterställe haben (Churros genannt) auf 12 Millionen berechnet. Im 16. Jahrhundert dagegen zählte man 30 Millionen Wanderschafe und nur 6 Millionen grobwollige Landschafe!

Weiterverbreitung der spanischen Zucht.

Aus Spanien ging die Zucht veredelter Schafe zuerst nach England über, durch Eduard V. im 15. Jahrhundert, erneuert durch Elisabeth. Die Engländer brachten sich aber dadurch bald in den Ruf guter Schafzüchter, daß sie vorzüglich auf Erzielung langer, zu Kammwollfabrikation sich eignender Wolle und daneben auf ein schmackhaftes, saftiges Hammelfleisch ihr Auge richteten.

Nach Schweden ließ Christine, Gustav Adolph's Tochter, veredelte Schafe aus Spanien kommen, denn das schwere Verbot der gewinnbringenden Ausfuhr ward dort natürlich vielfach umgangen. Im Jahr 1739 wurde in Schweden auch eine Schäferschule errichtet, deren geschickteste Zöglinge als Provinzialschäfer den Landleuten Anleitung im Warten und Pflegen der Schafe zu geben hatten.

Dergleichen Schäferschulen wurden auch in Deutschland und Frankreich begründet; als Lehrstücke darin wurden vornehmlich angeordnet: die Pflege der Schafe, deren Naturgeschichte mit Physiologie und anatomischer Zergliederung, Physik und Botanik, Krankheitslehre, Zubereitung der Heilmittel, chirurgische Operationen.

Welcher weite Schritt ist von der ersten Zähmung und Melkung des Schafes bis zu solchen Veranstaltungen für Schäfer! Aber welche Sorge wird diesen auch in die Hände gegeben;

denn welcher Abstand des Gewinnes und Verlustes ist zwischen Wollernte und Schafseuche!

Bekannt ist Sachsen durch seine veredelten Schäfereien, welche die berühmte Electoralwolle liefern; in neuerer Zeit soll es von Schlesien überflügelt sein. Aber als neuestes Eldorado der Schäferei gilt Australien.

4.

Schäferleben. — Schäferpoesie.

Dem poetischen Gemüthe mag es als ein schönes Leben erscheinen: draußen im Freien das geruhige, beschauliche Leben des Hirten — namentlich des Schäfers, dessen Heerde ja so zusammenhaltend und lenksam ist. Es hat sich auch zu allen Zeiten und allerorten bei Hirten ein gewisser poetischer Sinn gefunden, so daß Hirtenlieder, wo es nur ausgedehnte Heerden giebt, nichts Ungewöhnliches sind. In Deutschland z. B. klingt unter andern noch die alte Volksballade von Faramund und Lore:

Es saß auf grüner Haide
Ein Schäfer grau und alt;
Es grasten auf der Weide
Die Schäflein längs dem Wald.
Sonne, noch einmal blicke zurück! rc.

Das ist aber ein trauriges Stück, weil darin ein junger Schäfer, den einst ein toller Hund gebissen, plötzlich sein armes Bräutchen anfällt und zerfleischt.

Aus alten sicilischen Hirtenliedern nahm der Grieche Theokritos (275 vor Chr.) den Stoff zu seinen „Idyllen", in welchen das Hirtenleben früherer Zeit recht lieblich und dabei kräftig und ungekünstelt dargestellt wird. Seitdem kennen die Schriftschätze verschiedener Völker eine besondere Dichtungsart, welche man Schäferpoesie nennt und welche stillfriedliche, nur wenig aufgeregte Zustände eines Naturlebens vor die Seele führt.

Arkadien.

Arkadia, eine Landschaft in der Mitte des griechischen Peloponnesus, wo noch jetzt große und zahlreiche Schafheerden umherziehen, wurde vorzugsweise vom Alterthume als eine paradiesische Gegend bezeichnet, wo an frischen Quellen, in schattigen Hainen und anmuthigen Thälern ein harmloses, biederes Volk bei seinen Heerden, bei Musik und ländlichen Festen unschuldige Erlebnisse hatte. Zwar neuere Reisende wollen uns das Land als steinig und unfruchtbar schildern — was ja leicht sein kann, wenn die Bäume verwüstet worden sind; zwar die alten Arkadier, welche, den Schweizern ähnlich, gern im Ausland für Sold dienten, mögen in der Wirklichkeit nicht gar zart gewesen sein, da die Griechen die Bezeichnung „arkadisches Gewächs" und „arkadische Ohren" für sie hatten: gleichviel, Arkadia blieb für die empfindsamen Seelen aller Zeiten das gelobte Land der Unschuld und des süßen Friedens, einfacher Gefühle und gemäßigter Handlungen; in dieses Land versetzten die Dichter den Schauplatz für die gemüthlichen Lebensbilder, welche sie Idyllen, Eclogen oder Schäfergedichte nannten.

Geschichtliches über die Schäferpoesie.

Von den Griechen ging die Schäferpoesie, welche man nach den Rinderhirten auch die bukolische hieß, zu den Römern über, und sie hatte dort in Virgilius ihren besten Vertreter, obwohl schon bei diesem nicht mehr die Naturwahrheit eines Theokritos zu finden ist.

Im sogenannten Mittelalter kannte man diese Art von Poesie nicht; erst im 14. Jahrhundert versuchte sich der berühmte Italiener Boccaccio, da er des Virgilius „Eklogen" kennen gelernt hatte, in Nachahmung derselben. Zur Blüte ward sie wieder gebracht ums Jahr 1500 in Spanien, wo man eben zuerst auf eine geordnete Schafzucht sein Auge warf. Von jetzt an ward es eine Mode, ja Modekrankheit; England, Frankreich,

Italien nahmen sie an. Deutschland, das damals so viel mit religiösen Kämpfen zu thun hatte, kam erst im Verlauf des dreißigjährigen Krieges darauf.

Nicht nur Schäferromane wurden nun begierig gelesen — wie jetzt Dorfgeschichten — und nicht blos schäferliche Singspiele wurden aufgeführt, die vornehme Welt schwärmte und träumte sich so in eine poetische Schäferei hinein, daß sie wirklich draußen im Freien der Landluft und daheim im Salonduft Schäfer spielte und eine eingebildete Schäfertracht in Mode brachte. Da ließen sie sich malen mit dem Hirtenstabe und der Schafheerde; da führte die Dame ihr Lämmchen am seidenen Bande mit sich herum; da ward der Ritter zum treuen Schäfer, und die zarte, fromme Minne ging in ein Schäferstündchen über.

Schon Cervantes, der Dichter des berühmten „Don Quixote" († 1616), ergoß seinen Spott über eine so thörichte Mode, indem er die schäferliche Schwärmerei in die platte Wirklichkeit hinein versetzte, wo „die Hände oft ganz betheert vom Bepflastern der Schafe sind", wie Shakspeare den Schäfer Corinnus sagen läßt. Aber eine Mode läßt sich auch nicht durch die geistreichsten Menschen bannen oder auch nur zum Maß eindämmen, wie unsere Zeit am Tischrücken und an den Crinolinen erfahren konnte. Selbst ernste Gelehrte jener Zeit machten die Spielerei mit, indem sie den an sich löblichen Zweck verfolgten, ihre Muttersprache zu natürlicher Reinheit und die Dichtkunst zur schönen Einfachheit zurückzuführen, sich aber dabei wie romantische Schäfer geberdeten. So hieß ein 1664 zu Nürnberg zusammengetretener Verein „Gesellschaft der Pegnitzschäfer" und gab seinen Mitgliedern arkadische Schäfernamen, wie Damon, Phyllis, Myrtillus u. s. w. So bildete sich in Italien 1690, auf Veranlassung der Königin Christine von Schweden, die „Akademie der Arkadier".

Die Schäferpoesie fand endlich in Deutschland ihren Gipfelpunkt in den Idyllen Salomon Geßner's, welche durch Uebersetzungen auch in Frankreich und England außerordentlichen

Eindruck hervorbrachten, uns aber jetzt mit ihrer Süßlichkeit anwidern. Solche Schäferpoesie ist denn auch glücklich überwunden; die allgemeinere Idylle aber, welche überhaupt einfach menschliche Begebenheiten in schöner Gestaltung zeigt, wird sich forterhalten wie Voß' „Luise" und Goethe's „Hermann und Dorothea".

Der Hirtenknabe.

Von H. Heine.

König ist der Hirtenknabe,
Grüner Hügel ist sein Thron,
Ueber seinem Haupt die Sonne
Ist die schwere gold'ne Kron'.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,
Weiche Schmeichler, rothbekreuzt;
Kavaliere sind die Kälber,
Und sie wandeln stolzgespreizt.

Hofschauspieler sind die Böcklein;
Und die Vögel und die Küh',
Mit den Flöten, mit den Glöcklein,
Sind die Kammermusici.

Und das klingt und singt so lieblich,
Und so lieblich rauschen drein
Wasserfall und Tannenbäume,
Und der König schlummert ein.

Unterdessen muß regieren
Der Minister, jener Hund,
Dessen knurriges Gebelle
Wiederhallet in der Rund'.

Schläfrig lallt der junge König:
„Das Regieren ist so schwer,

Ach, ich wollt', daß ich zu Hause
Schon bei meiner Kön'gin wär!

In den Armen meiner Kön'gin
Ruht mein Königshaupt so weich,
Und in ihren schönen Augen
Liegt mein unermeßlich Reich!"

Bildliche Hirten.

Wenn der Dichter den Hirten mit einem Könige vergleicht, so ist das nichts so gar Großes; werden doch umgekehrt Könige in der „Ilias" und „Odyssee" Völkerhirten genannt! Ist doch ferner Christus in der Bibel „ein guter Hirt"! Singt doch David (Psalm 23): „Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Au und führet mich zum frischen Wasser!"

Nach einem bildlichen Worte Christi, an Petrus gerichtet: „Weide meine Schafe! weide meine Lämmer!" nennt sich der Papst, als Nachfolger Petri, einen geistlichen Oberhirten und schreibt sogenannte „Hirtenbriefe" an die untergebenen Bischöfe und den übrigen Klerus. So heißen denn auch die evangelischen Priester Pastores und nennen sich mit deutschem Wort Seelenhirten.

Hirten, wirkliche Könige oder Königssöhne.

Auch in der Wirklichkeit waren Könige der alten Zeit, besonders im Oriente, Hirten. So die Nomadenfürsten der Bibel; so Anchises und Paris von Troja;

Selbst ja der schöne Adonis hat Schaf' an Bächen gewaidet.
(Virgil.)

Ja selbst der Gott Apollo mußte die Heerden des Königs Admetos hüten! — Einen solchen Königssohn beschreibt uns Homer in der „Odyssee":

. . . . Nach ihm kam Athenäa
Einem Jünglinge gleich an Gestalt, der hütet des Wollviehs,
Zart und lieblich an Wuchs, wie der Könige Kinder einhergehn.
Stattliches Doppelgewand auch trug sie gehüllt um die Schultern,
Sohlen an glänzenden Füßen zugleich, in den Händen den Wurf-
spieß.

Aber wie anders klingt der deutsche Nachhall aus einer Zeit, wo Hirten für unehrlich galten, in dem Sprichwort:

Schäfer und Schinder
Sind Geschwisterkinder!

Leben der Merinohirten in Spanien.

(Nach Professor M. Willkomm.*)

Wenn man im Frühling oder Herbst die weiten Ebenen Centralspaniens durchwandert, begegnet man nicht selten ungeheuren Heerden weißer langwolliger Schafe, welche von einer Anzahl bewaffneter und zum Theil berittener, mehr Räubern als Hirten gleichender Männer, mehreren mit verschiedenen Geräthschaften beladenen Eseln oder Maulthieren und einer großen Meute starker, bissiger Hunde begleitet werden. Es sind dies Heerden der berühmten Merinos, welche niemals unter Dach und Fach kommen, sondern sich fortwährend unter freiem Himmel befinden und ihre Weideplätze verändern, je nachdem es die Jahreszeit erheischt, indem sie den Winter in dem wärmeren Südwesten Centralspaniens und in Südspanien, den übrigen Theil des Jahres in den nördlichen und östlichen Gegenden Centralspaniens zubringen und folglich ununterbrochen aus einer Gegend in die andere ziehen.

Jedem dieser Hirten, auf welchen 200 Schafe kommen, ist ein Hund beigegeben zur Ueberwachung und Vertheidigung seiner Heerde gegen die in den spanischen Gebirgen sehr häufigen

*) Ausland 1856.

Wölfe, welche besonders während des Winters nicht selten truppweise in die Ebene herabkommen. Jene Hunde sind deshalb in der Regel große, starke Thiere, sogenannte Fang- oder Packhunde. Sie gehören einer Spanien eigenthümlichen Rasse an, welche sich durch ein dickes, kurzhaariges, weiß, braun und schwarz gefärbtes Fell, eine dicke, lange Ruthe, einen dicken Kopf mit kurzen Ohren und kleinen Augen, eine breite, kurze, mit furchtbaren Zähnen bewaffnete Schnauze, einen breiten Brustkasten, große, starkklauige Tatzen, einen sehr kräftigen Körperbau und große Behendigkeit und Gelehrigkeit auszeichnet. Diese Wolfshunde tragen zu ihrer eigenen Vertheidigung gegen die Wölfe, denen sie an Größe ziemlich gleichkommen und mit denen sie nicht selten furchtbare und blutige Kämpfe bestehen, eiserne, aus beweglichen, mit zwei bis drei Zoll langen, starken Stacheln besetzten Gliedern bestehende Halsbänder.

Die Hirten bilden ebenfalls eine eigenthümliche Menschenrasse. Sie sind echte Nomaden, da sie fast niemals oder nur auf sehr kurze Zeit in ihre Heimat kommen, sondern den größten Theil des Jahres umherwandern und unter Zelten oder in Laub-, Erd- und Steinhütten wohnen. Die Kleidung dieser muskulösen, sonnenverbrannten, bärtigen, schmutzigen und verwildert aussehenden Männer besteht aus Decken, kurzen Beinkleidern und Gamaschen von Bocksleder. Ueber ihre schmierige, schwarzbraune Lederjacke ziehen sie häufig noch ein ärmelloses Wamms von Merinofell an, mit nach außen gekehrter Wolle, und über die Beinkleider schurzfell- oder schienenartige, blos die Vorderseite der Oberschenkel bedeckende Hosen von demselben Stoffe, die vermittelst lederner Riemen um die Beine und den Leib geschnallt werden. Die mit Lumpen umwickelten Füße stecken in unförmlichen Schuhen von Rindsleder oder in Sandalen; das struppige Haar deckt ein breitkrämpiger, spitziger Hut von ursprünglich schwarzem, aber durch den Gebrauch und die Witterung fahlgrau gewordenen Filz, oder auch blos eine schirmlose Mütze von abgeschabtem schwarzen Tuch oder noch

häufiger von Merinofell. Ein oft in Fetzen zerrissener oder mit zahllosen Flecken von verschiedenfarbigen Stoffen bedeckter, aber malerisch um die Schultern drapirter Mantel von grobem naturbraunen Tuch oder auch von einem eigenthümlichen Reisstrohgeflecht, eine dicke, blutrothe oder violette, lose um den Leib geschlungene Wollenschärpe, welche die gefürchtete Navája (ein Einschlagemesser mit fußlanger, spitziger Klinge), ein Päckchen zerschnittenen Tabak, Cigarrenpapier 2c. birgt; eine von der Leibbinde halbbedeckte, geldkatzenartige, mit bunten Fransen und Arabesken verzierte Patrontasche, sowie ein Täschchen mit Zündhütchen, endlich ein dicker, mannslanger Hakenstock und eine langröhrige Percussionsflinte vollenden das Costüm dieser halbwilden, rohen und verwegenen, aber meist gutmüthigen und ehrlichen Gesellen.

Die Unterhirten sind in der Regel zu Fuß, die Oberhirten (Mayorals) pflegen immer zu Pferd zu sein; letztere haben immer mehrere Lastthiere zum Transport der Lebensmittel, des Salzes für die Schafe, der Lagerzelte, Kochgeräthe und anderer Utensilien zu ihrer Disposition und bekommen einen Jahrgehalt von 1—6000 Realen (293 1/3—440 Thaler), während die Unterhirten, je nach ihrer Brauchbarkeit, deren blos 100 bis 150 erhalten. Außerdem bekommt jeder Hirt täglich zwei Pfund Weizenbrot und jeder Hund die gleiche Ration eines schlechtern Brodes.

Wir versetzen uns zunächst auf die erhabenen Premeras der Terrasse von Reynosa im Norden von Burgos. Es ist Mai. Eine großartige Alpenlandschaft von süddeutschem Charakter breitet sich vor unsern Blicken aus. Hohe, grotesk gezackte, scheinbar unersteigliche, schneebedeckte Felspyramiden umschließen gegen Nordwest und Nordost den Horizont, hoch über eine niedrigere, wellenförmige, von tiefen Gründen durchschnittene Bergkette emporragend, deren Abhänge mit prächtigen dichten Laubwäldern von Buchen und Eichen geschmückt sind. Wir selbst befinden uns auf einer unebenen, von niedrigen Felsenbänken durchzogenen und von engen, wildromantischen Felsschluchten

tief durchfurchten Hochfläche, welche, soweit das Auge reicht, mit saftigem jungen Graswuchs bekleidet ist und, gegen Süden sich abdachend, allmälig mit dem Grau der unübersehbaren, tiefer gelegenen Ebenen Altcastiliens verschwimmt. Einzelne Gruppen von Eichen, Buchen und Birken ragen hier und da gleich Inseln aus dem grünen Meer der weiten Grastrift hervor, welche mit gelben Butterblumen, mit weißer Wiesenkresse, mit blauen Waldveilchen und andern deutschen Wiesen- und Bergpflanzen übersäet ist. Gegen Westen senkt sich die Hochfläche mit steilem, felsigem Abfall in ein anmuthiges Thal hinab, welches ein munterer, krystallheller Forellenbach durchrauscht, an dessen felsigen Ufern mehrere alterthümliche, von Erlen und Weiden beschattete Mühlen klappern. Es ist der Quellbach des Ebro, der dort am Fuße jenes kahlen, mit einem einsamen, verfallenen Wartthurm gekrönten Hügels dem mütterlichen Schooße der Erde entquillt. Die Hochfläche, auf der wir stehen, ist die Premera von Arandillo, deren höchste Kämme sich mehr als 4000 Fuß über den Spiegel des atlantischen Meeres erheben.

Hier weiden viele Tausende von Merinoschafen in größeren und kleineren Gruppen; soweit das Auge schaut, sieht es die unermeßlichen grünen Bergmatten mit weißlichen, beweglichen Flecken bestreut. Hier und da steht auf einer vorspringenden, eine freie Umschau gestattenden Felszacke ein in seinen Mantel gehüllter Hirt mit seinem Krummstab oder auf seine lange Flinte gelehnt, unbeweglich, gleich einer Bildsäule, und seine dunkle Gestalt zeichnet sich gleich einer Silhouette an dem reinen Blau des wolkenlosen Himmelsgewölbes ab, während schnellfüßige Wolfshunde mit lautem Gebell die einzelnen Heerden umkreisen und die Schafe, welche sich zu weit entfernt haben, zurücktreiben. Dort reitet der Mayoral, von einer Anzahl Hirten begleitet, denen er Befehle ertheilt, langsam über die Ebene hinweg auf eine aus Baumstämmen aufgeführte Baracke zu, aus deren flachem Dach ein dicker Rauch emporsteigt und nach welcher soeben einige hundert Stück dickwolliger Merinos getrieben werden.

Es ist die Zeit der Wollschur, und jene Baracke die Schwitzkammer, in welche die Schafe erst einige Zeit eingesperrt werden, bevor man sie mit gebundenen Füßen den Scheerern übergiebt, von denen ein jeder täglich 8—10 Stück zu scheeren vermag.

Diese Operation giebt Veranlassung zu eigenthümlichen Festen, die jedoch keineswegs arkadische Schäferspiele zu nennen sind. Sobald die Sonne hinter die Berge versinkt und die Schafe in die Hürden getrieben worden sind, wo sie die Nacht zubringen sollen, flammen Hunderte von Feuern in den weiten, in nächtliche Dämmerung gehüllten Gefilden auf, welche ebenso viele Hirtenbivouaks bezeichnen. Kreischender Gesang, rohes Gelächter durchhallen die stille Abendluft, und von Zeit zu Zeit mischen sich darein die schrillen Klänge des Tambourins oder die quiekenden Töne des Dudelsacks. Wir richten unsere Schritte nach einem hochaufsprühenden Feuer, welches, auf einer Anhöhe brennend, einen großen Theil der Ebene erhellt. Es befindet sich vor dem Zelt des Mayoral, welches neben der Schwitzkammer steht und in weitem Umkreis von Schafhürden umgeben ist. Hier entrollt sich vor unsern erstaunten Blicken ein buntes, malerisches Lagerbild. In Gruppen von 9—12 Mann kauern oder stehen um das kolossale Wachtfeuer, welches einige Hirten ununterbrochen mit dünnen, dichtbelaubten Buchenzweigen unterhalten, während andere in großen darüber aufgehängten Kesseln die aus Puffbohnen und Kichererbsen bestehende Abendmahlzeit bereiten, wohl gegen hundert Wollscheerer und Wollsortirer, welche erst vor kurzem bei den Heerden angelangt sind, wie ihre zum Theil noch nicht abgepackten Lastthiere beweisen, die in der Nähe mit gefesselten Vorderfüßen unter der Aufsicht einiger Hirten und Wolfshunde weiden. Sie sind aus den Ebenen Altcastiliens von den Besitzern der Heerden hergesendet, um die Merinos zu scheeren, die Wolle einzusammeln und zu sortiren. Ihre niedrigen, aber sehr breitkrämpigen schwarzen Filzhüte, ihre mit silberplattirten Knöpfen dicht besetzten schwarzbraunen Tuchjacken, Tuchhosen

und Gamaschen und ihre breiten, mit bunten Stickereien verzierten Ledergürtel unterscheiden sie auf den ersten Blick von den schmutzigen, zerlumpten Hirten. Manche von ihnen, die mit besonderer Sorgfalt gekleidet sind und mit Stickereien aus Leder und metallenen Zierrathen geschmückte Jacken anhaben, geben sich durch ihr keckes Benehmen, ihre blitzenden schwarzen Augen und ihre gelbliche Hautfarbe als Zigeuner zu erkennen. In Gesellschaft dieser Leute ist auch eine Menge andern Volks gekommen; darunter viel Frauen und Mädchen, ebenfalls der Mehrzahl nach zur Klasse der Zigeuner gehörig. Theils einzeln, theils zu mehreren führen diese im Scheine der Wachtfeuer eigenthümliche Tänze auf, welche sie mit lautem, unharmonischem Gesang und mit der lärmenden und klirrenden Musik der Tambourins und Castagnetten begleiten. Bisweilen nehmen auch die jungen Männer an den Tänzen Theil; meist aber stehen oder kauern sie um die tanzenden Zigeunergruppen müßig herum, sich die Zeit mit Rauchen von Cigarritos und mit Kartenspiel vertreibend. Von Zeit zu Zeit kreist der mit blutrothem Wein gefüllte Schlauch, dem alle, Männer wie Frauen, tüchtig zusprechen. Dann und wann steigen einige Raketen zischend in die Nachtluft empor, oder es durchhallt der Knall eines Kanonenschlags, tausendfach in den Gründen und Schluchten nachrollend, die Gegend, denn wie alle Volksfeste in Spanien, so müssen auch diese rohen Hirtenfeste mit Abbrennen von Feuerwerksgegenständen verherrlicht werden. So vergeht die Hälfte der Nacht; erst der fallende Thau und der scharfe Morgenwind zwingt die ganze von Wein, Tanz und Lärmen erhitzte Gesellschaft, in den Zelten und Hütten, eng zusammengedrängt, Schutz gegen die Kälte zu suchen.

Wanderschäfer in den Schweizeralpen.

Eigenthümlich der südlichen Schweiz ist ein Hirtenleben, das ganz anders ist als das sonst dort übliche. Es sind die Bergamasken oder Tessini, die mit ihren hochbeinigen, wam-

migen, hangohrigen, baßstimmigen Schafen in Karawanen alljährlich aus den Thälern von Brescia nach den Alpen ziehen.

Die Heerden, im Ganzen 30—40,000 Stück zählend, gehören einer Gesellschaft von Hirten, an deren Spitze einer steht, der vorzugsweise il pastore genannt wird und vor allem den Pacht der Alpenweiden, den Zollabtrag an den Straßen, den Schaf- und Käsehandel zu besorgen hat.

Jeder Heerde voran geht ein Hirte, ein wettergebräunter Gesell mit scharfen, oft schönen Zügen, pechschwarzem Haar und Bart und mit feurig blickenden Augen; seinen Kopf bedeckt ein breitrandiger Hut; immer ein reines Hemd zeigt der Oberleib, wenn der grobwollene Rock über der Schulter hängt; bei üblem Wetter umhüllt ihn ein weißer Mantel. Wenig gesprächig ist der Hirt der Bergamaskerschafe, und kein Lied ertönt von seinen Lippen, aber mit ungemeiner Sorgfalt und Pünktlichkeit steht der genügsame, abgehärtete Mann seinem Dienste vor. — Zwei andere, diesem gleich, begleiten den Zug; den Schluß macht ein großer, stattlicher Esel, welcher das Gepäck tragen muß.

Auf der Alp hat jeder Hirt seine eigene kleine Wohnung mit einer Pritsche zum Schlafen, oder er übernachtet in einer der Haupthütten, die aus Küche, Schlafzimmer und Vorrathskammer bestehen. Gut abgerichtete Hunde bewachen die Heerden und rufen bellend die Herren, wenn ein Raubthier kommt; dem Fremden gehen sie entgegen und begleiten ihn schweigend, aber wehrend, daß er den Schafen naht.

Kaum haben diese Schafhirten die Alp bezogen, so kommen die Metzger, um fette Waare, d. i. die castrirten Widder, zu erhandeln; und freilich ist das Fleisch sehr fett, aber auch hart und unschmackhaft. Das Fleisch der gefallenen Schafe bringen die Hirten ebenfalls in den Handel; sie salzen es nämlich, nach ausgeschnittenen Knochen, ein, spannen es mit Stäben auseinander und dörren es auf Stangen; und sollte man es meinen, in Italien gibt man für das Pfund solch lufttrockenen Fleisches 24 Kreuzer. Wolle erhalten sie reichlich von ihren Schafen,

aber sie ist ziemlich grob und wird nur zu Uniformtuch und Bettdecken verwendet. Dafür müssen diese Thiere auch ihre Milch, besonders zu den berühmten zweipfündigen Schafkäschen, liefern, wozu jedoch ein beträchtlicher Theil Ziegen- und Kuhmilch gehört. Die Ziegerchen, welche äußerst fett und süß sind, werden als Delicatesse in Graubündten verspeist, und der zweite herbe Zieger mit der rückständigen Molke bildet eins der hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Schäfer, wozu sich noch Wasserpolenta aus Mais oder Hirse zählt.

Im September treten die Schäfer ihren Rückzug an; Geräthe und Bettdecken werden auf die Esel gepackt: es geht in die wärmeren Auen von Brescia, von Crema, am untern Tessin. Den zurückgelassenen Schafdünger aber verpachtet die Regierung des Kantons um ansehnliches Geld an Privatleute — zur Salpetergewinnung.

Die Mokanen und Tschobans.

(Nach Franz Obert.)

In den siebenbürgischen Grenzgebirgen vom Ojtoscher- bis zum Eisernenthor-Paß wohnen romänische Schafzüchter, welche Mokanen heißen; wohl 20,000 Familien stark, welche sich einzig und allein von ihren Heerden ernähren, deren Werth man auf 14 Millionen Gulden veranschlagt. Diese Heerden bringen den Winter in der Moldau und Walachei, in Bulgarien und der Dobrudscha zu, wofür ein bestimmtes Weidegeld bezahlt wird. Die Gesammtzahl der Schafe, welche jährlich aus Siebenbürgen in die benachbarten Tiefebenen getrieben werden, beträgt 2—2$^1/_2$ Millionen; viele verweilen auch im Sommer in der Türkei. Die Hauptnutzung von diesen Schafen bildet die Wolle; nicht geringe Summen werden aber auch aus dem Verkauf der Hammel und Widder, der Lämmer, Käse und Felle gezogen.

Des Mokanen wetterhartes Antlitz, der zottige Pelz, die fußhohe Mütze von Lämmerfell, das im Sommer durch Bestreichen mit Fett oder Milch wasserdicht gemachte Hemd, die

Hose von Halinatuch, die tiefen Sandalen: Alles deutet darauf hin, daß er selten unter Dach und Fach kommt. Das gilt noch mehr von seinen Knechten, den Cschobans, deren Lohn nicht in Geld, sondern in einem gewissen Antheil an dem Ertrag der Heerden besteht, sodaß der Cschoban durch langjährigen treuen Dienst, wenn ihm das Glück günstig ist, in den Besitz einer kleinen Heerde gelangt und dann selbst als Mokan Knechte hält. Wenn ihm das Glück günstig ist! denn die Schafe leiden nicht selten bedeutend in feuchten Nachwintern; es erlagen z. B. in Bulgarien allein an 30,000 Stück dem heftigen Froste, der im März des Jahres 1847 einfiel.

Bei jeder Heerde finden sich zweierlei Knechte: Melkknechte und eigentliche Hutknechte. Die ersteren befassen sich ausschließlich mit der Käsebereitung und mit Melken, wozu sie die Heerde in einen Einfang treiben. Die letzteren sind Tag und Nacht bei den Heerden, die auf der Alpenweide in zwei Abtheilungen getrennt werden, wobei der einen die Mutterschafe mit den Sauglämmern, der andern die Melkschafe zufallen.

Mokanen und Cschobans leben von kärglicher Nahrung. Polenta aus grob gemahlenem Maismehl mit Milch, Zieger, Brünse (d. i. gegohrenem und gesalzenem Süßkäse), während der Fastenzeit mit Zwiebeln und Knoblauch: das ist ihr einziges Nahrungsmittel. Brod ist ihnen fast unbekannt. Oft würzen sie das Mahl mit Schwämmen, in deren Auffinden sie sehr geschickt sind.

Die Sennenhütten der Mokanen bestehen aus zwei Theilen, der Milch- und Käsekammer und der Küche, die zugleich Wohn- und Schlafzimmer ist. Inmitten derselben liegt eine derbe Steinplatte am Boden: Heerd und Feuerstelle zugleich. An einem Krahne über dem offenen Feuer, dessen Rauch sich durch die Luken der Balkenwände und des Daches träge hindurchwindet, hängt der Polentakessel mit dem unentbehrlichen Rührknebel. Wenn einmal ein Fremder einkehrt, — der bringt gewiß Wein oder Branntwein mit — da hat der Hirt einen fröhlichen Abend und wird auch gesprächig, was er sonst nicht ist. Denn

Mokane und Eschoban sind nicht nur verschlossen, sondern auch tückisch und boshaft, und es soll gar nichts Gemüthliches an sich haben, allein und unbewaffnet in einer solchen Sennhütte zu übernachten.

5.

Das Schaf in poetischer und künstlerischer Verwendung.

Das Schaf in Heerden.

Wer hat die schönsten Schäfchen?
Die hat der gold'ne Mond,
Der hinter unsern Bäumen
Am Himmel droben wohnt.

So singt der Dichter Hoffmann von Fallersleben den Kindern vor und meint damit die Sterne. Die poetische Anschauung des Volkes aber hat schon lange zu Schäfchen jene fiedrigen Haubenwolken (cirrocumuli) gemacht, welche, in kleiner, abgerundeter Gestalt und fein wie Federwolken, sich reihen- oder gitterweise am Himmel verbreiten, die höchsten Gebirge überschweben und gewöhnlich die Begleiter trockener Tage oder die Vorboten heitern Wetters sind.

Diese poetischen Vergleiche setzen voraus, daß weidende Schafe auf einer Aue einen lieblichen Anblick gewähren. Und das ist auch so. Wir sehen sie gern, weil es so stillfriedlich ist, wenn die helle Schaar auf grüner Wiese so langsam dahinzieht; weil es so lachend ist, wenn hüpfende Lämmer daruntergemischt sind. Da unser Gefühl bei solchem Anblick ruhig-angenehm gestimmt wird, haben Dichter nicht versäumt, dasselbe bei uns hervorzurufen, indem sie ein solches Bild in Worten unserer Phantasie vorzauberten. Der Maler auch staffirt nicht ungern seine Landschaft mit einem Trupp dieser Thiere, und Musiker verschmähten nicht, in langsamen, dazwischen hüpfenden Tongängen und unter Nachahmung der Hirtenflöte eine weidende Schafheerde uns zu versinnlichen.

Das Hüpfende der Lämmerheerde hat Heinrich Heine zum Bilde genommen für die Wellen im „Untergang der Sonne" („Buch der Lieder"):

Die rauschende Flutgewalt
Drängt ans Ufer die weißen Wellen,
Die lustig und hastig hüpfen,
Wie wollige Lämmerheerden,
Die Abends der singende Hirtenjunge
Nach Hause treibt.

Auch das ferne Geblöke — besonders das Rufen der Mütter nach ihren Lämmern — geht nicht an unserer Seele vorüber, ohne an ihr zu rühren; und dieses Bild gebraucht Homer der Göttliche in Folgendem:

Trojas Volk; wie die Schafe des reichen Manns in der Hürde
Zahllos stehn und mit Milch die schäumenden Eimer erfüllen,
Hebend ein stetes Geblök, da der Lämmer Stimme gehört wird:
Also erscholl das Geschrei im weiten Heere der Troer;
Denn nicht gleich war allen Getön, noch einerlei Ausruf;
Vielfach gemischt war die Sprach' und mancherlei Stammes die Völker.

Sogar das „zahllos" — die große Menge, in welcher Schafe gewöhnlich beisammen zu schauen sind — ist poetisch genutzt worden in:

So viel Stern' am Himmel stehen, . . .
So viel Schäflein, als da gehen:
So viel mal sei du gegrüßt!

Das Schaf im Einzelnen.

Poetisch ist das Schaf in Heerden; einzeln nicht, wenigstens nicht das weibliche und der Hammel! Wer denkt nicht an Das zurück, was Scheitlin hierüber sagt?

Und doch! Ist ein Lämmlein nicht ein heiteres, ein rührendes Bild, wenn es Kinder streicheln, wenn es mit seidenem

Bändchen und silbernem Glöcklein der jungen Herrin folgt? Auch den Maler dünkte es schön, und er schuf die idyllische Scene auf die Leinwand.

Aber der Widder! Ist er nicht ein Bild der Kraft? Kann er nicht zornig werden? Der spanische mit seinen spiralförmig gewundenen Hörnern greift sogar Hunde an und macht dem sich wehrenden Manne zu schaffen. Und zwei im Kampfe der Köpfe — nicht der Gedanken — rennen zusammen, daß es kracht, und enden nicht, bis das Blut über die Augen läuft. Bekam nicht der Mauerbrecher, die gewaltige Sturmmaschine der Griechen und Römer, den Namen Widder? — Dichter und Bildner haben seine Zeichnung nicht verschmäht. Noch sieht man da, wo das ägyptische Theben gestanden hat, ganze Alleen in Stein gehauener Widder. Noch lesen wir in der „Ilias", wie der Troerkönig Priamus die Fürsten der Griechen mustert und sein Auge auf Ulysses haftet und er bewundernd spricht:

Seine Wehr' ist gestreckt zur nahrungsprossenden Erde,
Doch er selbst, wie ein Widder, umgeht die gerotteten Männer;
Gleich dem Bocke erscheinet er mir, dickwolligen Vließes,
Welcher die große Trift weißschimmernder Schafe durchwandelt.

Und in der „Odyssee", wie Ulysses, da er aus der Höhle des Cyklopen Polyphemus zu entkommen sucht, sich heimlich unter dem Bauche des Leitbockes angeklammert hält! Polyphemus, geblendet, sitzt an der Höhlenthür und befühlt den Widder und spricht verwundert:

Böckchen, o Freund, wie trabst du so hinter der Heerd' aus dem Felsen?
Nie ja duldest du sonst, daß andere Schafe vorangehn,
Sondern zuerst ereilst du die Flur voll Gräschen und Blümlein,
Mächtigen Schritts; auch zuerst an strömende Bäche gelangst du;
Und auch zuerst in den Stall arbeitest du wiederzukehren.

6.

Sprichwörter-Erläuterungen.

Im kurzgefaßten Bild für menschliches Wesen und Handeln ist das Schaf nicht wenig vertreten.

Ein Schaf ist wohl fromm, es grast aber genau. — Das kann heißen: Es ist nichts so Besonderes, wenn fromme Leute geizig sind; kann aber auch meinen: Du darfst noch so rechtschaffen und edel sein, strenge Wirthschaftlichkeit ist dir deswegen auch anzuempfehlen, damit du nicht blos im Sittlichen, sondern auch im Oekonomischen (in Sachen der Einnahme) fest gegründet dastehst.

Wenn die Schafe blöken, fällt ihnen das Futter aus dem Maul. — Das bedeutet: Ueber dem lauten, vielen Schwatzen, wie etwas sein sollte und müßte, oder wie man es thun will, geht leicht das Ausführen und Bessermachen verloren. Wenig reden, doch handeln — sei dein Satz!

Wer sich zum Schafe macht, den fressen die Wölfe, — ist wie: Wer sich zum Esel macht, muß Säcke tragen; aber auch so viel als: Wer flieht, wird verfolgt, und in einem Sinnspruch:

Wer kühn sich macht,
Der mag wohl siegen,
Wer grün sich macht,
Den fressen die Ziegen.

Wo ein Schaf vorgeht, folgen die andern nach — das ist ein Bild der großen Masse unter den Menschen, im Guten wie im Bösen. Schreit nur erst einer einen Tadel in die Welt hinaus, wirst hören, wie viele Stimmen nachblöken; und der Tadel kann höchst ungerecht sein. Da heißt es dagegen vom Edlen:

Und der betrog'nen Menge setzt er still
Gerechter Achtung Vollgewicht entgegen.

Aber auch, wo's einmal einen Schritt zum Bessern gilt — im Oekonomischen und Gewerblichen, oder auch in höhern Dingen — da hilft oft keine noch so klare Auseinandersetzung: wenn man nur erst einen hätte, der praktisch damit vorginge, die Andern würden wohl folgen! Und in dieser Beziehung sagt Lessing: „Nicht das Geschrei, sondern der Aufflug einer Ente bringt die übrigen zum Steigen"; und Goethe:

Wage nur, dich zu erdreisten,
Wenn die Menge zaudernd schweift.
Alles kann der Edle leisten,
Der's versteht und keck ergreift.

Man soll die Schafe scheeren, aber nicht rupfen — man will ja blos ihr Wollproduct, nicht aber ihnen wehe thun. Wenn man Jemandes Dienste in Anspruch zu nehmen hat, soll man das immer billig und mit rücksichtsvoller Behandlung thun. Es soll ja auch ein Geschäftsmann seinen Gewinn haben, wie er in der Natur der Sache liegt, aber schnellen und prellen soll er die Leute nicht.

In einem Schafstall kann ein Kalb König sein — unter Blinden kann's der Einäugige. Thut sich da Mancher viel darauf zu Gute, daß er in einer gewissen Gesellschaft Nummer Eins, „der wahre Schockschwerenöther" ist, ohne den es gar nicht fortgeht. Wär' ihm aber wahrscheinlich viel zuträglicher für seine Bildung, des Geistes und Herzens, wenn er in einer andern Gesellschaft eine bescheidenere Stellung einnähme. Der cäsarische Ehrgeiz, lieber der Erste im Dorf, als der Zweite im Staate zu sein, ist ganz und gar nichts werth.

Wenn das Schaf geschlachtet ist, thut ihm das Fell nicht weh. (Arabisch.) Einst sprach Ben Subeir zu seiner Mutter Esma: „Der Hedschadsch verheißt mir Sicherheit, wenn ich mich zu ihm hinausbegebe." Da sprach sie: „Daß du sterbest an Wunden, ist mir lieber, als daß du sterbest gebunden." Er sprach: „Ich fürchte, wenn er mich durch Gewalt

gefangen bekommt, wird er meinen Leichnam mißhandeln." Sie sprach: „Wenn das Schaf geschlachtet ist, thut ihm das Fell nicht weh." Darauf wehrte er sich, bis er unterlag und auf Mina kopfunterwärts gekreuzigt wurde.

7.

Fabeln.

Das Schaf kann man in der Fabel nicht gut brauchen, weil es für sich ohne alle Handlung ist; es läßt sich aber bethören vom Wolf im Schafskleid. Das Lamm kommt vor wegen seiner kindlichen Stellung und weil es etwas mehr ausgelassen ist; wer kennt nicht das: „Ein junges Lämmchen weiß wie Schnee" rc.? Ferner, als ganz unschuldiges Wesen, wird es nach dem Lauf der Welt das Opfer ruchlosen Unrechts.

Wolf und Lamm.

Wenn man einmal an einen will,
Verhalt' er sich auch noch so still,
Er kränk' uns nicht, thu' seine Pflicht:
An einem Grund gebricht es nicht,
Man holet aus der Luft ihn traun,
Man bricht die Ursach' von dem Zaun.

Der Wolf war an des Baches Quelle,
Das Lamm an einer untern Stelle;
Da ging der Wolf zum Lamm und sprach:
„Was trübst du, Frevler, mir den Bach?"
„Wie kann das sein?" das Lämmchen spricht.
„Fließt doch bergauf das Wasser nicht!"
„So hast du", schreit der Wolf, „indessen
Ich trank, mir ein Stück Fleisch gefressen!"
Spricht jenes: „Ginge das wohl an?
Zu Gras und Korn nur taugt mein Zahn."
„Du leugnest noch? Das gilt dein Leben!"
Der Wolf zerriß das Lämmchen eben.

Aus einem Stücke der poetischen Thiersage, des jungen Wolfs Abenteuer, nehmen wir heraus:

Der Rechtsstreit der Widder.

Es kam der Wolf zu einer Wiesen,
Wo eben mit den Hörnern stießen
Zwei Widder auf einander los.
„Fürwahr, das ist doch kurios!
Was treibt ihr wunderlichen Leute?"
„O gut, daß du gekommen heute",
Rief einer von den Widdern, „hört
Die Sach', die unsern Frieden stört!
Der Vater starb und ließ zurück
Ohn' Testament dies Wiesenstück.
Nun streiten wir, wem es soll sein,
Ein jeder will's für sich allein.
Sei Richter! Tritt in uns're Mitte;
Wir treten rückwärts ein'ge Schritte
Und laufen dann zu gleicher Frist
Nach dir hin: wer der erste ist,
Dem sei die Wiese ganz allein;
Der andre mag dein eigen sein."

„Das nennt man Sporteln!" sprach bei sich
Der Wolf, „als Richter nähr' ich mich."
Stellt' also sich in ihre Mitte;
Sie traten rückwärts ein'ge Schritte,
Dann aber rannten sie mit Macht
In seine Seiten, daß es kracht'
Und er zusammenbrach — das Paar
Wohl eilig von dem Platze war.

Als Wölflein wieder zu sich kam,
Knirscht' es und hing den Kopf vor Scham.

„Das nenn' ich einen saubern Streich!
Das war ein bitterer Vergleich!
Doch kann die Lehr' ich daraus leiten:
Das Richteramt hat schlimme Seiten."

Bellyn der Widder.

In „Reineke Fuchs", der gottlosen Weltbibel, wie Goethe dieses Thierepos nennt, ist der Widder Bellyn bei Hofe angestellt; es heißt:

Und es hatte der König den Widder zu seinem Kaplane;
Alle geistlichen Dinge besorgt' er, es braucht' ihn der König
Auch zum Schreiber.

Aber wie schmählich bringt ihn der heillose Schelm Reineke zu Falle, indem er ihm heimlich das Haupt des gemordeten Hasen Lampe ins Ränzel steckt, indem er vorgibt, es seien wichtige Briefe, und den Widder zum König sagen läßt:

— wir haben sie beide zusammen
Ausgedacht; Ihr findet subtil die wichtigsten Sachen
Abgehandelt, und was sie enthalten, das hab' ich gerathen.

Das war des Widders Bellyn Tod, denn er wurde dem Bär und dem Wolf preisgegeben.

8.
Ein Märchen.

Das Lämmchen und das Fischchen.

Es war einmal Brüderchen und Schwesterchen, die hatten sich herzlich lieb; sie spielten aber oft auf der Wiese vor einem Haus, woran ein Teich war; da liefen sie singend und schäkernd hin und her. Das sah die Hexe, die in dem Haus wohnte, die ärgerte sich und verwünschte beide; da wurde das Brüderchen ein Fisch und das Schwesterchen ein Lämmlein. Das Fischchen

schwamm traurig im Teich hin und her, und das Lämmchen ging daneben auf der Wiese hin und her und fraß kein einzig Hälmchen vor Herzeleid.

Einmal hatte die Hexe Gäste, da rief sie den Koch und sprach: „Hol' mir doch das Lamm von der Wiese und schlacht' es, wir haben sonst nichts." Da ging der Koch hin und holte das Lämmchen, führte es in die Küche, band ihm die Beinchen und wetzte sein Messer an der Schwelle. Das sah das Fischlein, da schwamm's im Wasser vor den Gossenstein und rief hinauf:

> Ach Schwesterchen in der Höh',
> Wie thut mir doch mein Herz so weh'
> In dieser tiefen See.

Das Lämmchen antwortete:

> Ach Brüderchen im tiefen See,
> Wie thut mir doch mein Herz so weh!
> Der Koch, der wetzt das Messer,
> Will mir mein Herz durchstechen.

Wie der Koch hörte, daß das Lämmchen sprechen konnte, erschrak er und dachte, das müsse kein natürliches Lamm sein, sondern ein von der Hexe verwünschtes Kind. Da sprach er: „Sei ruhig, ich will dich nicht schlachten;" verschaffte sich ein anderes Lamm, das er schlachtete, und bereitete es den Gästen; das verwünschte Lämmchen brachte er aber zu einer Bäuerin, und der erzählt' er, wie's ihm gegangen wäre. Das war nun gerade die Mutter von den beiden Kindern, und war sehr in Aengsten gewesen; nun wußt sie, wie sie daran war, und ging zu einer weisen Frau, die einen Segen über das Lämmchen sprach. Da war's wieder das Kind. Dann sprach sie auch einen Segen über das Fischchen im See, und da war's wieder das Brüderchen. Und Schwesterchen und Brüderchen zogen mit der Mutter fort in ein Waldhäuschen, weit, weit von der bösen Hexe, und da lebten sie glücklich und zufrieden.

9.

Das Schaf in der Religion und Mythologie.

Ammon.

In Aegypten, wo man die Thiere verehrte, hatte man auch den Himmel in Thierzeichen abgetheilt, und der Widder bezeichnete den Eintritt des Frühlings. Der Widder, das Thier, war ihnen ein Bild fruchtbringender Kraft, und einen Gott dachten sie sich, der Widdergestalt habe. Die Einwohner des Bereichs, wo dieser Gott seinen Haupttempel hatte, enthielten sich deshalb des Schlachtens der Schafe und opferten Ziegen, wie im Gegentheil Andere, die den Tempel des Bocksgottes Mendes (griechisch: Pan) in ihrer Landschaft hatten, sich der Ziegen enthielten und Schafe schlachteten.

Ammon hieß dieser Widdergott; unzählige Tempel besaß er im hundertthorigen Theben, darunter einen, der $1/_3$ Meile im Umfang hatte. Auch bei den Ammoniern in der afrikanischen Wüste ward er verehrt; dort, unter den Palmen einer Oase, stand sein berühmtes Orakel. Den Tempel, geschmückt mit der Statue von geschmolzenen Smaragden und andern Edelsteinen, umschloß eine dreifache Mauer, innerhalb welcher die Wohnungen des Königs und seiner Familie, der Dienerschaft und des Kriegsheeres, jegliche von einander abgeschlossen, sich befanden. Die Wohnungen der königlichen Familie waren natürlich in der innersten Ringmauer. Außerhalb der Festung aber waren die prächtigen Landhäuser der Priester.

Bacchus sollte, griechischer Sage nach, diesen Tempel gegründet haben. Als er auf seiner Weltfahrt auch durch diese Wüste kam und mit seinem Heer dem Verschmachten nahe war, da erschien plötzlich ein Widder, und diesem folgend, trafen sie auf den frischen Quell der Oase. Wer anders mochte dieser Retter in der Noth gewesen sein, als ein Gott in Widdergestalt? Wer anders als sein eigener Vater Zeus? So sollte Bacchus

gedacht und dem Zeus Ammon, dem Widdergott Zeus, hier eine Stätte der Verehrung errichtet haben.

Auch Herkules, der sich einen Sohn des Zeus nannte, kam, so sagte man, zum Tempel des Ammon in Theben, und er wollte durchaus die Gottheit sehen, Zeus aber wollte sich nicht sehen lassen. Und Folgendes erzählten die Thebäer dem Griechen Herodot: „Als Herakles durchaus darauf bestand, ersann Zeus folgende List: er zog einem Widder die Haut ab und schnitt ihm den Kopf ab und hielt sich den Kopf vor und that das Vließ um, und so zeigte er sich ihm."

Ein Heer von 50,000 Mann sandte der Perserkönig Kambyses von Aegypten aus, um den berühmten Tempel der Ammonier zu erobern. Aber keiner kehrte zurück aus der öden Wüste; Sandwirbel verschütteten das Heer.

Alexander der Große dagegen, welchen schon die delphische Pythia, Apollo's Priesterin, unwiderstehlich genannt hatte, gelangte in den Tempel hinein und ward von den Priestern als Ammon's Sohn begrüßt.

Die Verehrung dieses Widdergottes erklärt man aber auch so, daß ein gewisser Ammon dort und in Theben zuerst die Schafzucht eingeführt habe und deshalb nach seinem Tode unter dem Bild eines Widders vergöttert worden sei.

„Widder also", berichtet Herodot, „opfern die Thebäer nicht, sondern die sind ihnen heilig. Doch an einem Tage des Jahres, am Feste des Zeus (dem thebäischen Frühlingsfest), schlachten sie einen Widder und ziehen ihm die Haut ab und bekleiden das Bild des Zeus damit, und sodann tragen sie ein Bild des Herakles zu ihm, und wenn sie dieses gethan, so schlagen sich an die Brust alle, die um den Tempel sind, des Widders wegen, und dann begraben sie ihn in dem heiligen Sarge."

Agni.

In Indien wurde der Gott des Feuers, Agni, auf einem Widder reitend gedacht; und so beschreibt man uns das Opfer, das ihm am Hulifeste dargebracht wird:

„Nachdem über dem Widder viele Gebete gesprochen, wird ihm die Leber genommen, diese in warmer Milch gewaschen und mit frischer Butter bestrichen, sodann in der Sonne und hierauf im Feuer gebraten. Nachdem dies geschehen, legt man sie an einen besondern Ort. Nun wird der ganze Widder im Feuer verbrannt und der Geruch davon durch Weihrauch und rothes Sandelholz vertrieben. Ist das Opfer vom Feuer verzehrt, so werden die Ueberbleibsel der Leber an die umstehenden Brahmanen vertheilt, die sie sogleich verschlucken müssen. Von dem Opferfeuer nimmt der Oberpriester mit nach Hause und muß es zeitlebens unterhalten, denn der Scheiterhaufen, der einst des Brahmanen Leiche verzehren soll, wird mit diesem Feuer angezündet.“

Aus Griechenland.

Die Griechen, welche den ägyptischen Ammon für ihren Zeus erklärten, verehrten diesen als Widdergott auf der Spitze des Berges Oeta in Thessalien; dahin zogen alljährlich die Jünglinge, in Widderfelle gehüllt, und flehten ihn an um den Segen der Fruchtbarkeit. Sonst war auch der Widder dem arkadischen Hirtengott Pan heilig, und Kriophoros (Widderträger) hieß Hermes (Merkur) zu Tanagra in Böotien, weil er, um die Pest abzuwenden, einen Widder um die Stadt getragen und ihn dann dem großen Gott geopfert hatte. Diese Handlung ward fortan jedes Jahr feierlich wiederholt, und der Jüngling, welcher den Widder trug, empfing den Namen Kriophoros.

Das goldene Vließ.

(Eine griechische Sage.)

Phrixus und Helle waren die Kinder des Königs Athamas. Athamas aber verstieß deren Mutter Nephele und heirathete die Ino, ein böses Weib. Aus Haß bestach diese in einem unfruchtbaren Jahr das Orakel, daß es dem König gebieten mußte,

seine Kinder zu opfern. Und schon war dieser für das Heil des Landes dazu bereit: da kam Nephele herbei — sie hatte von Hermes einen Widder göttlicher Abkunft erhalten, der hatte ein goldenes Fell, konnte reden und fliegen. Er nahm die Kinder auf seinen Rücken und flog davon. Helle ward ängstlich, da sie über das Meer kamen, fiel herab und ertrank — wovon noch heutigen Tages das Meer dort Hellespontos (Helle's Meer) heißt — Phrixus aber gelangte glücklich nach Kolchis zum König Aeetes. Dort befahl ihm der Widder selber, daß er ihn dem Mars opfern solle; und als dies geschehen, hing der König das goldene Vließ desselben im heiligen Hain an einem Baum auf und ließ es behüten durch einen feurigen Drachen.

Vom goldenen Vließ, als einem großen Schatze, sprach man in Griechenland lange Zeit, und manche Fürsten gelüstete darnach. Aber der Weg war weit, das schwarze Meer gefährlich; unwirthlich, von feindseligen Männern bewohnt waren die Küsten, und noch hatte kein Grieche von der Küstenfahrt weg sich über ein Meer gewagt. Um das goldene Vließ aus Kolchis zu holen, baute man das erste Langschiff, das die offene See halten konnte: die Argo. Des goldenen Vließes wegen vereinigten sich um Jason die größten Helden der Zeit — ein Herkules und Orpheus, ein Theseus und Peleus, ein Kastor und Pollux u. a. m. — und sie bestanden Mühseligkeiten und Kämpfe der größten Art: Abenteuer, von denen die Griechen bis in die späteste Zeit nicht genug zu singen und zu sagen wußten. Das war der Argonautenzug.

An diesen Argonautenzug, als ein Vorbild für den beabsichtigten Kreuzzug nach Syrien, dachte Philipp der Gute von Burgund, als er den nachmals so berühmten Orden vom goldenen Vließ stiftete, welcher jetzt der höchste österreichische und spanische Ritterorden ist. Die Decoration desselben besteht aus einem goldenen Widderfell, darüber ein blau emaillirter Feuerstein mit der Devise: Pretium laboris non vile (Der Preis der Müh' ist nicht gering). Er wird getragen von einem

rothen Bande, bei Festlichkeiten von einer aus flammensprühenden Feuersteinen und Feuerstählen gebildeten Kette.

Ein griechisches Lammopfer.

Paris von Troja (mit anderm Namen Alexandros) hatte die Gattin des lakedämonischen Königs Menelaos, die wunderschöne Helena, geraubt. Die Griechen unternahmen den Rachezug nach Troja, welchen die „Ilias" Homer's unsterblich besingt. Vor Troja standen sie schon jahrelang im Feld, als einst der Vorschlag gemacht wurde, daß Menelaos mit Paris im Einzelkampfe die Sache zur Entscheidung bringen solle. Man ging darauf ein, und Menelaos sprach:

Wem nunmehr von uns Beiden der Tod und das Schicksal bevorsteht,
Solcher sterb'! ihr aber versöhnt euch eilig und scheidet.
Bringt zwei Lämmer herbei: dem Helios*) weiß und ein Böcklein,
Schwarz der Erd' und ein Weibchen; ein anderes bringen dem Zeus wir . . .

— die stattlichen Herolde jetzo
Führten die Bundesopfer herbei; auch Wein in dem Kruge
Mischten sie, sprengeten dann der Könige Hände mit Wasser.
Atreus Sohn, ausziehend mit hurtigen Händen das Messer,
Das an der großen Scheide des Schwerts ihm immer herabhing,
Schnitt vom Haupte der Lämmer das Haar; und die Herolde jetzo
Theileten rings der Troer und Danaer edlen Gebietern.
Laut dann fleht' Agamemnon empor mit erhobenen Händen:

„Vater Zeus, ruhmwürdig und hehr, du Herrscher von Ida!
Helios auch, der Alles vernimmt und Alles umschauet!
Auch ihr Ström' und du Erd', und die ihr drunten die Geister
Ruhender Menschen bestraft, wer hier Meineide geschworen!

*) Sonnengott.

Seid uns Zeugen ihr all' und bewahrt die Schwüre des Bundes!
Wenn den Held Menelaos vielleicht Alexandros erleget,
Dann behalt' er Helena selbst und die sämmtlichen Schätze;
Doch wir kehren zurück in meerdurchwandelnden Schiffen.
Aber erliegt Alexandros dem bräunlichen Held Menelaos:
Dann entlassen die Troer das Weib und die sämmtlichen Schätze;
Buße zugleich den Argeiern bezahlen sie, welche geziemet . . ."

Sprach's, und die Kehlen der Lämmer zerschnitt er mit grausamem Erze.
Beide legt' er nunmehr, wie sie zappelten, nieder im Staube,
Matt aushauchend den Geist, da die Kraft vom Erze geraubt war.
Hierauf Wein aus dem Kruge, geschöpft mit goldenen Bechern,
Gossen sie aus und flehten den ewig waltenden Göttern.

Jüdisches Opfer von Widder und Lamm.

Die Opfer aller alten Völker waren ursprünglich Menschenopfer — bot man der Gottheit doch die eigenen Kinder, die Erstgeburt, ja selbst das einzige zur Sühne dar! — Später ward als Stellvertreter ein Thier, zur Sühne, wie mehrentheils vorkommt, das wichtigste Hausthier, ein Widder, geschlachtet.

Eine Spur hiervon findet sich auch in der Bibel (1. Mos. 22), wo Abraham seinen Sohn Isaak opfern will und ein Engel ihm Einhalt gebietet. „Da hob Abraham seine Augen auf, und sahe einen Widder hinter ihm in der Hecke mit seinen Hörnern hangen; und ging hin und nahm den Widder und opferte ihn zum Brandopfer an seines Sohnes Statt."

Im zweiten Buch Mosis, Kap. 12, wird den Kindern Israel das Schlachten des Osterlamms anbefohlen: sie sollen es am Feuer braten, sein Haupt mit seinen Schenkeln und Eingeweiden, und sollen es essen, wo aber etwas übrig bleibt, es mit Feuer verbrennen. Sie sollen zum Zeichen das Blut davon an die beiden Pfosten und die Schwelle der Thür streichen, denn in dieser Nacht will Gott alle Erstgeburt schlagen in Aegyptenland; wo er aber das Blut sieht, will er vorübergehen.

Zum Gedächtniß dessen sollten sie nun fortan jedes Jahr das Osterlamm schlachten und essen. „Wer aber rein und nicht über Feld ist und läßt anstehen das Passah zu halten, deß Seele soll ausgerottet werden von seinem Volk; darum, daß er seine Gabe dem Herrn nicht gebracht hat zu seiner Zeit; er soll seine Sünde tragen." (4. Mos. 9, 13.)

Agnus Dei.

Auch Christus aß mit seinen Jüngern das Osterlamm; denen aber war es nach seinem Opfertod nicht mehr nöthig, das Passah zu halten: Christus war ihnen selbst „Gottes Lamm, welches der Welt Sünden trägt" (Joh. 1, 29). Und Paulus schreibt 1. Kor. 5, 7: „Wir haben auch ein Osterlamm, das ist Christus, für uns geopfert"; sowie auch Petrus 1, 19: „Ihr seid erlöset . . . mit dem theuren Blute Christi, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes."

Darum nun bekamen die in den ältesten Christenbund neu Aufgenommenen (die Täuflinge) einen Wachsabdruck von der Figur eines Lammes, das war das Erkennungszeichen; und die Kinder der ersten Christen trugen das Bild eines Lammes am Hals als Talisman. Ja, Christus wurde lange Zeit unter dem Bild eines Lammes dargestellt und verehrt;*) ihm erschallt noch jetzt in katholischen wie protestantischen Kirchen der Gesang:

Agnus Dei, qui tollit peccata mundi!
O du Gottes-Lamm, das der Welt Sünde trägt!

10.

Symbolisches vom Lamm aus China.

(Als Nachtrag.)

Im „Schi-king", einem heiligen Buche der Chinesen, welches alte, von Confucius (um 550 vor Chr.) gesammelte, Volks-

*) Im Jahre 692 ward dies in der morgenländischen Kirche verboten.

lieder enthält, finden wir folgendes, durch Fr. Rückert verdeutschte, Gedicht:

Seine Diener und der Kaiser.

Jedem Kaiserdiener sind
Zwei Verbrämungen beschieden:
Innenher ein Lammfell mild,
Für des Reiches innern Frieden;

Rauhes Pardelpelzgewand
Außenher, ein Bild des Sieges,
Denn des Friedens Unterpfand
Sind die Rüstungen des Krieges.

An des Kaisers Leib allein
Ist die Zwiespalt ganz vermieden:
Reines Lammfell hüllt ihn ein,
Ganz ein tiefer, heil'ger Frieden.

VI.

Der Affe.

[illegible] [illegible], finden wir folgendes, durch Fr. Rückert verdeutschtes Gedicht:

Seine Diener und der Kaiser.

Jedem Kaiserdiener sind
Zwei Verbrämungen beschieden:
Innenher ein Lammfell mild,
Für des Reiches innern Frieden;

Rauhes Pardelpelzgewand
Außenher, ein Bild des Sieges,
Denn des Friedens Unterpfand
Sind die Rüstungen des Krieges.

An des Kaisers Leib allein
Ist die Zweiheit ganz vermieden:
Reines Lammfell hüllt ihn ein,
[illegible], der [illegible] Frieden.

Der Affe.

Der Affe gar possirlich ist,
Zumal wenn er vom Apfel frißt.

Ach ja! possirlich ist der Affe, namentlich das Aeffchen, welches die Schausteller vor ihren Buden haben, oder die Savoyardenknaben, Bären- und Kameelführer. Hei! wie klettert er da hoch auf in den Straßen, schwingt sich auf dem Seil! wie drollig sitzt er mit seinem Apfel auf dem grämlichen Kameel und grinst die lachende Jugend an! wie schalkhaft sucht er auf dem Haupte des sauertöpfischen Bären Kleinigkeiten! Nun vollends im Affentheater, wo gleich ein Trupp solcher Grinsgesichter beisammen sind und eine stumme, aber lebhafte Komödie spielen: jetzt ein Gastmahl vorstellen mit schelmischen Kellnern, jetzt die Belagerung von Sebastopol gegen kluge Hunde, jetzt eine lustige Bereiterei, oder „Müller und Schulze"!

Aber so harmlos sind nicht alle, und selbst diese nicht immer: es wird als Merkwürdigkeit hervorgehoben, daß die Affen im Alter boshafter, unziemlicher, dümmer werden. Selbst der Kopf des jungen Affen ist menschenähnlicher, das Gehirn größer; im Alter schiebt sich die Schnauze mehr hervor, die Stirn dagegen tritt zurück; der Gesichtsausdruck wird thierischer, das Gedächtniß verliert sich mehr und mehr. Einige, wie der Pavian mit seinem Hundskopf, sind immer boshaft; aber auch

bei jenen selbst, wo Sanftmuth vorherrschend ist, hat die Physiognomie nichts Edles. Das Gesicht wie das ganze Thier ist nur ein Zerrbild des Menschen.

Man hat den Affen dem Menschen ziemlich nahe gestellt, wegen seiner äußern Bildung, und weil er viel von unsern Sitten und Geschicklichkeiten anzunehmen geeignet sei. Aber seine Hände, obwohl er deren vier, ja der wickelschwanzbegabte sogar fünf hat, sie sind doch noch lange keine Menschenhände, die Alles darstellen, wozu sich nur unsere Intelligenz versteigen kann; auch der aufrechte Gang, zu welchem einige Arten hinneigen, ist nur ein jämmerlicher Versuch: kniekehlig und gekrümmt; auf einen ruhigen Gang am Boden ist überhaupt keiner angewiesen, und die Vierfüßigkeit ihrer Hände tritt stets hervor, wenn Müdigkeit oder zur Schnelle treibender Affect eintritt.

Sein Nachahmungstrieb ist allerdings sehr stark; aber das ist nicht genug, da dieser ebensowohl auf das Unzweckmäßige als das Zweckmäßige gerichtet ist, in welcher letztern Richtung sich erst das einsichtsvolle Verständniß — die Intelligenz — ausdrückt. Da sind Elephant und Pudel und Roß dem Affen voraus; sie gehen tiefer auf die Absichten der Menschen ein.

Jetzt haben wir den Affen ein wenig heruntergedrückt, weil man ihn gar zu nahe dem Menschen stellte; nun wollen wir ihn wieder steigen lassen.

Eine Sturmpetition.

Herr Forbes tödtete einst ein Weibchen des weißen Affen (Huneman, Entellus) und nahm den Körper mit sich in sein Zelt. Schnell wurde dieses von 40—50 Affen umringt, die unter großem Lärm und drohenden Geberden näher rückten, aber bei dem Anblick eines angeschlagenen Gewehres unschlüssig zu werden schienen. Nur ein altes, an der Spitze stehendes Männchen ließ sich nicht schrecken und fuhr in seinen Drohungen mit solcher Wuth fort, daß es fast schien, man werde nur durch

einen Schuß sich von ihm befreien können. Zuletzt näherte es sich dem Eingange des Zeltes und begann um den Körper der getödteten Aeffin mit allen Zeichen von Schmerz zu flehen. Man gab ihm die Leiche, die er nun mit wahrer Gattenliebe umarmte und zu seinen wartenden Kameraden trug. Dieses von den armen Thieren so kunstlos zu Tage gelegte natürliche Gefühl rührte den Jäger so, daß er sich gelobte, nie wieder Affen zu tödten.

Die Kinderwäsche.

Vom Siamang berichtet Herr Duvaucel Folgendes:

„Ein wunderliches und anziehendes Schauspiel, welches ich, doch mit einiger Vorsicht, oft persönlich belauscht habe, gewähren die Weibchen zu der Zeit, wo sie ihre Jungen an das Wasser bringen und ihnen, alles kindlichen Schreiens ungeachtet, die Gesichter waschen und somit auf die Reinlichkeit ihrer Nachkommen eine Aufmerksamkeit wenden, um welche in vielen Fällen die Kinder unserer eigenen Species die jungen Affen beneiden könnten.“

Der zärtliche Gesellschafter.

Das anhänglichste Thier, das ich kenne — sagt Marryat in seinem Tagebuch — ist der gewöhnliche braune Mongus, ein Geschöpf, das zwischen dem Eichhörnchen und dem Affen mitten inne steht und alle Lebhaftigkeit ohne die Bosheit des letztern besitzt. Unglücklicherweise stirbt er in unserm Lande, da er sonst gewiß die Katze ganz verdrängen würde. Er ist sehr reinlich und in einem Grade anhänglich, daß man es nicht glauben kann, wenn man sich nicht selbst davon überzeugt hat. Er springt auf die Schultern seines Gebieters, kommt zu ihm ins Bett, wickelt ihm seinen langen buschigen Schwanz wie eine Boa um den Hals und bleibt stundenlang so liegen, wenn es ihm gestattet wird. Ich erinnere mich eines solchen armen

Thierchens, das, sehr zum Bedauern seines Herrn, sterbend in seinem Körbchen lag. Unmittelbar vor seinem Verscheiden kroch es aus seinem Stroh heraus und begab sich nach der Hängematte seines Gebieters, wo es eben noch hinreichend Kraft hatte, seinen Platz auf dessen Brust einzunehmen und ihm den Schwanz um den Hals zu ringeln, um dann zu sterben.

Benett's Siamang gleicht einem Kinde.

Kapitän Benett hielt sich einen Siamang, zu den Gibbons oder Langarmaffen gehörig; zahm, freundlich, aber lebhaft, gefiel er sich in allerlei Späßen, stieg häufig in das Takelwerk des Schiffes und faßte besondere Neigung für einen kleinen Papua-Neger, mit welchem er nicht selten auf der Ankerwinde saß, indem er seinen Arm um den Hals des Kindes schlang. Wie Brüderchen kauten beide an einem Schiffsbrod; zuweilen rollten sie sich balgend auf dem Verdeck umher, und es war nur Spiel, wenn der Affe den Knaben mit seinen langen Armen umwand und mit Bissen bedrohte. Auch zu andern Bekannten kam er gern herbei, wenn man ihn bei seinem Namen rief, war aber leicht zu erzürnen, namentlich wenn er in etwas getäuscht oder gar eingesperrt wurde. Wie ein unartiges Kind überließ er sich seiner ganzen Heftigkeit, schrie, wälzte sich, warf Alles, was in seinen Bereich kam, von sich; erhob sich dann wieder und lief umher; wenn aber noch nicht sein Wille geschah, folgte die frühere Scene. Nach und nach schien er sich zu beruhigen, suchte aber durch List zu erreichen, was seiner Heftigkeit nicht gelang. — Kamen andere Schiffe in die Nähe, so war er hurtig auf der Mastspitze und sah jenen so lange nach, bis sie dem Gesichtskreis entschwunden waren.

Unter den verschiedenen Gegenständen in Benett's Kajüte hatte ein Stückchen Seife besondere Aufmerksamkeit bei ihm erregt; er suchte es öfter zu entwenden, ward aber entdeckt und ausgescholten. Eines Morgens bemerkte Benett, der mit Schreiben beschäftigt war, daß der Siamang wieder die Seife ins Auge

gefaßt hatte. „Ohne es ihn merken zu lassen", erzählt er selbst, „beobachtete ich ihn; gelegentlich warf er einen Blick nach meinem Platze. Ich nahm die Miene eines eifrig Schreibenden an, der Affe aber ergriff die Seife und suchte sich leise zu entfernen. Ehe er noch die Kajütenthür erreicht hatte, richtete ich einige ruhige Worte an ihn. Kaum war er zu der Ueberzeugung gelangt, daß ich sein Thun wohl bemerkt hätte, so kehrte er um, legte den Raub fast an demselben Orte nieder, wo er ihn weggenommen, und verrieth sowohl durch die erste als die zweite Handlung das Bewußtsein, Unrecht gethan zu haben."

Der sich selbst verleugnende Pavian.

Kapitän Marryat erzählt in seinem „Tagebuch auf dem Festlande" folgende interessante Anekdote:

„An Bord eines unter meinem Commando stehenden Schiffes hatte ich einen sehr großen Pavian vom Kap, einen Liebling von mir, und zugleich auch einen kleinen Knaben, der mein Sohn war. Wenn der Pavian saß, war er ungefähr ebenso groß wie der Knabe im Stehen. Der letztere hatte einen leidlichen Appetit und erhielt Mittags ein schönes Stück Butterbrod, mit dem er bis zum Diner ausreichen mußte. Ich war eben auf einer der Carronaden mit dem untern Sonnenrande beschäftigt, den ich in Berührung mit dem Horizont bringen wollte, als die unteren Gliedmaßen des Knaben in Berührung mit dem Pavian kamen, welcher wie Master Marryat eine starke Vorliebe für Butterbrod und zugleich einen weit stärkern Arm hatte, um sich diesen Leckerbissen zuzueignen. Der Affe mußte wohl glauben, daß der Knabe schon genug hätte, und entriß ihm seinen Imbiß, mit dem er kurze Arbeit machte, indem er ihn unverweilt in seine Backentaschen schob. Darüber schlug nun der Knabe ein Geschrei an und lenkte so meine Aufmerksamkeit auf diese Verletzung der Kriegsartikel, welchen der Pavian wie jede andere Person auf dem Schiffe unterworfen war; denn es steht ausdrücklich in der Einleitung zu jedem gesonderten

Artikel: „Alles, was in dem Schiffe ist, oder dazu gehört.“ Ich sprang von der Carronade herunter und bediente den Pavian, um seine Verdauung zu unterstützen, mit einer tüchtigen Affenration, die aus mehr Fußtritten als Halfpencen bestand. Der Meister meldete, der Himmel deute an, daß es zwölf Uhr sei, und ich befahl ihm mit der ganzen Demuth eines Kriegsschiffskapitäns, es so und so zu machen, worauf es gemacht wurde, und so entschwand dieser Tag. — Ich erinnere mich nicht, wie viele Tage seitdem verstrichen waren, als ich wieder um dieselbe Zeit wie gewöhnlich auf der Carronade war. Sämmtliche Parteien befanden sich genau in denselben Stellungen — der Meister an meiner Seite, der Pavian unter den Spieren, und der Knabe kam mit seinem Butterbrod aus der Kajüte. Wie das letztemal kam er wieder an dem Affen vorbei, der ihm abermals das Butterbrod entriß. Master Marryat schlug wieder ein Geschrei auf und weckte dadurch meine Aufmerksamkeit. Ich schaute herum, und der Affe wurde meines Blicks ansichtig, der ihm deutlich sagte, daß er bald etwas abfangen dürfte. Daß er dies fühlte, bekundete er dadurch, daß er dem Knaben augenblicklich sein Butterbrod zurückgab. Es ist mir kein ähnliches Beispiel bekannt, daß ein Affe einer solchen Selbstverleugnung fähig ist, wenn sein Magen in Frage kommt.“

Geschichten vom Orang-Utang und Tschimpanse.

Der Naturforscher Friedrich Cuvier besaß einen Orang, welcher eine Weinbouteille sehr gut zu handhaben wußte; er zog den Stöpsel heraus und trank. Sein Lager schüttelte er selber auf und besorgte sich auch wohl ein Kopfkissen, indem er Heu in einen Lappen wickelte. Er öffnete das Schloß seiner Kette mit einem Schlüssel, wischte die Dielen mit einem Lappen ab, wenn er sie verunreinigt hatte; er kehrte beschmutzte Stiefeln ab, löste Schuhschnallen und Knoten, suchte sogar einmal Nägel mit einer Klammer auszuheben. Braten und gekochte Fische aß er

sehr gern, spießte Erdbeeren mit der Gabel an und führte sie zum Munde, während die andere Hand den Teller hielt.

Kapitän Blanchard's Affe hielt sein Zimmer in Reinlichkeit und Ordnung, indem er die Ueberbleibsel der Nahrung wegtrug und den Fußboden scheuerte. Auch seinen Körper und seine Kleidungsstücke nahm er vor Schmutz in Acht; er wusch sich regelmäßig wie ein Mensch und lernte die Kleider selbst anziehen. Er aß mit am Tisch und trank Wein, ging meist aufrecht, spielte wie ein Kind und schrie wie ein Kind, wenn er wegen eintretenden Ungestüms gezüchtigt wurde.

Der Orang Kapitän Decain's kannte die Stunde des Essens sehr genau, kletterte öfter, um Leckerbissen zu empfangen, hinter seines Herrn Rücken auf den Stuhl und wartete ganz still, bis er bemerkt wurde und man ihm etwas gab. Als einst Decain ans Land gegangen war, kletterte der Orang wie gewöhnlich auf den Stuhl, wo sein Herr zu sitzen pflegte; da er aber gewahr wurde, daß es ein anderer Offizier war, nahm er durchaus nichts, sprang vielmehr herunter, fing an zu schreien, wälzte sich an der Erde und schlug mit dem Kopf dagegen. — Man hielt ihn in Ostindien in einem Zimmer, das an das Besuchszimmer grenzte; kam nun Jemand, so öffnete er den Riegel, und da dieser etwas schwer aufging, stieg er auf den daneben stehenden Stuhl, um desto mehr Kraft anwenden zu können. Als man den Stuhl einmal zur Probe weggestellt hatte, holte er ihn richtig herbei, um sich seiner beim Thüröffnen zu bedienen.

Der Tschimpanse des Naturforschers Buffon ging fast immer auf den Hinterbeinen, selbst wenn er schwere Lasten trug. Ein Zeichen war hinlänglich, ihm anzudeuten, was er thun sollte. Personen, welche ihn besuchten, reichte er oft ernsthaft die Hand und spazierte mit ihnen umher. Er setzte sich an den Tisch, nahm die Serviette auseinander, aß mit Löffel und Gabel, trank aus dem Glas und stieß sogar an, wenn man ihn dazu aufforderte, wischte sich den Mund ab; holte auch oft auf ein Wort von seinem Herrn, ja sogar unaufgefordert Ober- und

Untertasse, stellte sie auf den Tisch, that Zucker hinein, füllte sie mit Thee und ließ diesen abkühlen, ehe er trank. Niemandem that er sonst etwas zu Leide, näherte sich vielmehr mit Vorsicht, in einer Stellung, als wollte er um Freundschaft bitten. Nur in der Zuneigung zu einer Dame, die seinen Herrn besuchte, war er so eifersüchtig, daß er auf jeden, der sich ihr näherte, mit dem Stock losging; ein Zeichen jedoch von seinem Herrn war im Stande, ihn in seine Schranken zurückzuweisen.

Grandpré berichtet von einem Tschimpanse, daß er an Bord des Schiffes den Backofen besorgte, so zwar, daß er einheizte, auf herausfallende Kohlen Acht hatte und den Bäcker holte, wenn die Hitze groß genug schien. Derselbe soll die Arbeiten der Matrosen mit verrichtet, die Segel aufgezogen und festgebunden haben und dafür ganz wie ein Matrose gehalten worden sein. Als er einst vom Obersteuermann gemißhandelt wurde, — so wird berichtet — hielt er die Hände bittend vor, dann aber hungerte er sich aus Betrübniß zu Tode, was freilich sehr romanisch klingt!

Wirthschaftlicher Nutzen.

Der wirthschaftliche Nutzen, den man vom Affen zieht, ist nicht besonders. Man erzählt uns zwar, daß die Orang-Utangs in Sierra Leone, wenn sie jung eingefangen und unterrichtet werden, die Dienste eines Hausknechts sehr gut verrichten, etwas in einem Mörser stoßen, Holz und ähnliche Dinge zutragen, Wasser in Krügen auf dem Kopfe herbeiholen, wobei man jedoch an der Thüre sogleich bei der Hand sein müsse, weil sie da die Krüge ohne Weiteres fallen ließen und über die zerbrochenen in ein jämmerliches Geschrei ausbrächen. Wir haben auch ein paar Beispiele, daß Affen auf dem Schiff behülflich waren: als Matrose und als Bäckerknecht. Aber was ist das doch? Hierzu ermangeln uns noch nicht die Kräfte von Menschen, welche immer zuverlässiger sind als jene geborenen Faselanten und Taschendiebe. Ja, wenn sie in den Plantagen

südlicher Zonen die schwarzen und weißen Sklaven ersetzen könnten! Bis jetzt kann der Mensch im Angesicht der Maschinen, die er zu seinen Arbeiten immer mehr anstellt, von dem äffischen Zuwachs an Handlangerei noch wenig erwarten.

Bis jetzt ist auch der Handel mit lebendigen Affen nicht hoch anzuschlagen. Wer kauft dergleichen? Menagerien und Naturforscher der menschlichen Wißbegier halber; dressirende Schausteller, die uns Lachen und Verwunderung gegen Zahlung entlocken; reiche Leute, die zu ihrer Zerstreuung Zimmerthiere halten. Letztere Neigung könnte am meisten geeignet sein, Affen in den Handel zu ziehen. Aber sie findet ihre Schranken einestheils darin, daß diese Thiere immerhin unangenehme Stubengenossen sind — sie zerreißen und verderben so viel; sie stiften oft Unheil an, namentlich wo Kinder sind; sie sind zum Theil höchst unanständig in ihrer Geilheit. Andererseits sind sie, und gerade die, welche, wie z. B. die Seidenaffen, recht artig sind, für das Klima, wo der Preis im Handel erst lohnen könnte, zu empfindlich und sterben leicht weg an Lungenschwindsucht und am Zahnen. Wenn nun auch ein Händler Exemplare bis zu zwei- und dreitausend Thaler besitzt, woraus sich ein echter Profit ziehen läßt, so ist für ihn selber das Risico zu groß, eben weil sie ihm schnell dahinsterben können. Der Apella aber z. B., den arme Savoyardenknaben führen und der sich in Frankreich schon fortgepflanzt hat, kann dem Handel nicht viel einbringen.

Der erste Handel mit Affen wird übrigens in der Bibel erwähnt, da die Schiffe Salomo's und des Königs von Tyrus alle drei Jahre aus Ophir Gold, Elfenbein, Ebenholz, Pfauen und Affen brachten.

Die Indianer essen das Fleisch der Affen, sowohl frisch als geräuchert; ja sie führen es, im Feuer getrocknet, als Tauschmittel aus; dem Europäer widersteht es jedoch, weil es ihm zu süßlich schmeckt, besonders aber weil der Anblick eines gebratenen Affen an ein Menschenkind erinnert. Das Fell des Mohrenschlankaffen wird in Java zu Schabracken und soldatischem Putz verwendet.

Das ist ungefähr der wirthschaftliche Nutzen der Affen; der Schaden, den sie Pflanzungen zufügen, ist dagegen viel bedeutender. Namentlich die Meerkatzen zeichnen sich durch derlei Verwüstungen aus, indem sie nicht blos Gefräßigkeit, sondern auch muthwillige Zerstörungssucht besitzen. Dazu kommen sie mit List, stellen Wachen aus, halten Vor- und Nachhut und bilden Ketten, in denen sie sich den Raub von Hand zu Hand zuwerfen, wenn sie es nicht vorziehen, in der Eile ihre weiten Backentaschen zu füllen.

Geistige Eindrücke vom Affen.

Wenn der Europäer in die großen Urwälder Südamerikas kommt, hört er oft, wie die Stille durch einen grausamen Chor unterbrochen wird; ein Vorsänger beginnt, die andern fallen ein und mit einem so dröhnenden Geschrei, daß man es über eine halbe Stunde weit hören kann. Schauerlich soll dasselbe namentlich zur Nachtzeit auf die Phantasie wirken. Das sind die Brüllaffen, die sich so unmelodisch abmühen; die Indianer aber sagen, ihr Nachtgeschrei bedeute Gewitter.

So auch mag es dem Wanderer wunderlich zu Muthe sein, wenn neben ihm her eine Affenschaar gaukelt, in neugieriger Hast sich von Ast zu Ast schwingend. Wie mochte es den ersten Seefahrern vorkommen, die in einen Fluß von unbekannter südlicher Gegend einfuhren: auf den dichten Bäumen, unter denen sie hinwegfuhren, kamen reihenweise und Kopf über Kopf die grinsenden Gesichter menschenähnlicher Wesen zum Vorschein. Vielleicht war einer von der Reisegesellschaft so voreilig, einen Pfeil unter den beweglichen Zuschauertrupp abzuschnellen: wehe, da kam ein prasselnder Regen von schweren Aesten und Früchten auf die Abenteurer nieder, und sie wußten sich nicht mehr zu helfen und ruderten erschrocken zurück.

Der Karthager Hanno kam ungefähr 500 vor Christus an eine Insel des westlichen Afrika. Bewohner der Küste hatten ihm gesagt: „Dort wohnen Menschen, die mit andern nicht freund-

lich sein und nicht reden wollen; und sie sind behaart, fast am ganzen Leib." Und Hanno landete, um sie kennen zu lernen; sie aber griffen ihn an mit Knütteln und Steinwürfen. Und zwar es gelang ihm, drei Weibchen gefangen zu nehmen; sie aber bissen so gewaltig um sich, daß man sie tödten mußte. Die abgezogene Haut derselben brachte er in seine Heimat zurück und hing sie in einem Tempel auf. Man meint, es waren Affen.

Viel erzählten von jeher die Eingeborenen solcher Gegenden, wo Affen heimisch sind, von ihrer Art; viel ist in die Bücher schreibender Menschen davon übergegangen, und war doch zum Theil unbegründete Sage: sie bauten Laubhütten; sie begrüben ihre Todten unter einem Hügel von Blättern und Zweigen; sie raubten Negerinnen, um sie in die Familie aufzunehmen; sie ließen sich fangen mit geleimtem Schuhwerk, nachdem man vorher ihre Nachahmungssucht rege gemacht hätte.

Den Coaitas in Guyana traut man zu, daß sie Kenntniß der Heilpflanzen besitzen, was nicht so wunderbar ist, aber auch, daß sie dieselbe anwenden bei leidenden Kameraden, was immerhin möglich ist. Die Neger aber gehen nach der entgegengesetzten Richtung hin so weit, daß sie behaupten, Affen könnten Menschen behexen.

Die Eingeborenen Sumatras glauben, die Orang-Utangs hätten die menschlichen Seelen ihrer Vorfahren in sich, ihnen gehöre daher auch von Rechtswegen die Oberherrlichkeit über die Wälder.

Der Huneman (Entellus) in Indien ist den Hindus heilig, weil auch sie im Glauben stehen, daß die Seelen begabter Menschen im Tode Affenleiber einnähmen. Darum hält man sie gleichsam wie Menschen und räumt ihnen, z. B. in Dhuboy, die obern Stockwerke der Häuser ein; oder da die Affen, ungeachtet ihrer Räubereien, nicht verfolgt, sondern vielmehr geschützt und gefüttert werden, nehmen sie ihren Aufenthalt auf den Dächern der Städte und Dörfer. In Bindabrun hegt und pflegt man für sie gegen hundert Gärten, deren Früchte man ihnen ausschließlich überläßt. Das hindert freilich nicht, daß die unver-

schämten Gesellen auch in die Wohngemächer eindringen und alle Winkel nach Näschereien durchspüren. Denn wer dürfte den heiligen Thieren etwas anhaben? Wehe dem Europäer, der auf solch einen Affen Feuer gäbe: nicht blos die ganze Heerde der Affen reizte er gegen sich, sondern noch Schlimmeres hätte er von den eingeborenen Menschen zu befürchten!

Heilige Affen zur Befriedigung der Rachsucht.

Wenn in Dhuboy ein Einwohner sich an seinem Nachbar rächen will, so streut er eine Menge Reis oder andere Körnerfrüchte auf das Dach desselben, und zwar kurz vor Eintritt der Regenzeit, wo jeder Hausbesitzer die Bedachung in Ordnung zu bringen pflegt. Kaum haben die Affen das ausgestreute Futter wahrgenommen, so fressen sie nicht allein das erreichbare auf, sondern reißen auch die Ziegel ab, um zu demjenigen zu gelangen, was in die Spalten gefallen sein mag. Treten nun gerade in dieser Zeit die periodischen Regengüsse ein, so ist es unmöglich, einen Dachdecker zu bekommen, und das einströmende Wasser verdirbt nicht allein das Gebäude, sondern auch das Getreide, welches in den aus Lehm aufgeführten Behältnissen aufbewahrt wird. (Pöppig.)

Hanuman.

Der Affe spielt auch eine Rolle in der indischen Mythologie. Rama nämlich, ein großer Held der Urzeit, durchzog mit einem Affenheer, an dessen Spitze einer Namens Hanuman stand, ganz Indien; auch die Insel Ceylon gedachte er zu erobern, und die Affen bauten ihm aus mächtigen Felsstücken eine Brücke dahin. Hanuman, der Affenkönig, war aber überirdischer Abkunft, ein Sohn Pavana's, des Gottes der Winde; und in Rama war Wischnu, der Erhalter in der göttlichen

Dreieinigkeit Indiens, verkörpert. Darum steht auch jedesmal bei Wischnu's Tempel eine Kapelle für Hanuman; zu Kalikut auf der Küste Malabar besitzt er sogar einen eigenen prachtvollen Tempel mit 700 Marmorsäulen.

Gott, Halbgott, Halbmensch, Teufel.

Die alten Aegypter verehrten den Hundskopfaffen Babuin geradezu als Gott und bauten ihm Tempel in der Landschaft Hermopolis. Ganz so weit sind die Indier nicht gegangen; sie erzählen: Als Rama gen Himmel gefahren, habe Hanuman auch einen Sprung zur Sonne gemacht, habe aber doch mit seiner Schaar zurückbleiben müssen.

So kann auch der Mensch sich zu höheren, reineren Ideen erheben, der Affe aber bleibt immer am Niedrigen haften. Nach dem Talmud der Juden wollte Gott noch mehr Menschenpaare nach seinem Bilde schaffen, aber über der Arbeit überraschte ihn der Sabbath — der unfertige Halbmensch war der Affe.

Da der Affe auch ein Sinnbild der Zerstörung und des Spottes sein kann, so muß es nicht Wunder nehmen, wenn er mit dem Teufel in Verbindung gebracht wird. Ein altes Sprichwort sagt: Der Teufel ist des Herrgotts Affe; und die Meerkatzen gehören nicht mit Unrecht in die Hexenküche, wie sie in Goethe's „Faust“ vorkommt.

Die Cerkopen.

(Griechisch-römischer Mythus.)

Die Einwohner der Pithecusen, welches zu deutsch Affeninseln heißt, wurden von Jupiter im Titanenkrieg um Hülfe angegangen, erhielten auch Gold für ihre Zusage; da sie aber das Gold hatten, verhöhnten sie den Gott und ließen ihn im Stich. Daher verwandelte er sie zur Strafe in Affen.

Das Ungeheuer Glockenohr.

(Indische Sage.)

In der Nähe der indischen Stadt Brahmapura sollte ein Ungeheuer hausen, das nannten die Leute Glockenohr. Ein Dieb nämlich hatte einst eine Glocke gestohlen und war auf der Flucht von einem Tiger getödtet worden; die Glocke hatten Affen gefunden und spielten damit im Walde. Als nun die Leute die Ueberbleibsel des Diebes sahen und die Glocke im Walde hörten, sagten sie: „Das ist ein Geist, der erzürnt war über den Diebstahl der Glocke, und hat den Dieb gefressen." Ghantakarma, d. i. Glockenohr, hießen sie den Geist und hielten ihn für ein gewaltig Ungeheuer und hatten fortan große Furcht, wenn sie die Glocke hörten. Eine arme Frau, welche oft im Walde war und die nähern Umstände kannte, sprach: „Was gebt ihr mir, so will ich Glockenohr tödten." Sie staunten sie an, versprachen ihr aber doch gar viel, damit sie ihre Furcht los würden. Da nahm sie Früchte, ging in den Wald und streute dieselben aus. Da kamen die Affen herbei und zankten sich um die Früchte; derjenige natürlich, der die Glocke trug, wollte auch davon haben und warf die Glocke weg. Nun nahm die Frau die Glocke auf, kehrte damit in die Stadt zurück und sagte: „Nun ist Glockenohr todt und wird nicht mehr läuten." Da war die Frau hochgeehrt und wurde reich beschenkt.

Die Bären und die Affen.

(Orientalisch.*)

Eine große Menge Affen wohnten in einer sehr anmuthigen, früchtereichen Gegend. Die Bären, die auf den Bergen wohnten, gelüstete es nach diesem Aufenthalt; sie überfielen die Affen, tödteten viele derselben und jagten sie davon.

*) Nach Galland.

Groß war der Schmerz des Affenkönigs; er beschuldigte das Glück des Unbestandes und den Himmel der Ungerechtigkeit. Seine Unterthanen wollten den Verlust der Freunde und des Vaterlandes gerächt wissen, und er fiel in Verzweiflung, weil er diesem Verlangen nicht gerecht werden konnte. Da sprach ein Affe, Namens Mammone, zu ihm: „Herr, der du weise bist vor allen, bedenke, daß, wer Verstand besitzt, der Verzweiflung nie Raum giebt, denn diese ist eine Pflanze, die nur bittere Früchte trägt, aber die Geduld hat Samenkapseln, die zahllose Mittel der Geschickversüßung darbieten. Ich habe Alles verloren: Weib, Kinder, Verwandte, Freunde, Hab und Gut — mein Herzeleid ist übergroß; aber eine Süßigkeit kenne ich noch, das ist: für unser Volk zu sterben! Schickt einen mit mir, der Alles thut, was ich befehle, und Ihr mit Eurem Volke sollt gerächt, das Vaterland wiedergewonnen sein. Doch fragt nicht, was ich zu thun gesonnen sei."

Der Affenkönig ging gern auf diesen Vorschlag ein und gab Mammone einen mit, der Alles thun sollte, was jener ihn heißen würde. Mammone aber, als sie in die Nähe des frühern Affenaufenthalts gekommen waren, befahl ihm, daß er ihm die Haut zerfetze, die Zähne ausschlage, die Ohren abschneide und die Füße zerbreche.

Mit dem größten Widerwillen that es jener und entfernte sich dann auf Mammone's Geheiß. Dieser aber begann kläglich zu winseln und zu heulen, bis die Bären und mit ihnen ihr König herbeikam. Auf Befragen erzählte er, wie er als Großvezier dem Affenkönige gerathen habe, sich der Macht des großmüthigen Bären zu unterwerfen, und wie er darauf ein Verräther genannt und so zugerichtet worden sei.

Den Bärenkönig rührte solches über die Maßen, und er wünschte mit dem Untergange des Feindes zugleich dieses edlen Affen Leid zu rächen. Er fragte ihn aus, wo die Feinde zu finden seien, und dieser antwortete seufzend: „Könnte ich nur noch gehen, ich wollte Euch schon zu ihrem unauffindbaren Zufluchtsort geleiten!"

„Dem kann abgeholfen werden", erwiederte der Bärenkönig, „wir werden dich vor uns hertragen."

Das geschah so, und Mammone führte die Bären in die Wüste Mardazmahy, wo ein giftiger Wind weht, der die Bären sämmtlich erstickte, aber den Affen Mammone mit.

Anmerkung. Dieses Märchen, wie ich glaube, auf persischem Boden gewachsen, hat sein menschliches Beispiel in der Geschichte des Darius, welchem Zopyrus auf ähnliche Weise die Stadt Babylon gewann. Daß man aber einen Affen im Thiermärchen zu einem solchen Beispiel aufopfernder Vaterlandsliebe wählte, erklärt sich wohl aus dem eigenthümlichen Zusammenhalten dieser Thiere, wie denn der Affe in dem Berichte Duvaucel's (s. Sturmpetition, Seite 186) wirklich Alles wagte, um die Leiche des geschossenen Weibchens herauszubekommen. Jene alten, orientalisch-phantasiereichen Völker mögen den Affen noch mehr zugetraut haben.

Von den Affen und der Elster.

(Nach altdeutschem Muster.)

Es war einmal die Nacht so kalt;
In einem dichten, dichten Wald
Brach dünn der klare Mondenschein
Durch eine kleine Lichtung ein;
Am dunkeln Boden war die Stell',
Als wär's ein Kohlenfeuer, hell.

Die Affen, die es frierend sahn,
Begannen fröhlich sich zu nahn,
Gedachten weislich es zu nähren,
Mit Holz die süße Glut zu mehren.
Sie legten's in den Mondenschein,
Sie bliesen immerdar hinein
Und drehten sich bald so, bald so,
Als brennt' es wahrlich lichterloh.

Bei solchem Feuer stand im Wald
Ein Baum, der Elster Aufenthalt.
Die schrie: „O ihr geprellten Affen,
Kurzsicht'ge, scheinbethörte Laffen!
Ich sag' es vor euch Angesichts:
Mit eurer Freude ist es nichts;
Ihr seid nur an Einbildung reich —
An kaltem Feuer wärmt ihr euch."

Da so die Elster es verlachte,
Was unsre Affen glücklich machte,
Ergriffen sie vom Hölzerstoß
Die Aest' und hieben auf sie los:
„Wer hieß dich, Schreier, her zu eilen,
Uns Lehr' und Aufschluß zu ertheilen?
Was weißt denn du, was uns macht warm?
Der Wahn allein ist reich und arm."

Schlau und Schlicht im Lande der Affen.

(Nach altdeutschem Muster.)

Zwei Wandrer reisten froh gesellt,
Zu sehn die Länder dieser Welt.
Sie kamen in der Affen Reich,
Wurden gefangen und alsogleich
Geführt vor König Pavian,
Der alsbald hub zu fragen an:
„Wer seid ihr?" — Drauf der eine spricht:
„Ich heiße Schlau, der andre Schlicht,
Mannthiere sind wir, wie bekannt;
Wir gehn, zu kennen alle Land'."
„Und", fragt der König Pavian,
„Als was erkennt ihr uns denn an?"
Da spricht der Wandrer Schlau: „Ich mein',
Ihr müßtet Ideale sein,

Originale von feinsten Manieren,
Welche wir Menschen nur schwach copiren.
Du bist ihr König, ernst und züchtig,
Dies deine Granden, im Rathe tüchtig,
Ringsum dein Volk, ohn' Gier und Neid,
Glänzend im allerschönsten Kleid."

Da grinste freundlich Pavian,
Und Volk und Führer grinsten sich an;
Der König umarmte den Wandrer gar
Und bot ihm Nüss' und Aepfel dar.

Drauf wandt' er sich dem Andern zu:
„Wofür denn nun erkennst uns du?"
Und dieser denkt in seinem Sinn:
Bringt Lüge jenem so Gewinn,
Was wird es erstlich dir eintragen,
Wirst du die Wahrheit ihnen sagen?
Er spricht: „Ich meine, ihr seid Affen,
Nicht anders, als euch Gott erschaffen."

Da fletschten alle die Zähn' entsetzlich
Und fielen über ihn her urplötzlich
Mit Zausen und Kratzen, mit Schlägen und Bissen:
Der Wandrer Schlicht war bald zerrissen.
Denn wo die Schmeichelei angenehm,
Da ist die Wahrheit unbequem,
Und wer sie dennoch dort will sagen,
Muß stark sein oder von dannen jagen.

Der Affe in „Reineke Fuchs".

Etwas Aehnliches, wie in dieser Fabel ausgedrückt ist, findet sich in „Reineke Fuchs", wo überhaupt mancherlei vom Affen vorkommt. Denn der Affe Märten ist Reineke's Ohm, der

seine Sache beim Papst unterstützen will; und dessen Weib, Frau Riechgenau:

Gilt auch viel bei der Königin,
Denn sie ist klug und schlau von Sinn.

Sie ist es auch, die ihn zum Kampf mit dem Wolf vorbereitet:

Sie ließ am Bauch und Rücken ganz,
Vom Hals und Nacken bis zum Schwanz
Das Haar ihm glatt vom Leibe scheeren
Und ihm die Haut mit Oel beschmeeren . . .
„Im Anfang müßt Ihr etwas wagen
Und lassen ihn Euch tüchtig jagen;
Lauft aber immer wider den Wind,
Wo recht voll Staub die Schranken sind.
Wenn ihm der in die Augen weht,
Seht zu, daß Ihr Euch seitwärts dreht,
Indem er sich die Augen reibt;
Gebt fleißig Acht, was Ihr betreibt,
Schlagt mit dem Schwanz ihm ins Gesicht,
Daß ihm vergeht der Augen Licht.“

Reineke Fuchs macht aber einen großen Unterschied zwischen Affen und Meerkatzen, indem er wider Isegrimm sagt:

„Er lügt, wenn er von Affen spricht;
Meerkatzen waren's, Affen nicht.
Er sagt mir dieses nur zur Schande;
Meerkatzen nenn' ich nicht Verwandte.
Mag mich auch nie zu ihnen gesellen,
Sie gleichen Teufeln aus der Höllen.“

Und nun erzählt er, wie er mit dem Wolf zur Höhle der Meerkatze gekommen; wie er zuerst hineingegangen ist und die häßlichen Meerkätzchen gelobt hat.

„Ich sprach zur Alten: „Gott segne die Kleinen!
Sie sind so schön, so flink auf den Beinen;
Sie gleichen der Mutter, groß und klein,
Und könnten Fürstenkinder sein“ ꝛc.“

Dafür ist er denn nun herrlich beköstigt worden; Wolf Isegrim aber hat ganz anders gegen die Meerkatze sich ausgesprochen:

„Sind diese Fratzen Eure Jungen,
Oder sind sie der Höll' entsprungen?
Ersäuft sie, wenn Ihr weise thut;
Was soll Euch diese Höllenbrut?
Wären sie mein, ich ließ sie hangen.
Man könnte Teufel damit fangen,
Wenn man sie brächte auf ein Moor
Und bände sie dort auf das Rohr.
Zum Henker, wie sind sie geschaffen?
Es sind leibhaftige Schlaraffen!“

Wie ihm das bekommen, spricht Reineke aus:

„Da ich ihn fand, war er zerbissen,
Ein Ohr war ihm fast abgerissen.
Sie hatten ihm das Fell gerupft
Und allenthalben ihn gezupft.“

Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß Schlaraffe herkommt von „schlauer Affe“. Die Schlauheit des Affen geht aber oft verloren unter seiner Nachahmungssucht, wie folgende Fabel aus „Kalilah und Dimnah“*) lehrt.

*) S. Aus dem Morgenland. Thiernovellen nach Bidpai von H. Jaede (Leipzig, Voigt u. Günther). Daselbst auch: Der Affe und die Schildkröte.

Der Zimmermann und der Affe.

(Indisch.)

Ein Zimmermann durchsägte ein Bauholz der Länge nach und steckte wechselsweise zwei Keile in den Schnitt. Als er sich einmal entfernte, lief ein Affe herbei, der zugesehen hatte, setzte sich auf das Bauholz und begann den Keil herauszuziehen. Da er aber vergessen hatte, den andern Keil vorher einzuschlagen, fuhren die durchsägten Theile des Balkens zusammen und klemmten seinen Schwanz ein, welcher unglücklicherweise dazwischen gekommen war. Bald kehrte der Zimmermann zurück, und da er den närrischen Pfuscher in solcher Klemme fand, bearbeitete er ihn so mörderisch mit einem Prügel, daß auch kein Leben in ihm blieb.

Denke doch Jedermann an seine eigenen Geschäfte! Wer sich in fremde mischt, verhudelt sie nur und schadet sich.

Die Zauberlaterne.

(Von Pfeffel.)

Ein ausgelernter Pavian
Versah den Posten eines Knappen
Bei einem Raritätenmann.
Man sah ihn stolz auf seinem Rappen —
Ein Pudel war's — als Harlekin
Mit seinem Herrn das Reich durchziehn.
Bald hüpft er mit der leichten Sohle
Des Sylphen auf dem Seil daher,
Bald präsentirt er das Gewehr
Mit einer hölzernen Pistole
Und holt aus dem entzückten Kreis
Des Volks mit einer Kapriole
Die hingeworf'ne Nuß, zum Preis
Für seine wunderbaren Schwänke.
Einst hielt den Meister in der Schenke

Ein voller Krug mit Puff zurück,
Und Matz beschloß ein Zauberstück
Von eigner Art und Kunst zu wagen.
Er schmückt sich mit Barett und Kragen,
Tritt feierlich vor jedes Haus
Und locket Schweine, Hunde, Katzen,
Kapaune, Gänse, Mäuse, Ratzen
Durch lauten Trommelschlag heraus.
„Ihr Herren, wollt ihr mit mir gehen,
So sollt ihr euer Wunder sehen;
Ein Schauspiel . . . kurz, ein Augenfest,
Mit dem sich nichts vergleichen läßt
Auf unsrer ganzen Erdensphäre;
Und alles gratis, ohne Lohn;
Mich reizt kein Vortheil, blos die Ehre.“

Nach dieser Proclamation
Erhob sich Matz mit einem Heere
Von Kunden in sein Standquartier,
Wählt einen Platz in kluger Ferne
Für jeden Gast nach Standsgebühr,
Verschließt die Läden und die Thür
Und eilt zur magischen Laterne,
Die schon in einer Ecke stand.
Die Menge schwieg. Der Sykophant
Schritt zum pathetischen Prologe
Und ward, wie mancher Demagoge,
Der auch ein großes Thier sich wähnt,
Zuerst beklatscht, zuletzt begähnt;
Dann schob er eine bunte Scheibe
In die Laterne: „Jeder reibe
Sich erst die Augen! Nun gebt Acht!
Seht hier der Sonne stolze Pracht,
Den lieben Mond und die Gestirne
Des Firmaments! — Nun sehet ihr

Den guten Vater Adam hier
Mit Eva, seiner holden Dirne. —
He, he! seht ihr's vorüberziehn,
Der Thiere Heer? den stolzen Leuen,
Den Sonnenadler sammt dem Haien
Und Krokodil? Ha! seht ihr ihn,
Der Schöpfung Meisterstück, den Affen?" . .

„Du träumest!" unterbrach die Schaar,
„Wo nicht, so haben wir den Staar.
So steif wir auch die Wand begaffen,
So sehn wir nichts." — „Ich glaube zwar",
Versetzt ein Truthahn, „viel zu sehn;
Allein die Wahrheit zu gestehn,
Ich weiß nicht was." — Der Cicero
Ließ sich dadurch nicht irre machen;
Er zeigte seine sieben Sachen
So lang', bis die Versammlung floh.
War ihr die Schuld wohl beizumessen?
Ach nein! auch der Laterne nicht.
Der Doctor hatte nur ein Licht
Zuerst hinein zu thun vergessen.

Der Affe bei Gellert, Lafontaine 2c., in Hauff's Märchen.

Unter den neuern Fabeln wären noch zu bemerken: die von Gellert, wo der Affe einen Knaben beim Damenspiel unterstützen will und auch bei jedem befragten Zuge nickt; die von Lafontaine, wo der Affe sich von der Katze die Kastanien aus dem Feuer holen läßt; endlich die vom Affen mit der Uhr:

Und das Aefflein rückt und dreht,
Bis das Uehrlein stille steht.

Interessanter als diese ist das Märchen von Hauff: „Der Affe als Mensch." Ein Fremder nämlich, der in Grünwiesel von

den Kleinstädtern unangenehm bedrängt wird, führt endlich einen wohldressirten Orang-Utang in schönen Kleidern als Neffen aus England bei den vornehmern Bewohnern der Stadt ein; von diesem läßt man sich auch alle Unarten gefallen, weil der Onkel viel Geld für ihn ausgiebt; er hat Tanzstunde bekommen und wird auf Bällen ein sehr beliebter Tänzer. Beim Kegelschieben zeigte sich der Neffe als einen flinken Meister im Spiel; denn er warf nie unter fünf oder sechs. Hier und da schien zwar ein sonderbarer Geist über ihn zu kommen; es konnte ihm einfallen, daß er pfeilschnell mit der Kugel hinaus unter die Kegel hineinfuhr und dort allerhand tollen Rumor anrichtete; oder wenn er den Kranz oder den König geworfen, stand er plötzlich auf seinem schön frisirten Haar und streckte die Beine in die Höhe; oder wenn ein Wagen vorbeifuhr, saß er, ehe man sich dessen versah, oben auf dem Kutschenhimmel und machte Grimassen herab, fuhr ein Stückchen weit mit und kam dann wieder zur Gesellschaft gesprungen. Solche Dinge wurden nun immer entschuldigt; er war ja jung und ein reicher Engländer! Die Jugend von Grünwiesel nahm sogar seine ungezogenen Manieren an. Einst aber auf einem Concert kam doch Alles zu Tage, da er mit des Bürgermeisters Tochter ein Duett singen sollte. Er warf dem Organisten, der ihm zurief: „O müssen Sie singen!“ einen Schuh an den Kopf, dem Bürgermeister die Perrücke u. s. w., sodaß sein braunes Fell sich zeigte. Er setzte über Tische und Bänke, warf die Notenpulte um, zertrat Geigen und Klarinette und erschien wie ein Rasender. „Fangt ihn! fangt ihn!“ rief der Bürgermeister ganz außer sich, „er ist von Sinnen, fangt ihn!“ Das war eine schwierige Sache, denn er hatte die Handschuhe abgezogen und zeigte Nägel an den Händen, mit welchen er den Leuten ins Gesicht fuhr. Endlich gelang es einem muthigen Jäger, seiner habhaft zu werden; er preßte ihm die langen Arme zusammen, daß er nur noch mit den Füßen zappelte und mit heißerer Stimme lachte und schrie. Die Leute sammelten sich umher und betrachteten den sonderbaren jungen Herrn, der jetzt gar nicht mehr aussah wie ein Mensch;

aber ein gelehrter Herr aus der Nachbarschaft, der ein großes Naturalienkabinet besaß, trat näher, betrachtete ihn und rief dann voll Verwunderung: „Mein Gott, verehrte Herren und Damen, wie bringen Sie nur dieses Thier in honnette Gesellschaft? Das ist ja ein Affe, der Homo Troglodytes Linnaei; ich gebe sogleich sechs Thaler für ihn, wenn Sie mir ihn ablassen, und balge ihn aus für mein Kabinet."

Das Sprichwort:

Aff' bleibt Aff',
Er sei König oder Pfaff'.

Ein Affe hatte in der Kirche zugesehen. „Ein Pfaff kann ich auch sein", dachte er, zog des Priesters Kleid an, trat zum Altar hin, neigte sich, beugte sich — Alles recht schön! Da war ein Knäblein auf der Emporkirche, das zog einen Apfel aus der Tasche und hielt ihn vor sich hin. Wie das der Affe ersieht, setzt er über den Altar, klettert an einer Säule hinauf und reißt dem Knaben den Apfel aus der Hand. Wie paßt das zum Priesterornat?

Der Affe hatte im Thronsaale zugeschaut. „Ein König kann ich auch sein", dachte er, legte den Hermelin um, setzte die Krone auf und wiegte sich gravitätisch auf dem Thronsessel. Da zog ihm ein kecker Page eine Grimasse. Was thut unser Affe? Er dreht sich um, hebt den Königsmantel auf und zeigt — was eben nicht den König vor Andern auszeichnet.

Das wäre die Geschichte im Gleichniß des Sprichworts; der Sinn desselben bezieht sich natürlich auf Menschen, und er deutet an, daß sich schwer abthun läßt, was einem zur Gewohnheit geworden ist; daß ein niedriger Sinn und Possenhaftigkeit auch aus der Hülle eines würdevollen Standes hervorbricht; oder: wozu natürlicher Beruf und eine gewisse Bildung gehört, da macht sich unwürdig und lächerlich, wer die nicht hat.

Die Juden von Elath.

(Arabische Sage; als Nachtrag.)

In den Tagen David's wohnten einige Israeliten zu Elath am Rothen Meere. Und in jeder Nacht vor dem Sabbath kam eine große Menge Fische ans Ufer geschwommen und blieb daselbst den ganzen Sabbath über. Die darauf folgende Nacht aber waren sie verschwunden. Einige der Israeliten wollten sich das zu Nutze machen: sie hieben Kanäle aus und legten Schleusen an, die sie am Sabbath zumachten, so daß die Fische nicht wieder ins Meer zurückkonnten. Die Warnungen der Frommen waren vergeblich gewesen, doch als David von diesem Beginnen Kenntniß erhielt, verfluchte er die Sabbathschänder — und sie wurden Affen! Drei Tage blieben sie in dieser Gestalt, dann kam ein Windstoß und führte sie alle ins Meer.

VII.

Der Bär.

[illegible] von Elath.

([illegible] Sage, als Nachtrag.)

In den Tagen David's wohnten einige Israeliten zu Elath am Rothen Meere. Und in jeder Nacht vor dem Sabbath kam eine große Menge Fische ans Ufer geschwommen und blieb daselbst den ganzen Sabbath über. Die darauf folgende Nacht aber waren sie verschwunden. Einige der Israeliten wollten sich das zu Nutze machen: sie hieben Kanäle aus und legten Schleusen an, die sie am Sabbath zumachten, so daß die Fische nicht wieder ins Meer zurückkonnten. Die Warnungen der Frommen waren vergeblich gewesen, doch als David von diesem Beginnen Kenntniß erhielt, verfluchte er die Sabbathschänder — und sie wurden Affen! [illegible] Tage blieben sie in dieser Gestalt, dann kam ein Windstoß und führte sie alle ins Meer.

1.

Des Bären Naturell.

Gar grausam ist der wilde Bär,
Wenn er vom Honigbaum kommt her.

Behüte! Wird der Bär grausam sein, wenn er vom Honig kommt! Was ist süßer denn Honig? Es wird ihm gut geschmeckt haben, und er wird zufrieden sein! — Nun, nun! ich möcht' ihm grade nicht begegnen; die Bienen könnten ihn geärgert haben. Und wenn er von einem Ameisenhaufen kommt, worin er gern wühlt und schnabulirt, da ist ihm der Spiritus zu Kopfe gestiegen, und da mag er wohl händelsüchtig sein.

Braun ist vor allem ein drolliger Patron:

Gravitätisch von Geberde,
Grobianisch in Gesinrung,

etwas bedächtig, etwas ungeschlacht, zuweilen griesgrämig; aber er hat auch seine guten Launen. Sind nicht schon Fälle vorgekommen, daß er mit liebenswürdigem Humor kleinen Waldmädchen die gesammelten Erdbeeren aus ihren Körbchen genascht und sich dann behaglich, wie ein Schelm rückwärts blinzelnd, fortgetrollt hat? Er thut ja auch dem Menschen nicht gern etwas, wenn er nur anderes Futter vor sich sieht.

Braun ist nicht sehr gesellig, er lebt gern wie Rinaldo Rinaldini, der edle Räuber:

In des Waldes düstern Gründen,
In den Höhlen tief versteckt;

und dort verbringt er den Winter als ein echter Bärenhäuter meist im Schlafe; aus den Tatzen aber, meint er, könne man nichts saugen, das sei ein alter naturhistorischer Aberglaube.

Braun übt sich auch zuweilen in Listen; sie sind aber nicht sehr weit her, denn im Grund ist er eine ehrliche Haut, die gradaus geht, sich, wenn es sein muß, dem Menschen aufrecht gegenüberstellt, ihm etwa die Waffe aus der Hand schlägt, Ohrfeigen giebt und ihn rührend ans Herze drückt. Aber, du mein Himmel, was für Ohrfeigen, was für Umarmungen sind das! Denn er ist ein starker Kumpan, der sein todtes Pferd schon aufrecht über einen schmalen Felsensteig getragen und eine lebendige Kuh aus dem Stall zur durchbrochenen Decke hinaufgezogen hat.

Der nordamerikanische Bär soll gar keine Menschen angreifen, weil er vorzugsweise von Vegetabilien lebt, während der Grieselbär in den Felsengebirgen furchtbar wild ist; ein Glück, daß letzterer nicht wie seine Vettern in Europa und Sibirien klettern kann!

2.

Nutzen und Schaden des Bären.

In frühern Zeiten hätt' ich einmal fragen sollen: Was für einen Nutzen hat der Bär? — Ei, wenn die Trommel und der Dudelsack des polnischen Bärenführers in den Straßen klang: welches Halloh der herbeischwärmenden Jugend! Wie flogen da die Fenster auf! Meister Betz lief seine Kreisbahn, tanzte aufrecht, schulterte den Stock, schlug die große Trommel, sammelte ein.

Wie hatte der Polak dem Braunen das Tanzen beigebracht? Schlimm genug. Mit den Hinterfüßen hatte er ihn auf eine heiße, rings von hohen glatten Wänden umgebene Platte ge-

stellt — da mag einer wohl hüpfen! Und wenn er so hüpfte, da ließ man Trommeln und Pfeifen ertönen; wenn er dann später wieder solche Musik hörte, ward's ihm in Gedanken auch wieder heiß unter den Sohlen und er tanzte!

Aber man kann den Bär auch ohne solche menschliche Unart zähmen; jung, mit ihm spielend, bei Brot und Milch und Honig. Raffles besaß einen malayischen jungen Bär, der sich gewöhnlich in der Kinderstube aufhielt und sogar bei Tafel mit aß; seine Spielgenossen waren außerdem eine Katze, ein Papagai und ein Hund.

Wenn wir jedoch vom Nutzen des Bären reden, so denken wir vorzugsweise an das, was der todte liefert. Und da lobt man vorerst seine Tatzen als einen Leckerbissen; das übrige Fleisch soll etwas süßlich sein und erst, wenn man es einige Tage in frisches Wasser gelegt hat, wie das delikateste Schweinefleisch schmecken. Vom amerikanischen namentlich ist der geräucherte Schinken sehr geachtet, und es soll dem Indianer nicht zu verargen sein, wenn er diese Kost auch auf dem Wege zum großen Geist erwünscht.

Legt ihm unter's Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule,
Denn der Weg ist lang.

Das Fett des Bären ist überaus flüssig und gilt als Heilmittel; das vom amerikanischen wird auch als Oel gebrannt, zum Schmalzen der Speisen benutzt und als Butter gegessen.

Die Felle sind die eigentliche Hauptsache vom Bären. Unsere Vorfahren, die gern darauf lagen, haben zu dem Namen „Bärenhäuter" Veranlassung gegeben, sowie zu dem Sprichwort: „Er liegt auf der faulen Bärenhaut" — was übrigens nicht unter den Nutzen des Bären gezählt werden soll. Aus den Fellen aber macht der Kürschner Husaren- und Grenadiermützen, Pelzröcke, Muffe, Handschuhe, Schlitten- und andere Decken.

Die Kosaken wissen sogar die Därme des Bären zu benutzen, indem sie Fensterscheiben daraus machen; eine schöne Kamtschadalin — sie hat ein etwas plattes Gesicht, niedrige Nase, kleine Augen, dünne Lippen — beklebt ihr Gesicht mit der Oberhaut solcher Gedärme und läßt die weiße und rothe Schminke durchscheinen. Zu etwas Nützlicherem gebraucht der Kamtschadale die Schulterblätter des Bären: er schärft sie zu Grassensen.

Nun ist noch zu bemerken: Man hat schon Bären von 700 Pfund Gewicht erlegt; da ist Fell und Uebriges schon etwas werth. In den Gebirgen der Schweiz und Tyrols kommt freilich kein so starker mehr vor; 1849 wurde im rhätischen Hochgebirge eine 260 Pfund schwere Bärin geschossen, in neuester Zeit wohl das gewichtigste Stück jener Gegenden. Eine Bärenhaut kostet in der Schweiz 16—20 Franken; Tyrol liefert jährlich etwas mehr als ein Dutzend, der österreichische Gesammtstaat überhaupt 200 Stück; in den schwedischen Staatsforsten betrug 1838 die Summe 92; aber in Sibirien werden jährlich 5000 Bärenfelle nach China verhandelt.

Dies des Bären Nutzen! Sein Schaden? — Nun, im November 1858 hat in der Schweiz ein einziger Bär in einer Nacht elf Schafe zerrissen. Denn wenn der Bär hungrig ist, jagt er nicht blos abgelegen weidende Ziegen über Abgründe oder bricht des Nachts in Ställe, sondern er fällt auch eine Kuh am Tag in der Heerde an, springt ihr auf den Rücken, um ihr zuvörderst zur Ader zu lassen und sodann Euter und Nieren zu verzehren; das Uebrige hebt er sich schon beiseite auf. Von vorn wagt er sich gerade nicht an Rindvieh, wegen der Hörner, und muthige Rosse treiben ihn sowohl von vorn (durch Beißen) als von hinten (durch Schlagen) ab. Und wenn der Bär denn auch die Heerden ungeschoren ließ, so ist er doch zumal den Honigstöcken, Weinbergen und Fischbehältern gar zu grün, und dann ist auch der Mensch nicht besonders sicher, wo ein solcher Urian sich umhertreibt. Folglich, um Nutzens und Schadens willen wird er gejagt! — Wie geschieht das?

3.

Bärenjagden.

Der Bär wird gejagt: auf dem Anstand, durch Treibjagen, mit Hetzhunden, in Fallen, Gruben und Schlingen.

Früher war in der Schweiz groß Aufgebot, wenn sich einer in der Nähe von Wohnungen spüren ließ. Da riefen Trommeln und Hörner die Dorfschaften zusammen, und im Jahr 1706 zogen dem Kanton Uri sogar noch 300 Glarner zu Hülfe und bekamen nach glücklich vollendetem Feldzug zwei Tatzen als Siegeszeichen.

Es giebt aber in der Schweiz auch noch mannhafte Helden, die ihren Meister Betz allein aufsuchen und angreifen, ja es gibt dort berühmte Bärenjäger, die ihre 9 und 11 Stück schon eigenhändig erlegt haben. Zwei Männer von Glarus gingen im Jahr 1816 auf einen Bären los, und da dieser einem der Männer die Hellebarde aus der Hand gerissen hatte, fuhr ihm der andere, Walla mit Namen, mit der Hand in den Rachen und riß ihm die Zunge heraus, rang mit ihm und rollte mit ihm die Halde hinunter, bis Andere das Thier erstachen. Denn das Thier stirbt nicht so leicht von einer oder ein paar Wunden, sondern wird im Gegentheil nur wilder und zorniger.

Eine Jagd in Schweden, Anno 1831.

Vier Jäger hatten einen großen Bären aufgetrieben und ihm zwei Kugeln beigebracht. Der Bär legte sich in den Hinterhalt, packte einen ihm folgenden Jäger und warf ihn zu Boden, horchte, ob er noch athme, und richtete ihn sodann greulich zu. Jetzt trieben ihn zwei davon ab, der eine mit einer Axt, der andere mit einem Schuß. Da faßte er den erstern, der die Axt hatte, und würgte ihn am Boden; der aber verbarg sein Gesicht tief im Schnee und hielt den Athem an, als ob er todt wäre.

Das half, denn der Bär verließ ihn alsbald, schnoberte noch an dem früher wirklich getödteten herum und ging fürbaß, selbst schwer verwundet. Sechs Jäger spürten ihn später auf, und ein achtzehnjähriger Knabe schoß ihn durch Auge und Kopf, gerade als er auf einen der Jäger losstürzte; dennoch ließ er nicht ab, sondern biß diesen in das Haupt; da zerschmetterte ihm der Knabe mit vier gewaltigen Axthieben die Hirnschale; zwei Kugeln ins Herz machten seinem Leben vollends ein Ende.

Unwaidmännische Erlegungsarten.

Noch andere Erlegungsarten gibt es — sie sind aber nicht waidmännisch, sagen die Jagdbücher; dergleichen sind:

1) Selbstschüsse, die der Bär durch einen an einem Honigtopf befestigten Draht selbst abziehen muß — ist allerdings sehr hinterlistig gegen den grundehrlichen Betz.

2) Berauschen mit Branntwein, der auf Honig gegossen ist. Das tödtet ihn zwar nicht, aber wenn er berauscht ist, läßt er sich durch Hiebe auf den Kopf leicht todtschlagen. Man kann ihn auch lebendig fangen und dabei kann's folgendermaßen zugehen:

Der berauschte Bär.

(Anekdote.)

Ein Bär that einem russischen Bauer in seinem Haferfelde großen Schaden — denn der Bär frißt auch gern junges Gras und Getreide. Aber der Bauer konnt' ihm auch gar nicht ankommen. Lauert er ihm des Nachts mit der Flinte auf, so kommt Betz am Tage; lauert er am Tag, so kommt Freund Braun des Nachts. Da greift er zu dem unwaidmännischen Mittel des Feuerwassers. Er setzt ein Gefäß voll Honig und Branntwein in das Haferfeld und legt sich mit seinem Knecht in ziemlicher Entfernung auf die Lauer. Beide haben Stricke

mitgenommen, um den Bär zu binden, wenn er betrunken und eingeschlafen ist. Mit Untergang der Sonne kommt auch der Bär, leert das verführerische Gefäß vollkommen aus und legt sich taumelnd nicht weit von dem Felde nieder. Der Bauer und der Knecht nähern sich vorsichtig mit ihren Stricken, und da der Bär laut schnarcht, so binden sie ihm alle vier Branten fest zusammen. Da das Unthier zu schwer ist, um es fortzutragen, so holen sie einen kleinen Bauernwagen und laden ihn drauf. Zu größerer Sicherheit binden sie den Bär noch mit sehr festen Stricken an dem Wagen fest und gedenken Herrn Braun so lebendig heimzubringen. Ihr Weg geht über einen sehr holperigen Knüppeldamm, und solch ein Knüppeldamm kann wirklich auch einen betrunkenen Bär erwecken. Unser angebundener Bär wird sehr wild, die Banden der Tatzen zerreißt er bald; aber die Seile, die ihn an den Wagen knüpfen, sind doch etwas fester. Da rüttelt er und schüttelt er, bis er mitsammt dem Wagen umfällt und dieser ihm auf den Rücken zu liegen kommt. Dort läuft er hin, den Wagen auf sich, in den Wald hinein! Der Bauer hat das Nachsehen und findet allerdings am andern Morgen die Trümmer seines Wagens im Walde.

3) In Sibirien fängt man ihn in starken Schlingen, an welchen ein schwerer Klotz hängt. Sobald der Bär die Schlinge am Halse hat, hindert ihn der Klotz im Weitergehen. Darüber wird er bös, ergreift den Klotz und wirft ihn mit aller Gewalt zum Berg hinunter. Nun hängt er aber selbst am Klotz, muß also mit nachkollern; und das wiederholt er so oft, bis er sich zu Tode gefallen hat.

4) In Illyrien locken ihn sich junge Männer auf einen Baum nach und hacken ihm mit einem scharfen Beil einen Fuß nach dem andern ab.

5) In Kamtschatka stößt man ihm ein an einen Riemen befestigtes zweispitziges Eisen in den Rachen und sticht ihn dann mit Messern todt.

6) Zwei lustige Stücklein, wie der Bär von den Baschkiren geprellt wird.

Erstes Stücklein.

Der Hängeklotz.

Es tappt ein brauner Zottelbär
Gar brummig in dem Wald umher.
Herr Betz! Herr Betz! was ist geschehn,
Daß ich Euch muß so grimmig sehn?

Hat Euch vielleicht der Bienenwart
Mit einem Schelmenstück genarrt?
Er, der in Bäume Löcher haut,
Damit ein neuer Schwarm hinbaut?

Der dann ein Brettchen fügt davor:
Das Zeidelbrett, das Honigthor!
Das Zeidelbrett doch stört dich nicht?
Was that dir sonst der neid'sche Wicht?

Schlug in den Baum er Stacheln ein,
Daß sie dir ritzten Bauch und Bein?
Wie? oder nahmen Bienen nur
Dich Honiglecker in die Kur?

Herr Betz war bei dem Bienenstock;
Da hing an einem Strick ein Block
Gerade vor dem Honigthor!
„Was will der dumme Klotz davor?"

Und ohne Gruß und guten Tag
Gab er ihm einen derben Schlag,
So daß mein Klotz vom Zeidelbrett
Wegflog, als ob er Flügel hätt'.

Er flog dahin ein gutes Stück,
Dann schwang er plötzlich sich zurück

Und stieß den Meister Betz ans Haupt,
Als hätt's die Polizei erlaubt.

Herr Betz ist zornig dann und wann;
Das kränkt auch jeden Biedermann,
Wenn ihn ein Klotz will mores lehren,
Mit Stößen ihm will's Essen wehren;

Und immer heft'ger schlug er los,
Doch immer kräft'ger ward der Stoß
Des Klotzes, den der stärk're Hieb
In desto größ're Schwingung trieb.

Patsch! klang es hier; poch! klang's von dort;
So paukten sie in Einem fort,
Bis — grad' nach einem Meisterschlag —
Herr Betz betäubt am Boden lag.

Ein Glück für seine Bärenseele,
Daß unten keine spitzen Pfähle!
So ward er endlich wieder wach;
Doch brummt's ihm noch im Kopfe nach.

Drum wenn er Grimm hat, staune nicht;
Zumal das ABC-Buch spricht:
„Gar grausam ist der wilde Bär,
Wenn er vom Honigbaum kommt her."

Zweites Stücklein.

Die Schaukelwage.

Es tappt Herr Betz im Wald herum.
Horch', welch ein liebliches Gesumm'!
Er schaut hinauf — und das steht fest:
Der Baum da hat ein Bienennest!

Vergessen ist das alte Leid
Gar schnell bei neuer Lüsternheit;
Und da, wo Honig winkt, ist Betz
Gewiß ein guter Turner stets.

Er klimmt zum Bienenstock empor:
An Stricken hängt ein Bret davor!
Er blinzt es an, er grunzt und spricht:
„Oho! ist das bedenklich nicht?

„Für dumm muß man mich nicht verkaufen;
Bin jüngst erst übel angelaufen —
Der dumme Klotz, der dumme Block,
Der stieß ja toller als ein Bock!"

Ach ja, der Meister Betz ist schlau,
Er untersucht das Ding genau:
Ein ganz klein wenig schaukelt's nur,
Sonst hat's von Arglist keine Spur.

Und weil auch And'res nicht will frommen,
Um zu dem Honig hinzukommen,
So sieht er's noch für lustig an,
Daß er zum Essen sitzen kann.

„Ein Sitz für Betz, den Honiggast!
Er trägt doch meine theure Last?
Nun, Bienlein, mögt ihr immer stechen,
Das Thürlein will ich doch erbrechen! . . .

„Hum! hum! Was dachte man denn nur?
Was soll vorm Thürlein da die Schnur?
Soll das vielleicht ein Riegel heißen?
Glaubt man, ich könnte nicht mehr beißen?"

Herr Betz! Herr Betz! nehmt Euch in Acht,
Daß Ihr da keine Streiche macht!

Die Schnur ist's, die den Sitz Euch hält,
Daß er nicht in die Höhe schnellt.

Denn Euer Sitz — daß ich es sage —
Ist das Gewichtbret einer Wage,
Bei der ein Arm des Balkens steigt,
Wenn sich der andre abwärts neigt.

Es hängt der Balken hoch am Ast;
Der eine Arm hat Centnerlast,
Der andre ist herabgesenkt
Und mit dem Wagbret angehenkt.

Die Last wird jenen niedersenken
Und diesen in die Höhe schwenken,
Wenn dessen Halt, die Schnur, zerreißt —
Doch das versteht kein Bärengeist!

Herr Betz will nur von Honig wissen
Ritz! Ratz! Das Schnürlein ist zerbissen,
Und flugs empor das Sitzbret schnellt,
Auf welchem Betz sich kaum noch hält.

Da schwingt und kreist er in der Luft.
„O welcher Schurke, welcher Schuft
Hat solchen Tort mir angethan?
Wer stellte solche Schaukel an?

„Das dreht sich um und um und um,
Jetzt so herum, dann so herum —
So kreis' doch, Rackerding, nicht so!
Ich weiß ja schon nicht: wie, noch wo!"

Herr Betz! wollt Ihr herab nicht springen?
„Wie soll ein solcher Sprung gelingen?
Und wär er halbmal nur so hoch,
Das Pfahlwerk unten spießt mich doch!"

Herr Betz, dann mag Euch nichts mehr nützen,
Denn kommen seh' ich schon den Schützen,
Der Euch mit seinen Pfeilen spickt
Und Euern Pelz zum Kürschner schickt.

Ja seht, was ließt Ihr Euch nicht schrecken,
Und wolltet wieder Honig lecken?
Wißt Ihr vom Wasserkrug es nicht?
Er geht so lange, bis er bricht!

Der aufgetriebene Bär.

(Eine Schnurre.)

Bei der waidmännischen Bärenjagd kann es ebenfalls komisch zugehen, wenn sich's gerade so trifft wie in folgender Geschichte:

Ein König hatte in einem geographischen Lehrbuche, das sich nicht besonders durch neuere Nachrichten über ferne Länder auszeichnete, gelesen, daß unter den Producten eines nördlicheren Reichs auch Bären aufgezählt waren. Er war gerade entschlossen, dem Herrn dieses Landes einen Besuch zu machen, und freute sich schon auf eine gelungene Bärenjagd — vom sichern und bequemen Jagdschirm aus. Angekommen beim König, bat er sogleich um solch ein Fest, und dieser, welcher der Geographie seines Gastes traute, schrieb sogleich in seine Gebirgsprovinz an den Herrn Landjägermeister, er möge binnen hier und drei Tagen einen oder mehrere Bären auftreiben und sonst Alles zur Jagd fertig machen, da seine gnädige Herrschaft mit hohen Gästen sich unverweilt auf die Reise dahin begeben würden.

Der Herr Landjägermeister kratzte sich zehnmal hinter den Ohren. Vor fünfzig Jahren, sagten die Annalen, war der letzte Bär in dieser Provinz erlegt worden — er schaute immer und immer wieder in den Brief; es stand da, die Bärenjagd war befohlen, und die hohen Herrschaften waren schon von ihrer Residenz hierzu aufgebrochen. Kein Einspruch ließ sich mehr

anbringen, und Nimrod's Sohn war schon in Verzweiflung, als ihm das Wort „auftreiben" auffiel — und sein Plan war gefaßt.

Der Jagdschirm war gebaut, die hohen Herrschaften saßen darin. Die Hörner schallten, die Peitschen knallten, wildes Geschrei tobte und die Hunde heulten fürchterlich. Betz wollte nicht kommen. Endlich doch ein Brummen — er erscheint. Gespannt hat das Auge des fremden Königs auf diesen Anblick gelauert; jetzt — eben als er die Büchse anlegt, erhebt sich der braune Gesell auf seine Hinterfüße — und „Er tanzt!" riefen die Zuschauer — aber krach! der fremde Gast hatte rasch losgedrückt.

Als man das todte Thier betrachtete, hatte es einen Eisenring in der Nase. Der Herr Landjägermeister hatte seinen Bären bei einem herumziehenden Polaken aufgetrieben.

4.

Der Eisbär.

Beim Eisbär, dem Alleinherrscher am Nordpol, kommen weniger drollige Geschichten vor; es hört eigentlich aller Spaß auf. Das ist ein grausam wilder Gesell, ein purer Fleischfresser, wie es schon die vegetabilienarme Gegend bedingt, und voll immerwährenden Appetits, den die scharfe Luft schon gibt. Dazu ist er auch in Turnkünsten erfahrener als alle seine südlicheren Brüder: er klettert, er läuft besser; er taucht gut unter und schwimmt drei englische Meilen in einer Stunde. Er ist gewaltig stark: mit einem Matrosen, den er gepackt, lief er so hurtig, daß er von dessen Kameraden nicht einzuholen war. Ach, und ein solcher Muth! Ein verwundeter Eisbär schwamm auf das Boot eines Walfischfängers los, woher der verwundende Schuß gekommen, kletterte an dem Boote in die Höhe, und obwohl man ihm eine Pfote abhieb, stand er doch nicht von der Verfolgung des Fahrzeugs ab, sondern erkletterte sogar das Schiff, wo man ihn endlich tödtete. Dazu sind die Eis=

bären gar nicht so selten. Scoresby, der Nordlandfahrer, sah einmal gegen hundert beisammen, und das sah von ferne aus, als wäre eine Heerde friedlicher Silberschäfchen beieinander, aber kein grünes Gras war da, sondern wahrscheinlich ein todter Walfisch hatte sie zusammengelockt. Ein solcher Eisbär kann übrigens 1600 Pfund schwer werden und im Herbst mehr als 100 Pfund Fett geben. Aber in solchem Fett kann auch eine liebende Mutterseele stecken, wie folgendes Beispiel lehrt.

Die englische Fregatte Carcase fror auf einer Entdeckungsreise nach dem Nordpol ein. Die Mannschaft legte Walroßfleisch ans Feuer, um Thran daraus zu ziehen; plötzlich kam eine Bärin mit ihren zwei Jungen über das Eis gelaufen, welche letztere fast so groß waren als sie selbst. Sie nahmen das Fleisch aus dem Feuer und fraßen es begierig. Die Leute warfen große Stücke Walroßfleisch vom Schiffe herab, welche die alte Bärin sogleich ihren Jungen brachte, sodaß sie nur wenig davon behielt. Als die Mutter das letzte fortschleppte, legte die Mannschaft ihre Gewehre auf die Jungen an und erlegte sie beide, verwundete auch die Mutter, aber nicht tödtlich. Man kann sich keine Vorstellung machen, wie kläglich die Mutter um ihre sterbenden Jungen that; selbst die harten Matrosen wurden gerührt. Die starkverwundete Mutter, welche sich kaum fortschleppen konnte, zerriß das Fleisch in Stücke und legte es den Jungen vor wie früher; und als sie sah, daß sie nicht fressen wollten, legte sie ihre Pfoten auf das eine und das andere und suchte sie aufzurichten, wobei sie klägliche Töne von sich gab. Als sie ihre Mühe umsonst sah, schleppte sie sich wieder fort, kehrte aber noch einmal um und leckte ihre Wunden. Dies that sie zum dritten Mal, und als sie endlich fand, daß sie todt seien, richtete sie ihren Kopf nach dem Schiffe in die Höhe und brüllte fürchterlich. Von neuen Schüssen getroffen, stürzte sie zwischen ihre Jungen, welche sie noch sterbend leckte.

5.

Anderweitige Geschichten vom Bär.

Daß mancher Held einen Bären getödtet hat, wird niemand bezweifeln — hat doch mancher wohl auch einen Bären angebunden (d. h. Schulden gemacht), was freilich weit leichter ist.

David rühmt sich, ehe er zum Kampfe mit Goliath zugelassen wird, nicht blos einen Löwen, sondern auch einen Bären erlegt zu haben, als er die Schafe seines Vaters hütete.

Gottfried von Bouillon, welcher das erste Heer zur Eroberung des heiligen Grabes nach Palästina führte, hat dort einen ritterlichen Zweikampf mit einem Bären gehabt. Auf dem Marsche nämlich ward ein Mann angegriffen von der gewaltigen Art eines syrischen Bären. Held Gottfried ritt selbst herzu, dem Manne zu Hülfe, ward aber aus dem Sattel geworfen. Da griff er das Thier zu Fuß an und erlegte es nach einem hitzigen Kampfe.

Die Bibel erzählt auch eine Geschichte von dem Zorn eines Propheten, der einen Bären zum Rächer einer Beleidigung herbeirief; nämlich 2. Könige 2, 23:

Elisa ging hinauf gen Beth El. Und als er auf dem Wege hinanging, kamen kleine Knaben zur Stadt heraus und spotteten ihn und sprachen zu ihm: „Kahlkopf, komm' herauf! Kahlkopf, komm herauf!“ Und er wandte sich um, und da er sie sahe, fluchte er ihnen im Namen des Herrn. Da kamen zween Bären aus dem Walde und zerrissen der Kinder zweiundvierzig.

Der Bär hat auch schon, wie andere wilde Thiere, den Triumphzug siegreicher Feldherren verherrlichen müssen; es wird aber besonders eines großen weißen Bären gedacht, welcher im Triumph des ägyptischen Königs Ptolemäus Philadelphus aufgeführt wurde.

Es wird auch eine Geschichte erzählt, wie ein ungezähmter Bär einen Knaben nicht blos geschont, sondern auch zum Freund gemacht hat, worüber das Nähere in Folgendem:

Der Bär und der Savoyardenknabe.

Leopold, Herzog von Lothringen, hatte in der Nähe der Palissaden unter dem Glacis einen Bären an einer langen Kette liegen. Einige arme Savoyardenknaben, welche, wie es immer geschieht, in der Hoffnung ausgewandert waren, sich etwas in der Fremde zu verdienen und es nach Hause zu bringen, hatten während eines heftigen Schneegestöbers in einem Außengebäude Schutz gesucht. Einer davon, der vor Kälte ganz erstarrt war, versuchte, ob er kein wärmeres Lager finden könne und gelangte endlich, während der Schnee noch immer in Massen niederstürzte, in das Loch des Bären. Statt aber den Jungen in Stücke zu zerreißen, nahm ihn das Thier zwischen seine Vordertatzen und drückte ihn an seinen zottigen warmen Rock, bis sich der Savoyarde ganz erholt hatte. Ein Bär empfängt einen gewöhnlich mit offenen Armen, gleichviel was auch das Endergebniß sein mag; aber in dem gegenwärtigen Beispiel fiel es günstig aus. Der arme kleine Knabe, der sich in so gutem Quartier befand, schlief ein und zog am andern Morgen aus, um wo möglich einige Lebensmittel zu erhalten, ohne übrigens seinen Zweck zu erreichen. Kälte und Hunger trieben ihn wieder zu der Hütte des Bären, der nicht nur hoch erfreut war, ihn wieder zu sehen, sondern auch wirklich einen Theil seines Nachtessens für den Jungen übrig gelassen hatte. Dieses freundliche Einvernehmen wurde einige Tage fortgesetzt, und der Bär wollte zuletzt von seiner Kost nichts mehr anrühren, bis der Knabe zurückgekehrt war. Diese eigenthümliche Freundschaft wurde endlich entdeckt und kam vor die Ohren des Herzogs, welcher den Savoyardenknaben rufen ließ, für ihn sorgte und ihn unter seine eigene Dienerschaft aufnahm.

6.

Mythisches vom Bär.

Kallisto und Arkas.

(Griechisch-römischer Mythus nach Ovidius.)

Kallisto war die schönste Jungfrau auf arkadischer Flur; aber nicht liebte sie Wolle zu zupfen, oder den flächsenen Faden zu drehen, oder das Weberschiffchen zu handhaben. Auch Putz war ihre Sache nicht; faßte nur eine Spange ihr Gewand, ein weißes Band die nachlässigen Locken, so war es schon gut. Dann hinaus in den Wald, einen Wurfspieß oder Bogen und Pfeil in der Hand und vor sich das flüchtige Wild!

Diana, die keusche Göttin der Jagd, nahm sie auch gern als Gesellin an; keine andere war ihr lieber im ganzen arkadischen Gebirge. Doch der Wald ist ein gefährlicher Aufenthalt für Jungfrauen, und Kallisto erlag der Gefahr, da Jupiter sich in Diana's Gestalt verwandelt hatte und die Einsame liebkoste. Diana verstieß die Unkeusche; größer noch war der Zorn der eifersüchtigen Juno, der Gemahlin Jupiter's: diese verwandelte die Arme in eine Bärin.

Schwarze Zotten überliefen den zarten, schneeweißen Leib, die Hände krümmten sich um und wuchsen zu klauigen Tatzen; eine grimmdrohende Stimme erschallte aus rauher Kehle! Doch in der Bärin blieb das menschliche Bewußtsein und Gemüth; seufzend hob sie oft die Arme zum Himmel. Ach wie oft, nicht wagend, im einsamen Walde zu ruhen, irrte sie rastlos um die frühere Wohnung! Ach wie oft mußte sie fliehen vor der Jäger Ruf und ward über Felsen getrieben durch der Hunde Gebell! Und obwohl eine Bärin, fürchtete sie doch der Bären Anblick, fürchtete die Wölfe und unter diesen ihren eigenen Vater!

Ja, ihren eigenen Vater! Denn der Unmensch hatte dem verkleideten Jupiter seiner Tochter Kind, das Knäblein Arkas, zum Mahle vorgesetzt, und der erzürnte Gott hatte ihn zur

Strafe in einen Wolf verwandelt; dem Knaben Arkas aber hatte er gütig das Leben wieder geschenkt.

Fünfzehn Jahre war Kallisto's Sohn, der Knabe Arkas, und schon ein kräftiger Jäger. In den Wald kommt er, das Wild zu verfolgen, und trifft auf die Bärin. Sie, Kallisto, seine Mutter, hebt sich freudig empor und streckt die Tatzen aus, als müßte er sie kennen. Er aber weiß ja nicht, daß seine Mutter eine Bärin geworden, weiß ja gar nicht, wohin sie gekommen, kannte sie nie! Er weicht zurück, da ein Bär so vor ihm steht und so unverwandt die Augen auf ihn heftet; sie tritt ihm näher — da faßt sich der Knabe, da ergreift ihn der wilde Jagdmuth, da richtet er den Pfeil auf der Mutter Brust!

Doch Jupiter hat Erbarmen: er entrückt sie beide, wie von schnellen Winden getragen, zum Himmelszelt. Dort stehen sie, die Sternbilder: Kallisto, der große Bär; Arkas, der kleine Bär!

Germanisches. Legenden. Die Mokanen. Wilde.

Die alten Deutschen betrachteten den Bären mit scheuer Ehrerbietung; ihnen war er ein geheimnißvolles Wesen, ein haariger Waldgeist. Der „Winterhalter" hieß er bei den nordischen Germanen, und man hatte auch in Deutschland noch später an manchen Orten Gebräuche, bei denen das Umherführen eines Bären mit dem Winter in Beziehung gebracht werden muß. So war z. B. in Halberstadt der Dompropst gehalten, bei der öffentlichen Prozession am Lätare-Montag einen Bären mit sich zu führen.

Die christliche Legende erzählt auch manches Wunderbare vom Bären. Z. B. ein Bär zog dem heiligen Aventinus einen Dorn aus dem Fuß; der heiligen Euphemia, die gemartert war und doch nicht sterben konnte, versetzte ein Bär mitleidig den Todesschlag; ein Bär trug dem heiligen Corbinianus das Reisebündel; ein anderer mußte sogar dem heiligen Jakob von Tarantaise den Pflug ziehen.

Die Mokanen, deren wir bereits in dem Abschnitte vom Schafe näher gedachten, haben eine Sage, daß der Bär öfter zu den Hirtenfeuern komme und sich einen Dorn aus der Tatze ziehen lasse; dann kehre er allabendlich wieder und lade seine Wohlthäter ein, ihre Häupter auf seinen dicken schwarzen Pelz zu legen und getrost zu schlafen, weil ihm seine Gefährten das Wort gegeben hätten, daß sie zehn Jahre lang die Heerden unangetastet lassen wollten.

Die nordamerikanischen Wilden haben eine Sage, daß Mudjekeewis, als er noch unter den rothen Sterblichen wandelte, den „großen Bären", einen bösen Geist, erschlagen habe und deshalb „Vater der himmlischen Winde" geworden sei. Aber auch ihren großen Geist verehren sie unter Bärengestalt und suchen ihn durch allerlei Ceremonien zu versöhnen, wenn sie einen Bären getödtet haben. Der Lappländer nennt den Bär nicht anders als den Alten mit dem Pelz; der Ostiake spricht nur vom „alten Mann", singt dem getödteten Entschuldigungslieder und erweist dem aufgehangenen Balge allerlei Ehren, damit sich das erlegte Thier nicht im Reiche der Schatten an ihm räche.

Der Hausbär des Kurilen.

Zum Kurilen kommt ein ferner Gastfreund,
Und er schwärzt die Lippen, malt die Arme,
Wirft das Seehundsfell, von Blute starrend,
Ueber's Scharlachkleid, das schöne, rothe;
Und er schwingt die Lanze, schwingt den Säbel,
Geht dem Freunde tanzend so entgegen;
Beide tanzen, ihre Waffen schwingend;
Sie umarmen sich, vor Freude weinend,
Reiben aneinander ihre Hände;
Beide sprechen nichts als: „Ga ga ga!"

„Komm zur Hütte, Freund!" sagt der Kurile.
„Dir zu Ehren ist ein Bär geschlachtet —
Ach, ein Bärchen, das die liebe Hausfrau

Hat gesäugt und freundlich aufgezogen —
Hat gesäugt und freundlich aufgezogen,
Da es ward geraubt der Bärenmutter."

Um den jungen Hausbär, der geschlachtet,
Steht der Mann mit Weib, Gesind' und Kindern;
Sie erheben weinend Todtenklage:
„O du liebes Bärchen, bist geschlachtet!
O du liebes Bärchen, wirst gegessen!
Nimm es uns nicht übel, liebes Bärchen!"

(Der kleine Urian.)

Finnisches Lied bei Erlegung eines Bären.

(Vergl. Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs. Petersbg. 1776.)

Theures Waldthier, überwunden,
Schwer von Wunden!
Bring', wir bitten,
Unsern Hütten,
Bring' Gesundheit! Raub uns gieb,
Der dir hundertfältig lieb!

Sorge, wenn du zu uns kommst,
Daß du unsern Wünschen frommst!
Ich will mich den Göttern nahn,
Da ich heute
Gute Beute
So von ihnen hab' empfahn.

Wenn das Tagslicht hinter Bergen
Sich wird bergen
Und ich werd' nach Hause gehn,
Soll drei Nächte lang im Hause
Lust am Schmause,
Soll die Freud' in Blumen stehn.

Will von jetzt in Freude schwimmen,
Wohlgemuth die Alp erklimmen,
Will mit Lust zurücke kehren,
Ab von mir den Bösen wehren:
Freudig war des Tags Beginn,
Freudig schwindet er mir hin.

Ich will immerfort dich ehren;
Beute wirst du mir bescheren,
O damit
Ich indessen
Nicht vergessen
Darf mein gu es Bärenlied.

7.

Der Bär sinnbildlich.

Die Bedeutsamkeit des Bären für die Phantasie des Volkes äußert sich noch in Manchem. Sein Name, bei welchem man sich Muth und Stärke dachte, wurde der Name tapferer Männer, z. B. Konrad der Heiligbär, Albrecht der Bär, obwohl im gewöhnlichen Leben der Gedanke an etwas Täppischkeit mit unterläuft, wenn man jemanden einen Bären nennt. Volksstämme, adlige Geschlechter und Städte nahmen sein Bild oft mit dem Namen in ihr Wappen auf, z. B. Bernburg. Von den Vierkreuzerstücken Berns, woranf ein Bär (Betz) als Stadtzeichen geprägt war, haben die Münzen ihren Namen, welche man Batzen und Bätzner heißt.

Sprichwörtliches.

Im Sprichwort und der sprichwörtlichen Redensart geht der Bär auch nicht ganz leer aus.

Es ist besser, einen Bär loszulassen als anzubinden, heißt: Es ist besser Schulden bezahlen als machen. Denn

wenn der Bär brummt, d. h. die Schuldforderung geltend gemacht wird, so klingt es wie „Borgen macht Sorgen."

Man soll die Bärenhaut nicht verkaufen, ehe der Bär gestochen ist — kommt von einer bekannten Anekdote her, wo zwei Leute auf die Bärenjagd gingen und schon siegreiche Pläne über den Erlös der Haut schmiedeten. Als aber der Bär kam, war der eine hurtig davon, der andere stellte sich todt. „Der Bär hat ja so an dir herumgeschnüffelt", fragte hernach der Flüchtling, „was hat er dir ins Ohr geraunt?" — „Man soll die Bärenhaut nicht verkaufen, ehe der Bär gestochen ist", war die Antwort. Nur keine Luftschlösser gebaut auf Bedingungen, die erst eintreten müssen. Nur keinen Uebermuth, bevor das Werk gelungen! Das bedeutet jetzt im Allgemeinen das Sprichwort.

Vom ungeleckten Bären spricht eine Redensart, wenn jemand ganz ohne alle Umgangsformen ist, und sie bezieht sich auf einen alten Aberglauben, der auch beim Dichter Ovidius sich ausspricht:

Auch was die Bärin gebiert, sogleich nicht ist es ein Bärchen,
Sondern ein Klumpen von Fleisch; durch Lecken gestaltet die Mutter
Ihm Gliedmaßen, ihm erst seiner Art zukommende Bildung.

„Es ist besser, einem Bären begegnen, dem seine Jungen geraubt sind, denn einem Narren in seiner Narrheit", sagen die Sprichwörter der Bibel. Ferner Jesaias 59, 11: „Wir brummen alle wie die Bären und ächzen wie die Tauben, denn wir harren auf das Recht, so ist es nicht da; auf das Heil, so ist es ferne von uns." Und Sprichw. 28, 15: „Ein Gottloser, der über ein armes Volk regiert, das ist ein brüllender Löwe und gieriger Bär."

Fabeln

giebt es genug vom Bär, z. B. wie er dem schlafenden Freund Einsiedler mit einem Stein die Fliegen so abwehrt, daß dieser

das Aufwachen vergißt; oder wie Betz dem Polaken aus der Lehre und in den Wald zurückläuft. Zwar:

Wo ein Bär den andern sah,
Da hieß es: Betz ist wieder da!

aber der Erfolg seiner Tanzvorstellung war doch nicht der gehoffte:

Fort, schrieen alle, fort mit dir!
Du Narr willst klüger sein als wir?

Mit dem Affen zusammen haben wir den Bär schon in der Geschichte vom aufopferungsvollen Mammone getroffen; ebenso kommt er als König der Berge in der orientalischen Thiernovelle „Der junge Leopard"*) vor. Vergleiche auch den Abschnitt vom Elephanten.

In der altdeutschen Thiersage war Bruno der Bär ursprünglich Thierkönig; erst in späteren Gedichten ist es der Löwe; und in „Reineke Fuchs", wo er eine angesehene Hofstelle bekleidet, wird er verleumdet, als habe er wieder nach der Krone getrachtet. Denn so erzählt dem Löwen der Schelm Reineke (nach Soltau's Bearbeitung):

In einer langen, düstern Nacht,
Durch Satans, nicht durch Gottes Macht,
Beschlossen sie des Königs Tod,
Wozu ein jeder die Hände bot.
Sie mußten alle dem Wolfe schwören,
Sie wollten insgesammt den Bären
Zu ihrem Herrn und König machen.

Der arme Bär! wie ist es ihm schon ergangen, da er Reineke zu Hof laden mußte! Reineke köderte ihn mit einer Speise, die ein Bär nur gar zu gern ißt. Der Heuchler sprach:

*) S. Aus dem Morgenlande. Thier=Novellen nach Bidpai. Von Heinrich Jaede. Preis geheftet 24 Ngr. Dasselbe elegant in farbigem Umschlag cartonnirt, mit Illustrationen in Tondruck von Heinrich Leutemann. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

„Ich muß nach armer Leute Weise
Zufrieden sein mit schlechter Speise
Und lassen mir mit meinem Weibe
Genügen an einer Honigscheibe.“

Damit hatte er es aber getroffen!

„Honig ist eine süße Speise,
Die ich mir über alles preise.
Helft mir nur, Ohm, ihn zu bekommen;
Ich thu' Euch wieder was zum Frommen.“

So sprach der ehrliche Braun, und Reineke führte ihn zum Bauer Rüstefeil, wo ein Block (Trumm) halb entzweigekloben dalag — zwei glatte Keile steckten noch darin —:

Er hält mehr Honig als Ihr glaubt;
Steckt nur recht tief hinein das Haupt,

sprach der Bösewicht.

So ließ von Reinken Braun zum Thoren
Sich machen, denn bis an die Ohren
Steckt' in den Trumm sein Haupt der Gauch,
Und beide Vordertatzen auch.
Reineke zog in aller Eile
Heraus die beiden glatten Keile:
Da saß mit Kopf und Tatzen, plotz!
Der Bär fest in dem Eichenklotz.

Reineke Fuchs verließ ihn höhnend; Rüstefeil aber kam mit den Bauern.

Wie Braun den großen Lärm vernahm,
Womit man auf den Leib ihm kam,
Riß er mit großem Schmerz und Graus
Den Kopf aus seiner Klemm' heraus;
Doch ging die Haut dabei verloren
Und auch ein Theil von seinen Ohren.

Aber noch war es nicht genug: man traf ihn mit Spießen, Beilen, Hämmern u. s. w., bis er ins Wasser gelangte und davon schwamm. — So war's ihm also schon durch den heillosen Reineke ergangen, und jetzt, auf solche Anklage, daß er dem König Löwen nach Thron und Leben getrachtet hatte: was geschah ihm jetzt? Seinem Erzfeinde mußte er ein Stück von seinem Fell lassen,

Das man ihm schund vom Rücken ab
Und Reineken zum Ranzen gab!

Märchen.

Ein esthnisches Märchen läßt den Bären mit einem Bauer dieselbe Vereinbarung über die Früchte des Ackers treffen, die bei uns der Teufel eingeht: nämlich daß er das eine Jahr bekommt, was unter der Erde ist — und der Bauer säet Weizen — das andere Jahr, was über der Erde ist — und der Bauer säet Rüben.

In unsern Märchen kommt es auch oft vor, daß ein Mensch in einen Bären verwandelt ist. So in „Schneeweißchen und Rosenroth", wo der Bär spricht:

Schneeweißchen, Rosenroth,
Schlägst dir den Freier todt.

In dem Märchen „Die zwei Brüder" muß ein Bär Zuckerwerk im Schlosse holen; er giebt der Wache links und rechts Ohrfeigen und geht geraden Wegs zur Königstochter. „Mein Herr", spricht er, „der den Drachen getödtet hat, will Zuckerwerk, wie's der König ißt." Er bekommt es und bringt es seinem Herrn.

Vom „klugen Schneiderlein" wird der Bär mit den Tatzen in einen Schraubstock gespannt, weil er das Geigen lernen will. Als er später dem Hochzeitswagen nachrennt, steckt das Schneiderlein die Beine heraus und ruft: „Siehst du den Schraub-

stock? Wenn du nicht gehst, so sollst du wieder hinein.“ Da dreht sich der Bär um und läuft fort; das Schneiderlein aber wird mit der Prinzessin getraut „und lebt vergnügt wie eine Haidelerche“.

Die treuen Thiere.

Es war einmal ein Mann, der hatte gar nicht viel Geld, und mit dem wenigen, das ihm übrig blieb, zog er in die weite Welt. Da kam er in ein Dorf, wo die Jungen zusammenliefen, schrieen und lärmten. „Was habt ihr vor, ihr Jungen?“ fragte der Mann.

„Ei“, antworteten sie, „da haben wir eine Maus, die muß uns tanzen; seht einmal, was das für ein Spaß ist! wie die herumtrippelt!“

Den Mann aber dauerte das arme Thierchen und er sprach: „Laßt die Maus laufen, Jungen, ich will euch auch Geld geben.“

Da gab er ihnen Geld und sie ließen die Maus gehen; die lief, was sie konnte, in ein Loch hinein.

Der Mann ging fort und kam in ein anderes Dorf; da hatten die Jungen einen Affen, der mußte tanzen und Purzelbäume machen, und sie lachten darüber und ließen dem Thiere keine Ruhe. Da gab ihnen der Mann auch Geld, damit sie den Affen losließen.

Danach kam der Mann in ein drittes Dorf, da hatten die Jungen einen Bären, der mußte sich aufrecht setzen und tanzen, und wenn er dazu brummte, war's ihnen eben recht. Da kaufte ihn der Mann auch los, und der Bär war froh, daß er wieder auf seine vier Beine kam, und trabte fort.

Der Mann aber hatte nun sein Bischen übriges Geld ausgegeben und hatte keinen rothen Heller mehr in der Tasche. Da sprach er zu sich selber: „Der König hat so viel in seiner Schatzkammer, was er nicht braucht: Hungers kannst du nicht sterben, du willst da etwas nehmen, und wenn du wieder zu

Geld kommst, kannst du's ja wieder hineinlegen." Also machte er sich über die Schatzkammer und nahm sich ein wenig davon; allein beim Herausschleichen ward er von den Leuten des Königs erwischt; sie sagten, er wäre ein Dieb und führten ihn vor Gericht, und weil er Unrecht gethan hatte, ward er verurtheilt, daß er in einem Kasten sollte aufs Wasser gesetzt werden.

Der Kastendeckel war voll Löcher, damit Luft hineinkonnte; auch ward ihm ein Krug Wasser und ein Laib Brod mit hinein gegeben. Wie er nun so auf dem Wasser schwamm und recht in Angst war, hörte er am Schloß was krabbeln, nagen und schnauben. Auf einmal springt das Schloß auf und der Deckel fährt in die Höhe, und da stehen Maus, Affe und Bär, die hatten's gethan; weil er ihnen geholfen hatte, wollten sie ihm wieder helfen.

Nun wußten sie aber nicht, was sie noch weiter thun sollten, und rathschlagten miteinander. Indem kam ein weißer Stein auf dem Wasser dahergeschwommen, der sah aus wie ein rundes Ei. Da sagte der Bär: „Der kommt zu rechter Zeit, das ist ein Wunderstein; wem der eigen ist, der kann sich wünschen, wozu er nur Lust hat." — Da fing der Mann den Stein, und wie er ihn in der Hand hielt, wünschte er sich ein Schloß mit Garten und Marstall, und kaum hatte er den Wunsch gesagt, so saß er in dem Schloß mit dem Garten und dem Marstall, und Alles so schön und prächtig, daß er sich nicht genug verwundern konnte.

Nach einer Zeit zogen Kaufleute des Wegs vorbei. „Seh' einer", riefen sie, „was da für ein herrliches Schloß steht; das letzte Mal, wie wir vorbeikamen, lag da noch schlechter Sand."

Weil sie nun neugierig waren, gingen sie hinein und erkundigten sich bei dem Mann, wie er Alles so geschwind hätte bauen können. Da sprach er: „Das hab' ich nicht gethan, sondern mein Wunderstein." — „Was ist das für ein Stein?" fragten sie. Da ging er hin und holte ihn und zeigte ihn den Kaufleuten.

Die hatten große Lust dazu und fragten, ob der Stein nicht zu erhandeln wäre, auch boten sie ihm alle ihre schönen Waaren dafür. Dem Manne stachen die Waaren in die Augen, und weil das Herz unbeständig ist, ließ er sich bethören und meinte, die schönen Waaren wären mehr werth als sein Wunderstein, und gab ihn hin. Kaum aber hatte er ihn aus den Händen gegeben, da war auch alles Glück dahin, und er saß auf einmal wieder in dem verschlossenen Kasten auf dem Fluß und hatte nichts als einen Krug Wasser und ein Laib Brod.

Die treuen Thiere, Maus, Affe und Bär, wie sie sein Unglück sahen, kamen wieder herbei und wollten ihm helfen, aber sie konnten nicht einmal das Schloß aufsprengen, weil's viel fester war als das erste Mal. Da sprach der Bär: „Wir müssen den Wunderstein wieder schaffen oder es ist Alles umsonst.“ Weil nun die Kaufleute in dem Schloß noch wohnten, gingen die Thiere miteinander hin, und wie sie nahe dabei kamen, sagte der Bär: „Maus, guck einmal durchs Schlüsselloch und sieh', was anzufangen ist; du bist klein, dich merkt kein Mensch.“

Die Maus war willig, kam aber wieder und sagte: „Es geht nicht, ich habe hineingeguckt, der Stein hängt unter dem Spiegel an einem rothen Bändchen, und hüben und drüben sitzen ein paar große Katzen mit feurigen Augen, die sollen ihn bewachen.“ — Da sagten die andern: „Geh nun wieder hinein und warte, bis der Herr im Bett liegt und schläft, dann schleich' dich durch ein Loch hinein und kriech' aufs Bett und zwick' ihn an der Nase und beiß' ihm seine Haare ab.“ — Die Maus ging wieder hinein und that, was ihr die andern gesagt hatten, und der Herr wachte auf, rieb sich die Nase, war ärgerlich und sprach: „Die Katzen taugen nichts, sie lassen die Mäuse herein, die mir die Haare vom Kopf abbeißen“, und jagte sie alle beide fort. Da hatte die Maus gewonnen Spiel.

Wie nun der Herr die andere Nacht wieder eingeschlafen war, machte sich die Maus hinein, knabberte und nagte an dem rothen Band, woran der Stein hing, so lange, bis es entzwei war und der Stein herunterfiel; dann schleifte sie ihn bis zur

Hausthür. Das ward aber der Maus recht sauer, und sie sprach zum Affen, der schon auf der Lauer stand: „Nimm du nun deine Pfote und hol's ganz heraus." — Das war dem Affen ein Leichtes; der nahm den Stein in die Hand und sie gingen so miteinander bis zum Fluß. Da sagte der Affe: „Wie sollen wir nun zu dem Kasten kommen?" — Der Bär antwortete: „Das ist bald geschehen, ich gehe ins Wasser und schwimme; Affe, setze du dich auf meinen Rücken, halte dich aber mit deinen Händen fest und nimm den Stein ins Maul; Mäuschen, du kannst dich in mein rechtes Ohr setzen."

Also thaten sie und schwammen den Fluß hinab. Nach einiger Zeit war's dem Bären so still, er fing an zu schwatzen und sagte: „Hör', Affe, wir sind doch brave Kameraden, was meinst du?" — Der Affe aber antwortete nicht. — „Ist das Manier?" sagte der Bär, „willst du deinem Kameraden keine Antwort geben? Ein schlechter Kerl, der nicht antwortet!" — Da konnte der Affe sich nicht länger zurückhalten, er ließ den Stein ins Wasser fallen und rief: „Dummer Kerl, wie konnt' ich mit dem Stein im Munde dir antworten? Jetzt ist er verloren und daran bist du schuld."

„Zank' nur nicht", sagte der Bär, „wir wollen schon was erdenken." Da beriethen sie sich und riefen die Laubfrösche, Unken und alles Gethier, das im Wasser lebt, zusammen und sagten: „Es wird ein gewaltiger Feind über euch kommen, macht, daß ihr Steine zusammenschafft, soviel ihr könnt, so wollen wir euch eine Mauer bauen, die euch schützt." Da erschraken die Thiere und brachten Steine von allen Seiten herbeigeschleppt, endlich kam auch ein alter, dicker Quakfrosch aus dem Grunde heraufgerudert und hatte das rothe Band mit dem Wunderstein im Mund.

Nun war der Bär froh, nahm dem Frosch seine Last ab, sagte, es wäre Alles gut, sie könnten wieder nach Hause gehen, und machte einen kurzen Abschied.

Darauf fuhren die Drei den Fluß hinunter zu dem Mann im Kasten, sprengten den Deckel mit Hülfe des Steins und

kamen zu rechter Zeit, denn er hatte das Brod schon aufgezehrt und das Wasser getrunken und war schon halb verschmachtet. Wie er aber den Wunderstein wieder in die Hände bekam, wünschte er sich eine gute Gesundheit und versetzte sich in sein schönes Schloß mit dem Garten und Marstall; da lebte er vergnügt und die drei Thiere blieben bei ihm und hatten's gut ihr Lebelang. (Grimm.)

VIII.

Das Kameel.

kommen zu rechter Zeit, denn er hatte das Brod schon aufgezehrt und das Wasser getrunken und war schon halb verschmachtet. Wie er aber den Wunderstein wieder in die Hände bekam, wünschte er sich eine gute Gesundheit und versetzte sich in sein schönes Schloß mit dem Garten und Marstall; da lebte er vergnügt und die drei Thiere blieben bei ihm und hatten's gut ihr Lebelang.

(Grimm.)

Die Wüste.

(Als Einleitung.)

Die grauenvolle Wüste,
Sie hat nicht Gras noch Kraut;
Kein bunter Käfer summet;
Kein Vöglein wird dort laut.

Kein einzig Würmlein reget
Sich in dem trocknen Sand:
Am Mittag nimmt die Sonne
Fast scheitelrecht den Stand.

Der Boden brennt wie Eisen
Den müden, schwanken Fuß;
Die Luft ist heiß, der Himmel
Wie Erz in glüh'ndem Fluß.

Was regt sich? was bewegt sich?
Der Flugsand, aufgeweht,
Er wandert, überstürzt sich
Und wird vom Wind gedreht.

Sonst grüßt man in der Hitze
Den Wind, der sich erhebt:
Hier wirft der Mensch sich nieder,
Verhüllet sich und bebt.

O grauenvoll Wüste,
Mit deinen Schrecken droh':
Der Mensch durchzieht dich dennoch —
Handels- und beutefroh!
(„Der kleine Urian" von H. Jaede.)

Das Schiff der Wüste.

Ja, eine solche Wüste kann auch nur mit Hülfe des Kameels durchzogen werden! Die ist wie ein Meer unwirthlich und voll Gefahren, und die Völker wären ewig von einander getrennt, zwischen welche sie sich weit ausgebreitet legt, wenn nicht, wie dort das Schiff, so hier das Kameel wäre!

Darum nennen auch die Beduinen, jene Wüstenräuber — denn die armseligen Bewohner der Oasen und Wüstenränder sehen jede Beute für ein Gottesgeschenk an — das Kameel „Schiff der Wüste", wie bekannt. Das Kameel muß die Waaren hindurchtragen, die man von diesseits und jenseits austauscht, die Pilger befördern, die vielleicht zu einem fernen heiligen Orte ziehen: so ist denn das Kameel für den umwohnenden Eigenthümer da, daß er's vermiethet; so ist es für die „Herren der Wüste" da, um die Reisenden schutzzöllnerisch zu geleiten; so ist es da, um dem fremden Geleite gegenüber die räuberische Wüstenernte an Waaren, Thieren und Sklaven heimzuholen.

Pferd, Mensch, Saatfeld.

„Das Kameel ist den Arabern, Baktriern und den Bewohnern der Sahara Pferd, Mensch und Saatfeld", sagt Scheitlein, und das Wort hat seine Wahrheit.

Was giebt manchen dieser Völker der rauhe Boden ihrer Heimat? Aber das Kameel giebt ihnen die Milch, den Kirgisen auch Butter und Käse, ja einen Theil zu dem berauschenden Getränk Kumiß, das eigentlich aus gegohrener Stutenmilch bereitet wird. Das Haar, das im Frühjahr ausfällt — die

Kirgisen ernten jährlich 10—12 Pfund Wolle von einem Stück — es wird Zeug zu Kleidern, Zelten, Hüttenteppichen, Seilen. Die Haut giebt Sandalen, Sättel, Eimer und Schläuche her. Der Mist dient zur Feuerung und hier und da nebst dem Harn zur Salmiakbereitung.

Daß es ihnen Mensch sein soll? — O, ein Thier, das sich so an den Menschen gewöhnt, mit solcher Ausdauer und Geduld sein Begleiter und Träger in langer Einsamkeit ist, auf Wort und Sang hin die größte Mattigkeit überwindet, ihm Schutz und Schirm beim Lager, Retter beim Fliehen ist: mit dem sollte er nicht reden, als wäre es ein Mensch, und das sollte er nicht in seinen Gedanken tragen fast wie Bruder, Vater, Mutter, Weib und Kind? — Der Araber thut es; seine Poesien zeugen davon.

Ein Pferd? — Aber wir haben schon vernommen, was es ihm in der Wüste ist! Mehr als ein Pferd!

Besondere Eigenthümlichkeiten.

Zu jenem Wüstenleben muß das Thier auch von der Natur befähigt worden sein. Eine gute Lunge, ein weitgestreckter Leib und lange Beine, die durch Hals und Schwanz rudernd und steuernd unterstützt werden, gehören schon dazu; aber auch der breite Fuß, der dem tiefern Einsinken in den Sand wehrt, die Ledersohle, die den Fuß vor dem heißen und steinigen Boden schützt. Dann werden auch die scharfen Augen durch die ihm eigenthümlichen hervorstehenden Brauenknochen besser verwahrt vor der Strahlenblendung der weiten Steinfläche; die Nasenlöcher können sich willkürlich öffnen und schließen, je nachdem die Luft rein oder von Staub geschwängert ist. An seiner Nase hat das Kameel zugleich ein Organ zum Wasserfinden, sodaß es eine Quelle bis zu dreiviertel Stunden weit vorausriecht und verzweifelnde Karawanen schon damit gerettet hat. Es bewahrt aber auch einen Vorrath Wasser in seinem Magen, davon es lange zehren kann, weswegen denn ein deutscher Zecher gesungen hat:

Schon oft hab' ich, bei meiner Seel',
Darüber nachgedacht,
Wie gut's der Schöpfer dem Kameel
Und wie bequem gemacht:
Es trägt ein Faß im Leib daher;
Wenn's nur voll Merseburger wär'!

Merseburger ist's nun freilich nicht, und auch nicht einmal ein frisches, reines Wasser, sondern bitter und ekelhaft stinkend, wie man sagt; weswegen es auch jetzt für eine Sage erklärt wird, daß der Araber in höchster Noth das Kameel schlachte, um seinen Durst an dem Magenwasser zu löschen — es soll eben zum Durstlöschen gar nicht geeignet sein. Dem Kameel jedoch mag es für die innerliche Zuführung von Feuchtigkeit seine Dienste leisten; und das ist die Hauptsache; denn der Reiseanstrengung wegen hat es sich solchen Vorrath angelegt.

Zwei Hauptarten des Kameels.

In Mittelasien bis nach Sibirien hinein wird neben dem einbuckligen Kameel, dem Dromedar, ein zweibuckliges, das Trampelthier oder baktrische Kameel, gebraucht. Beide sollen sich nicht fruchtbar miteinander vermischen, wenigstens keine fortpflanzungsfähigen Jungen erzeugen; sonst ist die Verschiedenheit untereinander nicht groß. Das Trampelthier kann eher Kälte ertragen und giebt mehr Wolle, während das Dromedar zum Reisen vorgezogen wird. Bis zum Baikalsee sogar bringen Buräten dieses Thier; freilich muß es sich im Winter da kümmerlich behelfen, oft mit Birken- und Weidenrinde, und obwohl es mit Filzdecken umnäht wird, stirbt es leicht an der Lungenschwindsucht. Gleichwohl nimmt es auch dort bei Veränderung der Lagerstätten eine Last bis zu 1200 Pfund auf sich, bei längern Reisen nicht über 600 Pfund. Mit den aus der Wolle gewonnenen Garnen und Seilen treiben die Kirgisen Handel nach der Bucharei und nach Rußland; die Butter aus der Milch

ziehen sie aller andern vor, weil sie fetter als Kuhbutter und weniger ölig als Pferdebutter ist.

In China soll es noch eine außerordentlich kleine Rasse geben, und eine, die sich durch besondere Schnelligkeit auszeichnet; die Chinesen nennen letztere Tongkyo-Fo, d. i. Kameel mit den Füßen des Windes.

Ob nicht auf unsern gebahnten Chausseen das Trampelthier, unter Beihülfe winterlicher Filzdecken, auch fortkommen könnte? Das wäre etwas, um auch recht schnell mit Waaren zu den Eisenbahnen gelangen zu können! Die Ledersohle des Kameels soll freilich nicht viel Nässe vertragen können.

Zur Charakteristik des Kameels.

Wir nennen das Kameel häßlich, und der berühmte Correspondent der englischen Zeitung „Times“, Russel, giebt von ihm folgende nicht sehr reizende Schilderung:

„Das Kameel, welches mein Gepäck trägt, hat mich Tage lang durch das Gegurgel und Gebrumme seiner innern Wasserkunst gestört. Bei keinem Geschöpfe auf Erden ist das Nützliche so wenig mit dem Angenehmen gepaart; es ist ein schauderhaft-unentbehrliches Thier, ungeschlacht im Gange, unangenehm im Umgange, unfreundlich, unerklärlich, launenhaft“ ꝛc.

Zwei deutsche Fabeln dazu.

1.

Zeus und das Pferd.

„Vater der Thiere und Menschen“, so sprach das Pferd und nahte sich dem Throne des Zeus; „man will, ich sei eins der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt gezieret, und meine Eigenliebe heißt es mich glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch Verschiedenes an mir zu bessern sein?“

„Und was meinst du denn, daß an dir zu bessern sei? Rede, ich nehme Lehre an", sprach der gute Gott und lächelte.

„Vielleicht", sprach das Pferd weiter, „würde ich flüchtiger sein, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht entstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen sein, den mir der wohlthätige Reiter auflegt."

„Gut", versetzte Zeus, „gedulde dich einen Augenblick!"

Zeus, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich Stoff und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kameel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu.

„Hier sind höhere und schmächtigere Beine", sprach Zeus; „hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffene Sattel. Willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?"

Das Pferd zitterte noch.

„Geh!" fuhr Zeus fort. „Diesmal sei belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so dauere fort das neue Geschöpf!" Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel —: „Das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern!"

(Lessing.)

2.

Das Kameel.

Nach seines Mentors heis'rer Pfeife
Und einer Trommel hohlem Ton
Zog ein Kameel mit einem Schweife
Von Buben einst durch Lissabon.

Die Pforten und die Fenster sprangen,
Wohin das Thier den Fuß nur hob,
Und hundert Recensenten sangen,
O Wunder! gleich entzückt sein Lob.

„Ei seht doch", rief der Hohepriester,
„Wie sittsam es die Kniee beugt!"
„Dabei", versetzte der Minister,
„Trägt es, so schwer man will, und schweigt."

„Wie stolz hebt es die edle Stirne
Und seinen Schwanenhals empor!"
Kräht eine prahlerische Dirne
Und wirft die stolze Brust hervor.

„Schweig', eitles Ding, und laß dir sagen",
Brummt ihre karge Großmama,
„Daß man es oft zu ganzen Tagen
Wie ein Karthäuser fasten sah."

„Ein Hauptstück habt ihr übersehen",
Sprach jetzt ein Buckliger zu ihr,
„Der Höcker ist, ihr müßt's gestehen,
Das Schönste noch am ganzen Thier."

So klingt der Menschen Lob. Sie preisen
Nur das, was ihnen wohlgefällt.
Am ersten wird, wer ihre Weisen,
Selbst ihre Fehler hat, ihr Held.

(Pfeffel.)

Das Dromedar und der Araber.

Ein Märchenduft weht uns an und es klingt nach Liedern Denn wenn die Araber auf dem Marsche sind, muß musikalischer Klang das Kameel antreiben und in Takt halten; und wenn sie lagern und die Kameele, ein Wall von „Pechgebirgen", den

Ring bilden gegen leichten Flugstaub und flüchtigen Reiterangriff: da geht die orientalische Erzählung und der Witzvers und das Heldenlied im Kreis herum. Das Kameel geht auch nicht leer aus bei solchen Gedichten.

Neger erzählen, daß im Innern Afrikas herrenlose Kameelheerden umherschweifen; von Turkestan, dem alten Baktrien, berichtete man sonst ein Gleiches, und in der Wüste Schamo bei den Kalmücken soll es auch heutigen Tages noch der Fall sein. Von einem wilden Thier aber, welchem das bucklige Hausthier jener Völker entstammte, wissen wir nichts; wo man von wilden spricht, mögen es wohl nur verwilderte sein. Allerdings sah der Reisende Burckhardt in Nubien halbwilde Kameele, die scheu die Flucht ergriffen, wenn beladene mit Menschenführern sich näherten; aber es waren das die Heerden der Bischari-Hirten, welche dergleichen auch ungezähmt blos des Fleisches wegen halten. Der Wüstenaraber, wie auch der Tuarik um die Sahara, hat kein so halb wildes Vieh um des Fleisches willen — ach, oft sind bei Mißwachs und „schlechtem Geschäft" gebratene Stücken von Kameelhaut seine Kost — ihm aber muß das Dromedar vor allem Reit- und Lastthier sein.

Doch verschieden ist auch hier Alles: es giebt Arme, die singen:

> Wer ein Paar Schuh' hat, mach' er
> Beritten mich damit!
> Ich bin ein Greis auf Reisen
> Und fand kein Thier zum Ritt —

und es giebt Reiche, die singen:

> Uns ist von Vieh ein Heerdchen,
> Das bleibt stets eingestellt;
> Dem wird stets zugesprochen,
> Weil mild ist, der es hält.

Denn gastfreundlich sind sie alle, und manche sind so auf den Ruhm dieser Tugend versessen, daß sie Kameel über Kameel

darüber hinopfern und die Frauen genug zu schelten haben; denn: „Eine fruchtbare Kameelkuh gilt mehr als ein in Beute glücklicher Reiter“, heißt es ja.

Der Araber ist mit diesem seinem vornehmlichsten Hausthier so verwachsen, und er war es noch mehr, ehe das Pferd bei ihm heimischer ward, daß man in seinen Volksliedern, welche die „Hamasa“ (übersetzt von Rückert) enthält, auf Schritt und Tritt einem Bild von ihm, einer Anspielung darauf begegnet. Ja, wenn wir sagen, es sei ein häßliches Thier, so widersprechen uns die begeistertsten Schilderungen von seiner Gestalt, und hier und da wohl ein Liebeslied, das die schöne Geliebte mit ihm vergleicht.

Aber auch von dem Dromedar giebt es mehrere ziemlich verschiedene Rassen, und man spricht ebenso gut wie beim Roß von Adel und Stammbaum und kennt berühmte Namen.

Ein Kleinod der Stuten, das ich erkoren aus;
Den Vorrang erhält, wo man Kameeladel zählt, sein Haus.

Der Beduine des Hedschas (im eigentlichen Arabien) hält auf ein Dromedar mit braungelben Haaren und lebhaftem Gang, dessen Nase während des Laufs nahe am Boden hinstreift; auch weiße und schwarze preisen die Lieder; der Koran preist vor allen die „Heiris“ der Provinz Oman; ein solches sah Burckhardt für 300 Thaler verkaufen.

Der Bischari in Nubien hat ein Hedschin (d. i. Kameel), dessen Formen zierlicher sind, dessen Haar kurz, gewöhnlich grau, manchmal gefleckt wie das der Giraffe. Eine hängende Unterlippe, gerade, kurze Ohren, eine breite, gewölbte Stirn und kluge Augen bilden den unterscheidenden Charakter. Sein Fuß gleitet nur leicht über den Boden hin, sodaß es fast gar nicht stößt; auf steinigem Boden stolpert es zwar zuweilen, doch ohne zu fallen. Es ist sehr lenksam und hält die größten Anstrengungen aus. In Aegypten zahlt man für ein Reitkameel 30—40 spanische Thaler, doch hat man dort meist Thiere aus dem eigentlichen Arabien.

Am Abend weilet Saad
In einem Land, wohin
Nur weitausschreitende
Von edler Rasse ziehn.
Ja, hinziehn mag mit dir
Solch eine, löwenhaft,
Die bei Ermüdung noch
Zu Trott und Trab hat Kraft;
Die einen leichten Schritt
Mit mächt'gen Läufen führt,
Womit den Boden sie
Nur obenhin berührt.

Diese poetische Beschreibung aus den alten arabischen Volksliedern dürfte wohl auch auf das Dromedar der Tuariks passen, welches in der Sahara das Nonplusultra, das Unübertreffbare, leisten muß und nicht blos in der Ausdauer, was keinem Zweifel unterliegt, sondern auch in der Schnelligkeit jedes Pferd übertrifft. Die Geschwindigkeit des nubischen Kameels schätzt der Graf Escayrac de Lauture auf 15—16,000 Fuß in der Stunde; im Allgemeinen sollen manche Kameele in 24 Stunden den Raum von fünf Marschtagen = 30—40 Wegstunden, manche sieben bis acht Tage lang täglich 25—30 Lieues = 30—36 Stunden zurücklegen. Von einem Zug der Tuariks erzählt der Graf:

Eine Verfolgung mit Kameelen.

„Ich brachte den Mai 1849 zu Tripoli in Afrika zu. Hier erfuhr ich, daß im Anfang des Monats eine Schaar Schaamba, welche Meharis (d. i. Kameele) ritten, unter den Mauern von Gadames 300 den Tuariks gehörige und von einigen Kindern bewachte Kameele weggeführt hätten. Zwölf Tage später erfuhr man zu Tripoli, daß die Tuariks, welche zur Zeit der Wegnahme der Kameele auf einem Zug begriffen waren und erst

48 Stunden nachher eintrafen, alsbald nach dem Lande der Schaamba aufbrachen und in der Umgegend von Wargla 500 Kameele nahmen, die sie nach Gadames führten. Gadames und Wargla sind 100 Lieues (120 Wegstunden) von einander entfernt; die Tuariks hatten also in zehn Tagen mit schon ermüdeten Kameelen einen Marsch von 200 Lieues zurückgelegt, auf dessen zweiter Hälfte sie noch überdies durch die schwierige Führung einer so bedeutenden Beute aufgehalten waren."

Fernere Leistung.

Das Hauptverdienst des Laufkameels ist übrigens minder seine Geschwindigkeit als seine Ausdauer, und das Reiten darauf ist kein so angenehmes wie auf dem Roß, da auch des besten Kameels Bewegung eine stauchende ist. Aber der Beduine singt:

Ein hart Kameel im freien Feld zu reiten
Ist lieber mir als Maulthiers sanftes Schreiten —

oder:

Mein Polster ist ein Sattel
Auf einem, derb von Gang,
Der stattlich ist von Wampen
Und um den Gurt gedrang.

Ein Lastkameel, mit 500—800 Pfund beladen, braucht zu 2—2¾ englischen Meilen eine Stunde; zu einer ununterbrochenen Reise von 50 Tagen strengt man es täglich acht Stunden an.

Je nach der Jahreszeit können die Kameele drei bis sieben Tage lang aushalten, ohne zu trinken; in der bessern Art Wüste, wo im Frühjahr stellenweise junges Gras wächst, giebt dieses Futter schon einen durststillenden Saft. Und dieses Gras, sowie das Gestrüpp von Akazien, Disteln und dergleichen, muß auch dem Hunger mit beikommen; außerdem, für völlig dürre Wüsten, nimmt der Treiber etwas Korn mit und giebt seinem

Vieh alle zwei Tage Abends davon. Aber sowohl zum Hungern als zum Dursten muß das Kameel von Jugend auf gewöhnt werden, und es gehören noch zu jeder großen Reise neue Entbehrungsübungen und Vorbereitungen. Am fünften Tag vor dem Aufbruch bekommt es zum Abführen eine Art Bier und grünes Futter, ferner zur Appetitstärkung zerstoßenes, mit Salzwasser angefeuchtetes Korn; drei oder vier Tage lang vor Aufbruch wird ihm kein Trunk gewährt, und erst am Tage der Abreise schlürft es sich seinen gehörigen Wasservorrath ein. Die Thiere, welche man erst am fünften Tag der Durstung zur Tränke gelangen läßt, heißen (deutsch übersetzt) „Fünfer" und haben eine so gewaltige Gier, daß sie mit zugedrückten Augen darauf losstürzen und kaum abzutreiben sind. Daher gebraucht ein Held im Liede jenes Bild so:

Volkshäupter scheucht' ich da zurück,
Bis sie abstanden ächzend,
Wie man Kameele treibt vom Bach
Am fünften Tag durstlechzend.

So scheint also ein solches Abtreiben angewendet zu werden, um die Thiere noch mehr zum Vieltrinken zu reizen!

Nun beginnt also die Reise, zu welcher diesem Thiere alles das nöthig ist: dieser Rücken und Hals, diese Beine und Füße, diese Nase und diese Brauenknochen, diese Lunge und dieser Magen — und vor allem diese Geduld!

Ja, Geduld wie des Kameels, am Rücken wund,
Dem der Brustgurt einschnitt und am Bauch der Bund!

singt ein alter Scheich.

Freilich hat auch die Geduld dieses Thieres seine Grenzen. Zu arg beschwert, steht es nicht auf und schreit seine Peiniger klagend an; mißhandelt, beißt es wohl zurück nach dem grausamen Dränger, und dem ist es dann nicht gerathen abzusteigen, denn es kann mit seinen scharfen Zähnen wie ein Raubthier

verwunden. Auch rachsüchtig kann das geduldige werden und lange nachtragen, lange mit der Vergeltung warten — seinen Namen soll es auch vom Vergelten haben; aber es ist mit dem Menschen ebenso: die geduldigsten, wenn sie einmal erbittert werden, haben den nachhaltigsten Ingrimm.

Das rachsüchtige Kameel.

Graf Escayrac de Lauture berichtet vom nubischen Kameel: „Es ist äußerst folgsam, versteht die Stimme seines Herrn, der es selten schlägt, zeigt sich dankbar für gute Behandlung, rächt sich aber auch manchmal mit seltsamer Geschicklichkeit an denen, die es mißhandeln oder ihm seine Nahrung nehmen. Ich habe selbst ein Bischari-Kameel besessen, oft geritten und bin stets wohl damit zufrieden gewesen; doch hatte es, ehe es an mich verkauft wurde, seinen Wärter getödtet. Dieser Mensch war heftig, hatte es unaufhörlich geschlagen und stahl ihm einen Theil seines Futters. Das Kameel wartete die Gelegenheit sich zu rächen ab, und diese bot sich bald. Eines Tages, als der Wärter in seiner Nähe vorüberging, ohne mit seiner Peitsche versehen zu sein, faßte es ihn mit den Zähnen an seiner Kleidung, stieß ihn zu Boden und trat ihm die Brust ein.“

Bissige Thiere.

Ganz und gar unlenksam und sehr gefährlich sind namentlich die Kameelhengste in der Brunstzeit. Aber auch außerdem haben diese Thiere unter einander oft heftige Feindschaften, die sie in einem merkwürdig anzuschauenden Kampf auslassen, in welchem sie sich nicht selten verbeißen; und diese Streitbegierde, dieser gegenseitige Haß ist dann so groß, daß sie auch nach ermattender Reise, sobald ihnen die Last abgenommen ist, miteinander anbinden. Rohe Türken in Kleinasien benutzen dies, um öffentliche Ringkämpfe mit ihnen anzustellen. — Doch begleiten wir das Thier wieder auf seiner Wüstenreise beim Klang arabischer Volkslieder!

1.
Wüstenreise.

Mir ist, als ritt ich erst noch heut'
Mit meinem Knecht, flink und gescheut,
Der starke Traber vorwärts treibt,
Von denen keiner hinten bleibt;
Die dünngeleibt und schlankgebugt,
An allen Knochen wohlgefugt,
Und denen nie die Frische schwand,
Trotz Magerung und Sonnenbrand;
Die, wann sie erst durch dürre Au'n
Gerannt und nun das Wasser schaun,
Weckt neu der Treiber zum Gestöhn;
Da schüttert ihrer Brust Gedröhn',
Daß man bei Merw hört das Getön,
Wie Wechslergulden klingen schön.

2.
Abendrast.

Nah dem Gepäck dort graset die Kameelin
Der Söhne des Suheil und schaut darein,
Als wäre drin ihr ausgestopftes Junges;
Doch was sie bannt, ist Müdigkeit allein.

3.
Aufbruch vom Weideort.

So ist es dein Entschluß und soll
Die Stätte sein geräumt?
Ja, euere Kameele sind
In finst'rer Nacht gezäumt.

Besorgniß machte dies mir schon,
Daß ihre Stuten hier
Nicht Chimchim=Beeren finden mehr
Zu nagen im Revier.

4.

Sehnsucht nach der Heimat.

Versiege dir das Mark der Fersensehne!
Wonach erweckt mir Sehnsucht dein Gestöhne?
Ich bin von Kummer wie du selbst betroffen;
Nur berg' ich ihn, du aber zeigst ihn offen.
Es treibt mich selber, was dich treibt; nur säumen
Mich and're Zäum' und Zügel, als dich zäumen.

Plagen und Qualen. Ein schöner Spruch.

Ach, es ist nicht blos die Ermattung, es sind nicht blos die gewöhnlichen Strapazen einer Wüstenreise, die das Thier angreifen; es ist noch andern Zufällen unterworfen, die ihm an Seele und Leben gehen. Ein Ritz z. B. in den Buckel kann zur bösartigen, dienstunfähigen Wunde werden; ein Wurm gräbt sich am untern Theil der Brust ein und verursacht gewaltige Schmerzen; kleine giftige Schlangen stechen es in den untern Fuß und führen den Tod herbei.

Sinkt das brave Thier und kann nicht weiter, so bleibt es zum völligen Verschmachten liegen. Kein Araber gibt ihm den erlösenden Todesstoß; seine Religion verbietet ihm, ein Hausthier zu tödten, das nicht zum Fleischausschlachten bestimmt ist. Da liegt nun der treue Lastträger, dem einsamen Tode, den lauernden Geiern geweiht, und blickt trauernd der forteilenden Karawane nach und streckt sich endlich stöhnend in den Sand nieder. Jede Wüste zeigt die verschrumpften Leiber oder die gebleichten Knochen derer, die im Dienste des Menschen das Schwerste ertragen mußten.

Es ist kein Wunder, daß ein so geplagtes Thier sich nach der Heimat sehnt, und der Araber fühlt nicht blos die Berechtigung solcher Sehnsucht, sondern er erblickt sogar die Tugend dieser Thiergattung darin; denn eins der schönsten arabischen Sprichwörter sagt aus:

Das edelste Roß ist das scheueste vor der Peitsche, das edelste Kameel das sehnsüchtigste nach der Heimat und der edelste Mensch der umgänglichste mit Menschen.

Kommt dieses Thier nun von einer schweren Reise zurück, so ist es so vollständig abgemagert, daß selbst jener schlotternde Fettbuckel ganz verschwunden ist; die Abmagerung zeigt sich aber zu allerletzt an dem Fersenknöchel und um das Auge: es ist der höchste Grad der Ausmergelung, und schon lobt der Araber die Thiere,

Die ohne Klage traben,
So lang' sie Mark um Aug' und Ferse haben.

Da dauert es freilich lange Zeit, ehe ein so angegriffenes Thier wieder zu Kräften kommt; ein altes erholt sich wohl nie wieder. Und solche fährliche Strapazen erhöhen natürlich da, wo sie am sichersten eintreten, das Miethgeld der „Wüstenschiffe" bedeutend. Während in Kordofan z. B. ein Kameel 25 Francs im Kauf kostet, leiht man es zu einer Reise von 15—18 Tagen nicht anders als um den Preis von 20 Francs.

Aus der Hauszucht, mit Stellen aus Volksliedern.

Jene Araber, welche am Kameel Alles in Allem haben: Steuer und Blutsühne damit entrichten, die Wolle zu Zeltdecken u. s. w., den Mist zur Feuerung, die Milch zur Nahrung benutzen, den lebendigen Träger zu Handels- und Beuteverdienst — diese thun natürlich alles Mögliche, gute Thiere zu züchten. So z. B. stellen manche das zärtliche Junge eine Zeit lang nach der Geburt in einen großen Sack, sodaß nur

der Kopf herausschaut, und bringen es so zur Mutter. Gar mancherlei giebt es in solcher Kameelwirthschaft zu beobachten: beim Entwöhnen des Jungen von der Muttermilch, beim Anlernen zum Niederknieen auf Commando u. s. w. Wenn der Kameelkuh ihr Junges geschlachtet worden ist, so macht man, damit sie ferner zum Melken still halte, ein Trugbild des Jungen von der ausgestopften Haut, worauf oben im Gedicht „Abendrast" angespielt worden ist. Denn die Kameelin ist von so zarter Mutterliebe, daß eine Frau in der „Todtenklage" um ihren Vater folgendes Bild von ihr gebraucht:

Ich bebe, wenn man „Ali" ruft,
Wie die Kameelin, die
Ihr Jung's verloren, bebt, so oft
Der Hirt anrufet sie.

Ein alte Kameelkuh soll, je älter, desto zärtlicher gegen iht Junges sein, obgleich sie dann, wenigstens bei Futtermangel, of so wenig Milch hat, daß selbst das Melklied ihr keinen Tropfen entlocken kann. Und so heißt es in einem Schmählied über Undankbarkeit:

Ein Vetter auch, von dem hinweg
Die andern Vettern wichen,
Als ob er sei ein räudiges
Kameel, mit Pech bestrichen:
Ich nahm mich seiner an, als nicht
Die alte Kuh des Jungen
Sich annahm und der Melker ihr
Umsonst sein Lied gesungen.

Dagegen, heißt es, hält eine Kameelkuh, der man ein anderes Junges unterschiebt, ihre Milch zurück, sobald sie an dem Geruch merkt, daß es nicht ihr eigenes ist. Und auch dessen gedachte der Araber, der dichtete:

Wer mich nur gezwungen liebt, wie
Das ihr aufgedrungene
Fremde Junge die Kameelkuh,
Solche Lieb hat nicht Bestand.

Man legte ihr nämlich ein Preßband um die Schenkel, damit die Milch fließe.

Das räudige Kameel muß, wie oben berührt worden ist, mit Pech geschmiert werden und ist von Menschen gemieden; deswegen dient es aber doch auch zu einem poetischen Bild, ja ist ein Lieblingsbild für Schlachtgedränge und

Ringkampf.

Du siehst im Kampf den Knaben selbst, den schmeidigen,
Der, wo er sich berühret fühlt vom Leidigen,
Nur näher rückt und wird zum doppelt freudigen,
Sich reibend wie ein räudiges am räudigen.

Das Schlachten eines Kameels wird oder ward (nach der Hamasa) so vorgenommen, daß man zuerst dem bestimmten Thiere den Kniebug eines Hinterbeins durchhaut, um es niederzuwerfen; damit es im Knieen starb, wurde es unter Umständen von beiden Seiten gestützt; der Schlächter, der das letzte Werk verrichtete, setzte sich oben darauf.

Nächtlicher Gastempfang.

Steh' auf, o Hausfrau, nimm der Schaar,
Der reisemüden, ab
Reitthier und Heergeräth, du bist
Gewachsen solcher Pflicht:

In einer winterlichen Nacht,
Wo Regen sich ergießt
Und wo der Hund vor Finsterniß
Sieht die Zeltseile nicht.

Nicht mehr als einen einz'gen Bell
Wagt auch der Hund zu thun,
Indem er den gerollten Schweif
Sich um die Schnauze flicht.

Was meinst du, ob ich ein sie thu'
Bei unserem Gepäck
Im Zeltraum, oder ob für sie
Ich eine Hütt' erricht'?

Fürs Volk, das zehrungsdürftige,
Für dessen Nothdurft sorgt
Ein Mann, der nicht den Tadel liebt
Und seinen Ruhm verficht.

Das Schlachtschwert unterm Kleide, ging
Ich hin, wo Höck'rige
Gleich Thürmen sich mir stellten dar,
Zu Hauf gelagert dicht.

Den Schenkel einer Kalbigen
Traf alsobald mein Stahl;
Den Schenkel traf Verderben ihr
Von meines Stahls Gewicht.

Hengstähnlich, eine Schweberin
Und eines Schwebers Kind:
Wo ihren Tod mein Hirt erfährt,
Schlägt er sich ins Gesicht.

Zu ihres Höckers Buckel hob
Ich unsern Schlächter auf,
Und er als Sattel saß auf ihr,
Der ihr den Nacken bricht.

Und reißt das Fleisch von ihr, der Hin-
Geknieten, ab, als wie
Das Kleid man abreißt einem, den
Man in der Schlacht ersticht.

Das Kriegsthier.

In den ältesten Zeiten hatten die Araber lediglich Kameele als Kriegsthiere. So kamen zuerst Midianiter und Amalekiter mit den Israeliten in Berührung: „Denn sie kamen herauf mit ihrem Vieh und Hütten, wie eine Menge Heuschrecken, daß weder sie noch ihre Kameele zu zählen waren, und fielen in das Land, daß sie es verderbeten.“ (Richter 6, 5; 7, 12.)

Im fünften Jahrhundert vor Christus rüstete der Perserkönig Xerxes ein großes Heer vieler Völker wider Griechenland und zog dahin durch die jetzige europäische Türkei. Der Geschichtschreiber Herodot schildert diese Völker und diesen Kriegszug; da sind auch dabei die Araber, obwohl sie nicht eigentlich dem Perserkönig unterworfen waren. Und er erzählt von diesen also:

„Die Araber waren mit weiten Oberkleidern umgürtet und führten lange Bogen, auf beiden Seiten zu spannen, nach den Umständen . . . und ritten alle auf Kameelen, die an Schnelligkeit den Pferden nicht nachstehen. Alle übrigen Reiter nun waren in Reihen gestellt; die Araber aber standen ganz hinten. Nämlich da die Pferde die Kameele nicht ausstehen können, mußten sie die letzten sein, damit die Pferde nicht scheu würden.

„Auf diesem Zuge wurden ihm die beladenen Kameele (erzählt Herodot ferner) von Löwen angefallen. Nämlich die Löwen gingen bei Nacht aus und verließen ihr Lager, fielen aber sonst weder Menschen noch Vieh an; nur die Kameele allein waren ihre Beute. Ich wundere mich, woher das wohl gekommen sein mag, daß die Löwen alles Uebrige verschonten und nur die Kameele angriffen, da sie doch dieses Thier zuvor weder gesehen noch gekostet.“

Wahrscheinlich fielen die Kameele den Löwen mehr in die Augen und schienen, besonders mit ihrem hohen Gepäck, bessere Bissen zu sein.

Kriegsgebrauch bei den Arabern.

Die Araber kämpften auf Kameelen, so gut wie man auf Pferden thut, in Geschwadern zum Angriff und Rückzug; als Interimsthiere wurden sie dann gebraucht, sobald man Streitrosse mit in die Schlacht nahm.

1.

Wir merkten etwas, zogen uns zurück,
Und wieder vorwärts schwenkten unsre Reih'n;
Ein wenig standen wir uns im Gesicht
Und schossen von Kameelesrücken drein

2.

Doch Flucht ist auf Kameelen
Und Sicherheit im Raum,
Wenn wir an ihnen heben
Den Zügel und den Zaum.

3.

So soll ich denn also nimmer dich sehn, ja nimmer,
Wie hin das Kameel dich trägt in des Laufs Erguß,
Bepackt mit dem Panzerhemd und des Rosses Sattel,
Und ledig daneben tanzt das gepflegete Roß.

Eine Kriegslist.

Im sechsten Jahrhundert vor Christus bekriegte Cyrus, der Perserkönig, die Lydier unter ihrem König Krösus. „Und kein Volk in ganz Asien", berichtet Herodot, „war zu derselben Zeit tapferer und rüstiger im Streit als die Lydier. Sie stritten

aber zu Roß und führten lange Spieße, und waren sehr geschickte Reiter. Und als Cyrus die Lydier sah in ihrer Ordnung gerüstet zum Streit, ward ihm bange vor ihrer Reiterei. Und er machte auf den Rath des Harpagus, eines medischen Mannes, folgende Anstalt. So viel Kameele seinem Heere folgten mit Lebensmitteln oder Geräth, die brachte er alle zusammen und nahm ihnen ihre Last ab und setzte Männer darauf, mit Reiterkleidung angethan. Und als sie gerüstet, befahl er ihnen, dem übrigen Heere voranzugehen, Krösus' Reitern entgegen; nach den Kameelen sollte das Fußvolk kommen, und hinter das Fußvolk stellte er alle seine Reiter. Die Kameele aber ordnete er gegen die Reiter darum: es scheuet das Pferd vor dem Kameel und kann nicht ertragen Beides, weder seine Gestalt zu sehen, noch seinen Geruch zu riechen. Dieserhalb hatte er es also ausgedacht, auf daß er dem Krösus seine Reiterei unnütz machte, darauf der Lydier die Hoffnung des Sieges setzte. Und da sie aneinander kamen zum Streit, alsbald, da die Pferde die Kameele witterten und ihrer ansichtig wurden, wendeten sie um zur Flucht. Also ward dem Krösus seine Hoffnung vereitelt."

Kameelartillerie.

Auf den Kameelen konnten übrigens recht gut zwei Bogenschützen sitzen, von denen der eine nach vorn, der andere nach hinten seine Waffe richtete, und man hat das auch angewendet. In neueren Zeiten hat man auch Kameelartillerie gebildet, so zwar, daß kleine Kanonen auf besonders eingerichteten Sätteln befestigt sind; das Thier streckt dann beim Abfeuern auf Commando den Hals nieder oder legt sich auf die Kniee. Die Engländer in Indien haben ein solches fliegendes Corps, auch die Perser; die Franzosen wendeten dergleichen schon im ägyptischen Feldzuge an; noch früher sollen die Chinesen damit bekannt gewesen sein.

Geschichtliches über Gebrauch und Verbreitung des Kameels.

Die bei weitem älteste Erwähnung des Kameels kommt in der Bibel vor. Erzvater Abraham zog als Nomadenfürst mit Kameelen umher, welche er, wie es scheint, in Aegypten zum Geschenk erhalten hatte. Bald zählte das Thier zu seinen und seiner Nachkommen Reichthümern, und daß es auch schon zum Reiten in jener Zeit gebraucht wurde, lehrt die Stelle, wo es heißt: „Also machte sich Rebekka auf mit ihren Dienern und setzten sich auf die Kameele." — Dreißig säugende Kameele mit ihren Füllen bot unter anderm Vieh Jakob seinem beleidigten Bruder Esau zum Geschenk. Und daß schon Karawanen im Gang waren, liest man in der Geschichte, wo Jakob's Söhne ihren Bruder Joseph verkauften. „Indessen hoben sie die Augen auf und sahen einen Haufen Ismaeliter kommen von Gilead mit ihren Kameelen; die trugen Würze, Balsam und Myrrhen und zogen hinab in Aegypten. Und da die Midianiter, die Kaufleute, vorüberreiseten, zogen sie ihn heraus aus der Grube und verkauften ihn den Ismaeliten um zwanzig Silberlinge; die brachten ihn in Aegypten." Midianiter waren eben Araber, d. i. Kinder Ismael's.

Den Juden war das Fleisch des Kameels zu essen verboten, weil es wiederkäuete — das schien ihnen unrein; dagegen verehrten die Römer Kameelfüße als Leckerbissen. Die Römer aber haben sich nicht viel mit dem Kameel abgegeben; nur von den Kaisern Nero und Heliogabalus wird berichtet, daß sie Kameele zu Wagengespannen im großen Circus, also nur als Merkwürdigkeiten verwendet haben.

Durch die Verbreitung der Lehre Mohammed's ist auch das Kameel über weitere Strecken des Erdbodens verbreitet worden, und so ist es auch damals als wirkliches Gebrauchs- oder Kulturthier in ein europäisches Land, nach Spanien gekommen. Nach der Vertreibung der Mauren hat man aber auch dort das nützliche Thier aussterben lassen. Versuche seiner Uebersiedelung sind später im spanischen Amerika gemacht worden, aber bald

gescheitert; ob an der Trägheit der Menschen oder an der Unverträglichkeit des Thiers mit klimatischen und Bodenverhältnissen, ist nicht ausgemacht. Ein einziger europäischer Fürst, Ferdinand II. von Toscana, hat im 17. Jahrhundert Kameele bei sich eingebürgert; noch im Jahr 1810 zählte man zu San Rossoro 170 Stück. Sonst sieht man sie in Europa nur an der Hand der Bären- und Affenführer der Jugend zur Ergötzlichkeit, oder in größeren Menagerien für wissenschaftlichere Neugier.

Das Fest des Kameels bei den Persern.

Eine religiöse Verehrung des Kameels finden wir bei keinem Volk, obwohl die alten Perser den Genius des Feuers auch in Gestalt eines Kameels verwandelt dachten. Ein Fest, das noch jetzt in Persien gefeiert wird, bezieht sich merkwürdiger Weise auf die biblische Opferung Isaak's, der den Mohammedanern ebenfalls ein verehrter Patriarch ist. Sie glauben nämlich, nicht ein Widder, sondern ein Kameel sei es gewesen, das Abraham an Isaak's Statt geschlachtet habe. Zu diesem Fest nun wird das größte und schönste Kameel ausgesucht, gar zierlich herausgeputzt, mit Gold- und Silberplatten behangen und bei früher Tageszeit vor die Stadt hinaus in die Nähe einer Moschee geführt. Dort verrichten die Priester gewisse Gebete; der Vornehmste der Versammlung (wo der König ist, dieser selbst) nimmt einen Wurfspieß und wirft ihn nach dem Kameel, welches zu gleicher Zeit mit Stricken, die man ihm um die Füße gelegt, zu Boden geworfen und in zwölf Theile zerstückelt wird. Jeder Vorsteher einer Innung bekommt einen von diesen Theilen, welcher eingesalzen bis zum Fest des folgenden Jahres aufbewahrt wird. Nach vollbrachter Feierlichkeit bewirthet der Vorsteher jeder Innung die Angesehensten seinesgleichen, und dabei ist denn das vom vorigen Jahr aufbewahrte Stück, mit Reis gekocht, das vornehmste Gericht. Natürlich ist das nicht zum Sattmachen, dafür müssen andere gute Bissen helfen.

Arabische Sagen.

1.

Der numeirische Hirte.

(Aus Hamasa.)

Beim numeirischen Hirten kehrte ein Mann von Kilab mit seinem Gefolge ein, zur Zeit eines Mangeljahres, als die Kameelheerde des Numeirischen nicht zu Hause war. Da schlachtete er in der Noth heimlich eine Kameelstute von den Reitthieren der Gäste und bewirthete diese damit. Am Morgen kam seine Heerde nach Haus, und er gab dem Herrn der geschlachteten Stute eine ebenso alte Stute und dazu noch eine jüngere drein. Davon dichtete er selbst:

Ich staunte, wer im Froste des Nachtwinds reiste da,
Zum Scheine meines Feuers, bei Ferda und Raha:

Des Feuers, wo gebraten ward die zerschnitt'ne Haut;
Doch auch bei solchem Braten sind Gäste gern geschaut.
Sie kamen und wir klagten; sie klagten ihre Noth,
Da weinten wir zusammen, wie es die Lage bot.
Der dürft'ge Wirth, er weinte, befürchtend Schimpf und Hohn,
Der Nachtgast schnürte fester den Gurt vor Hunger schon.
Um zu erspähn ein Fettes, kniff ich die Augen ein;
Wohl mußt' ich mich bequemen, gastfrei auf Borg zu sein.
Und eine wohlbeschlag'ne von edler derber Art
Erblickt' ich, eine solche, der abgedarbt nichts ward.
Mit einem leisen Winke winkt' ich dem Knechte dann.
Gott segne Habtar's Augen! er ist ein ganzer Mann.
Wie freut es mich von Habtar, daß er ohn' einen Stoß
Dahin ging und das Messer in seiner Hand war bloß.
Da war's, als ich die Leute satt sah von Buckelfette,
Als ob ich eine Decke gelüpft vom Herzen hätte.

Wir saßen um den Kessel die Nacht durch, der voll Braus
Gesott'nes und Gebrat'nes uns spendete zum Schmaus.
Und unser Hirt Burnima kam morgens mit der Schaar
Von Sechzigen, für welche das Futter nahrhaft war.
Ich sprach zum Herrn der Stute: „Nimm noch den Jährling hin
Zur Stut', an Fett gleich deiner, die ich dir schuldig bin."

2.

Saſaa, oder Kameele für Grabtöchter.

(Aus den Glossen zur Hamasa.)

Bei den heidnischen Arabern, ehe denn der Prophet Mohammed kam, war es Sitte, neugeborene Mädchen zu begraben. Noch bevor der Koran aber die Sitte abschaffte, versuchte es der großmüthige Sasa'a, und der Beginn seiner aufopfernden Großmuth war dieser.

Es hatten sich ihm zwei Kameelkühe verlaufen und er zog aus, sie zu suchen. Da überfiel ihn die Nacht und er sah ein Feuer, auf das er zuging. Dort fand er einen Scheich und ein kreißendes Weib; er grüßte und der Scheich dankte. Er fragte den Scheich nach den beiden Kameelkühen, und dieser sagte: „Ich habe sie gefunden und Gott hat uns heute mit ihrer Milch das Leben gefristet." Dann wandte er sich zu einigen Weibern, die zugegen waren, und sagte: „Wenn uns ein Knabe kommt, so weiß ich nicht, was ich mit ihm machen soll; wenn aber ein Mädchen kommt, so begrabt es und laßt mich nicht seine Stimme hören." Da kam ein Mädchen zur Welt, und Sasa'a kaufte es für die beiden Kameelkühe und den Kameelhengst, auf dem er jene zu suchen ausgeritten war. Solches machte er nun zu einem Gebrauch, und Jeder, der eine Tochter begraben wollte, kam zu ihm und er kaufte sie ihm ab für zwei Kameelkühe und einen Kameelhengst. Dann kam der Islam, und er hatte bis dahin 300 Grabtöchter losgekauft.

3.

Das Kameel aus dem Felsen.

(Nach dem Koran.)

Zu dem Stamme Thamud, der in Abgötterei verfallen war, trat der Prophet Saleh und sprach: „O mein Volk! dienet doch Gott, der euch erschaffen und euch die Erde zur Wohnung angewiesen hat. Außer ihm ist kein Gott." Sie aber fragten: „Willst du uns verbieten das anzubeten, was unsere Väter angebetet haben? Worauf willst du dich berufen?" Da ließ Saleh eine Kameelkuh aus einem Felsen hervorgehen und sprach: „Was dünket euch von meinem Herrn, da er mir solche Barmherzigkeit erwiesen hat? Nun sei euch, o mein Volk, diese Kameelkuh ein Zeichen! Sie lasset gehen, frei weiden auf Gottes Erde und thut ihr nichts." Sie aber schnitten dem Kameel die Kniescheiben entzwei und schlachteten es. Da sprach Saleh: „Nun genießet eure Wohnungen noch drei Tage!" Und nach drei Tagen entstand ein Wetter und Krachen vom Himmel und die Häuser stürzten über ihnen zusammen; blos Saleh und die an ihn geglaubt hatten, wurden errettet.

4.

Lerche und Kameel, oder: Ein vierzigjähriger Krieg.

(Nach Liedern und Anmerkungen in der Hamasa.)

Klar ist jedes Dinges Ausgang, wenn's vorbei;
Doch der Eingang läßt nicht wissen, was es sei.

(Schabib ben Elbarsa.)

Es war noch zur altarabischen Heidenzeit, als die Bruderstämme Bekr und Tagleb ihren gemeinsamen Ahnen Wail verehrten; ein Nachkomme dieses Helden, Kuleib Wail, hatte es in einem Krieg wider die Landschaft Jemen bis zum Führer der ganzen arabischen Stammgemeinschaft gebracht, hatte gesiegt und jene Landschaft erobert. Da erwuchs ihm neues Ansehen

zu seinem Ansehen und neuer Stolz zu seinem Stolze, sodaß man von einem, den man recht zeichnen wollte, zu sagen pflegte: „Er ist stolzer als Kuleib Wail.“

Eigentlich hieß er nicht Kuleib, sondern blos Wail; denn Kuleib bedeutet ein Hündlein. Aber mittels eines Hündleins hatte er einen Landstrich vom Hochland zum verbotenen Gehege gemacht, wo Niemand weiden durfte, als wer ihm darüber den Krieg erklären wollte. Nämlich so: Er hatte ein Hündlein an den Füßen zusammengebunden und auf die Wiese hingeworfen; soweit man nun dessen Bellen hörte, so weit sollte man sich der Weide enthalten. Da ließen sich denn auch die Leute warnen indem sie sagten: „Hör' du, das ist die Stimme des Hündleins!“ — und sie dachten freilich beim Hündlein mehr an dessen Herrn, den sie doch eigentlich fürchteten; in Folge dessen wurde dieser Kuleib genannt.

Kuleib wohnte zusammen mit der Familie seines Schwiegervaters Morra, und Morra's Sohn Dschessas war ihm so vertraut, daß beide nicht nur ihre Zelte nebeneinander hatten, sondern auch ihre Kameelheerden gemeinsam weideten. Einst aber kehrte ein Mann von Dscharm, mit Namen Saad, bei des Dschessas Tante Bessus ein, die in ihres Neffen Schutz wohnte; demnach wurde die Kameelkuh, auf der er gekommen, mit des Dschessas Kameelen zur Weide getrieben. Nun war gerade Kuleib ausgegangen, sein Gehege zu besehen, da sah er eine Lerche sitzen auf ihren Eiern, die schrie, als sie ihn erblickte, und schlug mit den Flügeln. Kuleib aber sagte: „Beruhige dich! deine Eier sind in meinem Schutze; und im Weitergehen sang er:

He, du o Lerche, dort in den Gehegen!
Frei ist der Raum dir; Eier magst du legen,
Zwitschern und Körner picken meinetwegen.

Als er jedoch wieder hin an die Stelle kam, sah er die Spuren eines fremden Kameels, und dies Kameel hatte die Eier der Lerche zertreten und zerquetscht. Das verdroß ihn und

er sprach: „Bei den Opfersteinen Wail's, nicht hat ein Kameel von uns gewagt mein Schutzgebiet zu verletzen!“ Und ging heim in seine Wohnung und man sah den Zorn auf seinem Gesichte.

Des andern Morgens ging er wieder aus und diesmal ging Dschessas mit ihm, um ihre vereinten Kameelheerden zu mustern. Da erblickte Kuleib die Kameelin Saad's, des Mannes von Dscharm, und vermuthete, das sei die, welche die Eier der Lerche zerbrochen. Da sprach er zu Dschessas: „Gib Acht, du, gib Acht! Ich hab' eine Ahnung, und wenn ich wüßte, daß es wirklich so wäre, so wollte ich machen, daß diese Kameelin nie wieder mit dieser Kameelheerde hierher kommen sollte.“ — Dschessas aber dachte, daß Kuleib dieses nur sagte, um seine, des Dschessas Heerde, aus dem Gehege zu vertreiben, und er sprach: „Doch, bei Gott, sie soll wieder her! Und meine Kameele sollen ihre Köpfe an keinen Ort hinstecken, wohin nicht auch diese Kameelin ihren Kopf steckt.“

Da sprach Kuleib: „Dein Sattel ist über das Wirbelbein vorgerutscht (d. h. du gehst zu weit), o Dschessas! und bei Gott, wenn sie wieder herkommt, so soll mein Pfeil in ihrem Euter stecken.“

Da entgegnete Dschessas: „Nun, bei den Opfersteinen Wail's! wenn du deinen Pfeil in ihrem Euter stecken machst, so mach' ich meine Lanze in deinem Rücken stecken.“ Darauf trieb er die Kameelin mit seiner Heerde weg und that sie außerhalb des Weidegeheges, dem Kuleib aus dem Wege.

Kuleib ging heim voll Zornes; da sprach zu ihm Dschelila, seine Gattin: „Was hast du, daß du zornig bist?“ Und er sagte es ihr nicht; doch sie ließ nicht ab, da fragte er: „Kennst du einen, der gegen mich seine Schutznachbarn vertheidigen dürfte?“ Sie antwortete: „Ich kann das von Niemandem denken als von meinem Bruder Dschessas.“ Er sprach: „Und Dschessas, wird er gegen mich seine Schutzbefohlenen vertheidigen?“ — „Ja“, sprach sie, „wenn er's gesagt hat; hat er's denn gesagt?“ Da sprach Kuleib:

Er hat's gesagt; doch was man sagt, hat kein Gewicht
Und geht nur fehl, wo es an Nachdruck ihm gebricht.

Als diese Rede dem Dschessas hinterbracht wurde, entgegnete er:

Den Schaden merkt man, eh' man im Gedräng' ist, nicht,
Und mancher Droher lügt mehr, als er Wahrheit spricht.

Und zwischen ihnen beiden wechselten viel Gesänge der Art. Wenn nun aber Kuleib ausreiten wollte, hielt ihn Dschelila zurück und beschwor ihn, nicht seinem Schwager zu trotzen, oder gar das Verwandtschaftsband zu zerreißen; und sie beschwor auch ihren Bruder Dschessas. Und auch Kuleib's Bruder Muelhil gab ihm Manches zu hören, wie:

Gleich ist ein Freund dem Bruder.
Wenn du ihn kränkst: den Wall
Des Glückes wirst du kränken,
Und auf dich fällt sein Fall.

Schand ist in diesen Dingen
Und Schaden gleich im Lauf
Und zwischen euch das Unheil
Thut seinen Rachen auf.

Doch Kuleib antwortete ihm:

Ich will zu Leib' ihm gehen,
Und würde mir, o schau',
Vollführ' ich, was ich sinne,
Die Stirn darüber grau;

Damit nicht Jemand sage:
Er stützt nicht seinen Wall,
Und seiner Größe Bau bringt
Ein Fällender zu Fall.

Darauf hielt sich Kuleib einige Tage in seinem Zelte, dann ritt er hinaus, denn seine Kameele gingen zur Tränke. Und des Dschessas' Kameele gingen ebendahin; weil aber jene schon dort waren, wurden sie aufgehalten und einige Hengste (die sich nicht so leicht aufhalten lassen) wurden gekoppelt; auch die Kameelstute des Saad von Dscharm, der bei Dschessas' Tante zu Gast war. Doch diese, als sie das Wasser spürte, rüttelte ihre Koppel und sprengte sie und lief unter die Heerde Kuleib's. Die Hirten scheuchten sie zwar von der Tränke, aber sie überwältigte die Hirten und tränkte sich, während man sie stieß.

Kuleib glaubte erst, es sei ein Thier des Dschessas, dann aber faßte er Verdacht und fragte. Da ward ihm gesagt, es sei die Kameelin des Mannes von Dscharm; und Kuleib glaubte, sie sei ihm zum Trotz losgelassen, zielte auf sie und traf ihr Euter mit einem Pfeil, der es durchbohrte.

Da lief die Kameelin fort und kam heim zu ihrem Stallort unter lautem Brüllen, während ihr Euter zwei Fäden von Milch und Blut rinnen ließ. Als Bessus, die Tante des Dschessas, dieses sah, sprang sie auf und riß ihr Vortuch vom Kopf und schrie: „Ach, der Schmach!“ und schlug ihr Gesicht. Und es schrie auch der Mann von Dscharm und rief: „Wehe!“ und Bessus sprach: „Ach, der Schmach! der Schmach am Gast! ach! ach!“

Inzwischen hub Kuleib an ein Gedicht zu sprechen:

Die Leute Morra's werden's nun gewahr,
Daß preisgegeben mein Geheg' nicht war,
Und ihres Gastes Milchkameel daheim
Nun Morgens bleibet, Morgens immerdar.
Nun merkt, daß ich der Mann zu schaden bin,
So wie ich einst der Mann zu helfen war.

Dschessas aber sprach zu Bessus, seiner Tante: „Schweige still und dir soll für die Kameelin eine andere, weit größere werden.“ Doch sie wollte sich nicht zufrieden geben, und einst

in der Nacht begann sie ein Gedicht an Saad, sodaß es Dschessas hören mußte, und darin sagte sie:

Saad, sei nicht unbesorgt für dich!
Sei auf der Hut, mein Kind;
Denn ich wohn' unter Leuten hier,
Die todt für Nachbarn sind.
Allein zu Haus nun bin ich hier
Bei einem solchen Stamm,
Wo, wenn der Wolf zugreifen will,
Er greift nach meinem Lamm.

Da sprach Dschessas: „Schweige still, o Weib! denn bei Gott, morgen soll ein Hengst geschlachtet werden, dessen Schlachtung dem Stamm Wail höher zu stehen kommt als deine Stute." Kuleib, als er diese Worte vernahm, bezog sie auf seinen edlen Kameelhengst Olajjan, und er sagte spottend: „Vor der Schlachtung Olajjans sind auch noch Dörner im Wege, bei der Nacht, wo der Mond nicht scheint!" Doch Dschessas sprach ein Gedicht vor den Leuten:

Wisset, daß mein Nachbar ist der
Allernächste mir zumal
Und der Nachbarin Kameelin
Gleich dem Hengst in meinem Stall.
Kränkt ihr meinen Nachbar, kränkt ihr
Mich an meinen Männern all';
G'nug thun will ich meinem Nachbar,
Daß man merken soll den Fall.

Und als einst Kuleib ausging und seine Waffen nicht mit hatte, da eilte er ihm nach mit noch einem von seinem Stamm, Namens Amru; und beide erreichten den Kuleib in seinem Weidegehege. Da rief Dschessas ihm zu: „Nimm dich in Acht, ich will dich tödten!" Kuleib aber sprach: „Tritt vor mich hin, wenn du wahr sprichst, denn du weißt, daß ich mich nicht um-

drehe.“ Und Amru sprach: „Er ist billig gegen dich; ich denke nicht, daß du es thust.“ Doch Dschessas stieß ihn von hinten mit der Lanze, daß er fiel. Da sprach Kuleib: „Gib mir zu trinken, o Dschessas; denn ich kann dir nichts mehr thun.“ Jener aber spottete: „Die Tränke ist ja vor dir, du brauchst dich nicht darnach umzudrehen“, und wandte sich zur Flucht. —

Der Frevel ist ein Führer hin zur Trauer,
Und Gott ist für die Menschen auf der Lauer.

sprach Morra, Dschessas' Vater, dessen Stammgenossen schworen für seinen Sohn einzustehen, da jener ihn ausliefern wollte. Und so entstand aus dem Frevel Kuleib's an der Kameelin und aus dem Frevel des Dschessas an seinem Freunde ein vierzigjähriger Krieg, der manchen edlen Helden dahinraffte und immer mehr Familien in die verderblichen Händel verflocht.

Wir werden euch besuchen, Haus von Bekr,
Was auch das eigne Herz dagegen spricht,
Mit Schwertern, die der Saft der Schädel röthet,
Wann sie vom Feger kamen hell und licht.
Wir weinen über euch, wenn wir euch tödten,
Und tödten euch, als kümmert' es uns nicht.

So sang Muelhil, Kuleib's Bruder, und blieb hart, auch nachdem ein schönes unschuldiges Opfer von seiner Hand gefallen war, das als Sühne für seines Bruders Tod angeboten wurde.

Nämlich Elhareth ben Obad hatte sich zurückgezogen vom Krieg und hielt sich still mit seinen Leuten, mit seinen Kindern, Bruderskindern und übrigen Anverwandten, indem er sprach: „Ich habe dabei keine Kameelin und kein Kameel.“ Darüber erzürnte sich Saad ben Malek und sang:

O weh' dem Krieg, der abgethan
Mannschaften, die nun stille liegen!
Den Leuten macht des Krieges Brand
Den Stolz und frohen Muth verfliegen.

Doch dauert uns in Noth ein Held,
Dazu ein Roß, gewohnt zu siegen,
Ein dichtes Panzerhemd, ein Helm,
Bekrönt, ein Speer, der nicht zu biegen.

Anhäng' und Schweife fallen ab,
Wo erst die rechte Noth im Gang ist,
Erneut der Angriff nach der Flucht
Und kein Vergnügen Stoß und Drang ist.

Wer Zuflucht sucht vor seinem Schreck,
Im Weg wird ihn das Schicksal hemmen;
Es schneidet ab die Flucht der Tod,
Und Waffen zieht man aus den Memmen.

Elhareth, auf den dies gemünzt war, kümmerte sich nicht darum, sondern blieb in seinem ruhigen Gleise. Aber einst ging sein Neffe Budscheir, der Sohn Amru's, aus, um einige entlaufene Kameele zu suchen, da traf er auf Muelhil, des erschlagenen Kuleib Bruder, der mit einer Schaar der Beni Tagleb den Stamm Bekr überfallen wollte. Und als er den Budscheir erblickte, war er erstaunt über den Jüngling, über die Schönheit und Art, die er an ihm sah, und fragte ihn: „Wer bist du, o Jüngling?" Der antwortete: „Ich bin Budscheir ben Amru." Da streckte jener die Lanze gegen ihn, ihn zu durchstoßen. Zwar sprach Amrulkaiß, einer der Fürsten von Tagleb, zu Muelhil: „Thu' es nicht; sein Oheim und seine Familie haben sich zurückgezogen und die Stammgenossenschaft mit Bekr aufgegeben." Doch Muelhil kehrte sich nicht daran, sondern durchstieß den Jüngling mit der Lanze, daß sie zum Rücken hinausdrang, indem er sprach: „Dieses für die Schuhriemen des Kuleib!"

Elhareth, der Oheim des Jünglings, einer der Mäßigsten wie der Stärksten unter seinen Zeitgenossen, da er glaubte, daß durch diese Frevelthat der Mord Kuleib's gesühnt sei, sprach: „Heil dem Erschlagenen, der Frieden stiftet zwischen den beiden Bruderstämmen Wail und ihre Thorheit hemmt!" und sandte

hin zu Muelhil und den Taglebs und ließ sagen: „Wenn ihr den Budscheir getödtet habt für Kuleib und der Krieg dadurch abgeschnitten ist zwischen euch und euren Brüdern, so bin ich damit zufrieden und ergebe mich gern darein, damit dieses Ding ruhe." Aber Muelhil antwortete ihm: „Ich hab' ihn nur getödtet für den Schuhriemen des Kuleib."

Nun rüstete Elhareth ben Obad, um zu dem Stamme Bekr zu stoßen, und da er sich mit ihm vereint hatte, sprach er zu ihrem Führer: „Die Leute haben dich und deine Feinde gering geachtet in der Zahl; so bekämpft sie nun auch mit den Weibern!" Jener fragte: „Und wie geschieht die Bekämpfung mit Weibern?" Elhareth antwortete: „Laß jedes Weib von deinen Leuten einen Eimer mit Wasser umhängen und einen Stock in die Hände nehmen und stelle sie alle hinter euch; das wird euren Eifer zum Kampfe mehren und eure Tapferkeit verstärken. Machet euch aber ein Abzeichen, daran euch jene erkennen; denn wenn nun eine von ihnen an einem Erlegenen von euch vorbeikommt, so tränkt sie ihn mit dem Wasser und hilft ihm auf; kommt sie aber zu einem, der nicht von euch ist und nicht euer Zeichen trägt, so schlägt sie ihn mit dem Stocke vollends todt."

Da gehorchten sie seinem Rathe und thaten so; und es schoren die Beni Bekr an diesem Tag ihre Häupter gleich solchen, die sich dem Tode weihen, und machten das zum Zeichen zwischen sich und ihren Weibern. Und keiner von ihnen blieb ohne sein Haupt zu scheren, außer Dschahdar, d. i. der Knirps. Denn er war ein unansehnlicher Mann, aber mit schönen Locken, übrigens ein namhafter Ritter. Der gelobte für seine Locken den ersten feindlichen Reiter, der vom Hügel herabkäme, und sang:

Verwaist sei meine Tochter
Und Wittwe meine Schnur,
Staub meinem Haar statt Salbe:
Halt' ich nicht meinen Schwur!

Gebt her mir das Geschwader,
Das erste, das da fährt;
Steh' ich ihm nicht, so stutzt mir
Die Locken mit dem Schwert!

Da verschonten sie seine Locken und er hielt Wort; doch im Verlauf des Tages bekam er eine schwere Wunde und sank zu Boden. Da gingen an ihm die Weiber vorbei, und da sie ihn lockig fanden, hielten sie ihn für einen Tagleb und tödteten ihn.

Die Weiber aber sangen:

O Chor, o Chor, o Chor, o Chor!
Getümmel in des Staubes Flor,
Wo Qualm und Hitze steigt empor:
Willkommen, wer heute die Locken schor!

Und gegen ein solches Weib von Bekr mit ihrem Kinde kam ein Reiter von Tagleb, der noch einen andern Mann auf der Croupe hatte, und dieser reizte jenen, daß er das Kind mit der Lanze durchbohrte; und als er es daran in die Höhe hob, rief er: „Weh' der Mutter des Küchleins!" Aber Alfind vom Stamme Bekr kam dazu und spießte sie beide mit einem Speerstoß aneinander. Und dieses Alfind Tochter, eine kecke Dirne, war auch mit im Streit und sang:

Wir Kinder eines Recken
Ruhen auf weichen Decken,
Vordringende zu wecken,
Rückweichende zu schrecken.

Als aber die von Bekr wirklich einmal zurückwichen, gewann ihnen einer der Ihrigen, Auf Ben Malek, den Vorsprung ab, indem er einen Hügel besetzte; und er hatte bei sich ein Kameel, darauf seine Mutter ritt, demselben hieb er, da er in der Mitte des Hügels angelangt war, die Kniekehle ein, daß es niederknickte und hocken blieb; dann sang er:

Ich bin der Hucker, ich hucke,
Daß man nicht an mich rucke —

und so den Weg stopfend und sich verschanzend, zog er sein Schwert und rief: „Bei Gott, kein Mann von Bekr soll fliehend hier vorbei, den ich nicht treffe mit dem Schwert."

Der eigentliche Held des Tages aber war Elhareth selbst, der für seinen Neffen Budscheir Rache nahm, und er rannte keinen Mann von Tagleb an, den er nicht niederstreckte. Und sein erstes und edelstes Opfer war Amrulkaiß, der vom Morde Budscheir's abgerathen hatte; Muelhil aber entging ihm durch List.

So blutig ging diese Fehde, die um eines Kameeles willen entstanden war, fort, daß nach langen Jahren einer von Tagleb's Stamm dichten mochte:

Der Schlag von Schwert an Schwert hat uns
Gebracht vom hohen Lande
Zum Dorngebüsch der Niederung
Und unfruchtbarem Sande.
Kampfstage haben nach und nach
Das reiche Gut verschlungen,
Ein Trüppchen Heerdenmütter blieb
Uns übrig ohne Jungen.
Drei Drittel: eins für Pferdekauf
Und eins für Nahrungsmittel;
Für Bußen, die wir schuldig sind,
Geht auf das letzte Drittel.

Und der Dichter dieses Liedes, Amru ben Kulthum von Tagleb, mußte vollends am Hofe des Königs von Hira als Gegensatz folgendes Lob des Stammes Bekr Wail hören:

Wir fanden unsern Vater vor
Im hohen Ehrenhaus,
Zu welchem Niemand reicht empor,
Und Niemand trieb ihn aus.
Wir alle, wie wir streben, gehn
Gar weit ihm hinterdrein;
Doch wer nach besten Kräften ringt,
Soll sein Nachfolger sein.

Ein Mann von zweitem Rang bei uns
Hat ersten anderwärts,
Und ganz Maadd zu bändigen
Hat unser Kind das Herz.

Wir sind's, bei denen Ehr' und Gut
Der Schützling nie verlor;
Manch' andre brüten Hinterlist,
Taub gegen Schimpf ihr Ohr.

Uns brodeln große Stücke Fleisch
In Füll', in Wohlgedeihn;
Manch' andre kochen ihre Schmach
In Kinderschüsselein.

Es wässert unsers Gastes Zahn
Beim winterlichen Mahl
Nach des Kameels Fettbuckel, den
Er nimmt nach eigner Wahl.

Wir schirmen unsern eignen Hag,
Und unsre Lanze frägt
Danach nicht, was ein andres Volk
Für sich hat eingehegt.

Als der Verfasser, Hodschr ben Chaled, dieses Gedicht vorgetragen hatte, gab ihm Amru in Gegenwart des Königs einen Backenstreich. In der Nacht darauf drang Hodschr in das Gemach Amru's und versetzte ihm einen solchen Schlag auf die Wange, daß er todt danieder sank. Am andern Morgen rief der Herold vom Palaste des Königs herab: „Komm, Hodschr Ben Chaled, du hast sicheres Geleit!" Da ging Hodschr zum König, und dieser fragte ihn: „Hast du den Mann getödtet?" — „Nein", antwortete Hodschr, „ich hab' ihm einen Backenstreich gegeben."

IX.

Der Löwe.

Die Männer den zweiten Rang bei uns
Den ersten anderwärts,
Und zum Morde zu bändigen
Hat unser Feind das Herz.

Wir sind's, bei denen Ehr' und Gut
Der Schützling nie verlor;
Doch andre leihen Hinterlist,
Taub gegen Schimpf ihr Ohr.

Wir brocken große Stücke Fleisch
In Füll', in Wohlgedeihn;
Manch' andre kochen ihre Schmach
In Kinderschüsselein.

Es wässert unsers Gastes Zahn
Beim winterlichen Mahl
Nach des Kameels Fettbuckel, den
[illegible]

Wir schirmen unsern eignen Hag,
Und unsre Lanze frägt
Danach nicht, was ein andres Volk
Für sich hat eingehegt.

Als der Verfasser, Hodschr ben Chaled, dieses Gedicht vorgetragen hatte, gab ihm Amru in Gegenwart des Königs einen Backenstreich. In der Nacht darauf drang Hodschr in das Gemach Amru's und versetzte ihm einen solchen Schlag auf die Wange, daß er todt danieder sank. Am andern Morgen rief der Herold vom Palaste des Königs herab: „Komm, Hodschr ben Chaled, du hast sicheres Geleit!" Da ging Hodschr zum Könige, und dieser fragte ihn: „Hast du den Mann getödtet?" — „Nein", antwortete Hodschr, „ich hab' ihm einen Backenstreich gegeben."

1.

Des Löwen Art.

In Afrika und einem Theil Asiens haust das große katzenartige Raubthier, Löwe genannt. Einst ward er auch in einem Theil Europas gefunden: die Kameele des Xerxes, als dieser gen Griechenland zog, wurden des Nachts von Löwen angefallen; zu Pausanias' Zeiten (170 nach Chr.) waren Löwen am Olymp, in Thessalien und Macedonien nicht selten, ja die in Griechenland sollen größer, stärker und wilder als die der libyschen Wüste gewesen sein. Die Löwen Nordafrikas haben aber noch jetzt den Vorrang an Schönheit, Größe, Kraft und Muth. Wie gewaltig ein solcher im Naturzustand erwächst, bezeugt die vom Löwentödter Gérard erwähnte Thatsache, daß der stärkste Mann in dem Reiterregiment, welchem jener angehörte, nicht im Stande war, Haut und Kopf eines erlegten zu tragen.

Wie schreitet königlich der Leu,
Schüttelt die Mähn' in die Lüfte;
Er ruft sein Machtgebot
Durch Wälder und Klüfte!

(Uhland.)

Furchtbar ist der Kampf zweier Löwen um eine Gattin; wunderbar ist, mit welcher Zärtlichkeit und Treue das gewaltige

Thier seine Gattin ehrt. Sie geht und er folgt ihr; sie bleibt stehen und er hält seinen Schritt an; sie legt sich nieder in der Nähe eines Dorfes, die Abendmahlzeit zu erwarten, — er überspringt die Umzäunung und legt ihr die Beute vor. Er wacht über sie, solange sie ißt, und trägt Sorge, daß sie Niemand stört. Erst wenn sie satt ist, denkt er auch an sich.

Er ist auch ein zärtlicher Vater gegen seine Kinder; das sagt schon Homer:

Väterlich führt er die schwachen einher, da begegnen ihm plötzlich
Jagende Männer im Forst, und er zürnt wuthschnaubenden Blickes,
Zieht die gerunzelten Brauen herab und deckt sich die Augen.

Das sagen auch Neuere, die, wie Gérard und Gordon Cumming, das Thier genau beobachtet haben. Letzterer berichtet:

„Die Mutter verläßt ihre Jungen nicht einen Augenblick, und der Vater entfernt sich nur, um ihnen ihre Abendmahlzeit nach Hause zu bringen. Sind sie drei Monate alt, so beginnt die Entwöhnung. Die Mutter sucht sie allmälig an die Entbehrung der Milch zu gewöhnen, dadurch, daß sie immer länger und länger ausbleibt und ihnen sorgfältig enthäutete Stücke Schaffleisch zurückbringt. Der Vater, dessen gewöhnliches Betragen ernst ist, wird der frivolen Scherze seiner Kinder überdrüssig und verlegt seine Wohnstätte in einige Entfernung von ihnen, bleibt jedoch immer noch so nahe, daß er erforderlichen Falls Beistand leisten kann. In dem Alter von vier oder fünf Monaten folgen die Kinder ihrer Mutter an den Rand des Waldes, wohin der Vater ihnen täglich den Abendimbiß bringt. Sechs Monate alt, begleiten sie Vater und Mutter auf allen nächtlichen Raubzügen. Vom achten bis zum zwölften Monat lernen sie die Angriffe auf Schafe, Ziegen und selbst Stiere; allein sie sind so unbeholfen, daß sie gewöhnlich zehn verwunden, ehe sie eins tödten; erst wenn sie zwei Jahre alt sind, gelingt es ihnen, ein Pferd oder einen Stier mit einem Bisse zu erlegen. Während dieser ihrer Lehrlingszeit sind sie indeß den Arabern viel verderblicher, da die Löwenfamilie sich nicht damit

begnügt, das zu ihrem Verbrauch nöthige Vieh zu tödten, sondern sie tödtet, damit die Jungen lernen können, wie man tödtet. In dem Alter von drei Jahren verlassen die Jungen die väterliche Behausung, gründen selbst ihr Eigenwesen und werden nun ihrerseits Vater und Mutter. Ihre Stellen werden durch eine andere Brut eingenommen. Mit acht Jahren erreicht der Löwe die Reife und lebt dreißig bis vierzig Jahre lang."

Ueber den Muth des Löwen streitet man — das heißt über seinen Muth gegenüber dem Menschen, denn Thieren gegenüber ist er nicht bezweifelt worden seit der griechischen „Ilias", welche schildert:

Wie dem gewaltigen Eber der Löw' obsieget im Angriff,
Wann sie am Haupt des Gebirgs hochtrotzenden Muths sich bekämpfen,
Nahe dem winzigen Bronn — denn sie sehnen sich beide zu trinken;
Aber der schnaubende stürzt, von der Macht des Löwen gebändigt —

und seit dem indischen „Hitopadesa", der sagt:

Wo auch der Löwe wandern mag,
Schweif-, zahn- und klauenmächtig,
Dort löscht er seinen Durst im Blut
Des stärksten Elephanten.

Aber wenn es in den Sprüchen Salomonis heißt: „Der Löwe kehret nicht um vor Jemand", so sagt ein Spruch der Indier: „Wie das böse Krokodil außerhalb des Wassers kraftlos ist, so ist auch der Löwe in der That, wenn er aus dem Walde herausgeht, nicht anders als ein Schakal." So sagt auch Schinz in seiner Naturgeschichte der Säugethiere: „Der Tiger ist viel kühner als der Löwe, er flieht selbst bei großer Uebermacht nicht, er habe sich denn satt gefressen. Wenn man dagegen alles zusammennimmt, was aufmerksame und unterrichtete Reisende vom Löwen erzählen, so wird man an diesem

Thiere die gerühmte Kühnheit nicht finden, derentwegen es gleichsam geadelt worden ist. Damit ist nicht gesagt, daß es ihm an Muth fehle, es mit dem Menschen aufzunehmen. Man hat Beispiele genug, daß er den Kampf mit dem Menschen gewagt hat, und allemal, wo nicht die Uebermacht menschlicher Waffen, besonders das fernher tödtende Blei des Feuergewehrs ihn bezwingt, unterliegt der Mensch seinen schrecklichen Klauen. Angegriffen ist er immer furchtbar, aber er greift selten den Menschen selbst an, und wie es scheint, nur durch den Hunger gezwungen." So scheint auch, nach den Worten einer englischen Zeitschrift, Gordon Cumming seinen Sieg nicht nur ohne Schwierigkeit errungen, sondern mit Löwen gekämpft zu haben, welche vor Hunden davonliefen und es gewöhnlich vermieden, in ernsteren Kampf mit ihm zu gerathen. Gérard machte eine gerade entgegengesetzte Erfahrung. Der nordafrikanische Löwe ist nur zu angriffslustig. Mag er hungrig sein oder nicht, der Anblick eines Feindes stachelt ihn plötzlich zur Wuth auf, und was den Vorwurf der Feigheit betrifft, den man ihm oft machen hört, so läßt die Erzählung Gérard's für einen solchen Verdacht keinen Raum. Weit entfernt, vor dem Jäger die Flucht zu ergreifen, fällt der Löwe vielmehr über einen ganzen Stamm bewaffneter Araber her und jagt dieselben oft nach allen Winden auseinander.

2.

Nutzen des Löwen.

Wenn wir den Löwen gegenüber halten dem Rind, das durch Gewährung milderer Nahrung (der Milch) und durch Gewährung seiner Zugkraft die Menschen vermenschlichte, indem es dieselben zu Viehzüchtern und Ackerbauern machte; das mit allem, was es hat, mit Horn, Haar, Haut bis zum Mist herab, dem Menschen Lohn bringt: was ist in solcher Beziehung von dem Löwen zu sagen?

„Sein Herz, getrocknet und zu Pulver zerstoßen, wirkt

gegen die schwere Noth und viertägiges Fieber; sein Fett kräftigt die Nerven und dient wider Ohrenbrausen; sein Fleisch stärket das Gehirn und zertheilet die Dünste; sein Blut, getrocknet und pulverisirt, treibet Schweiß und widerstehet dem Gift; des Löwen Zahn, am Hals hängend, verhütet den Zahnschmerz; die Knochen, zerstoßen, lindern das Podagra; sein Mist, mit Rosensalbe vermischt, tilgt die Sommersprossen; wer seinen Leib schmieret mit dem Unschlitt von den Nieren des Löwen, vor dem erschrecken die Wölfe und greifen ihn nicht an." Wer von uns glaubt das noch? Welche Apotheke, und wenn sie auch „Löwenapotheke" sich nennte, führt solche Mittel? — Nur wilde Völker aber verzehren als Nahrungsmittel das Fleisch des Thieres, das vielleicht vorher viele der Ihrigen verzehrt hat.

Virgilius dichtete in der „Aeneide" vom Fürsten Aventinus:

Selber zu Fuß, umschlingend die mächtige Hülle des Löwen,
Die von schrecklicher Mähn' aufstrotzt, und den zahnigen Schlund sich
Ueber die Scheitel gedeckt: so trat er zum Königspalast ein,
Rauher Gestalt und die Schulter umknüpft mit herkulischem Anzug.

Fürwahr, ein herkulischer Anzug, wenn wir daran gedenken, was Gérard über die Schwere desselben sagt. Aber mögen auch wilde Helden sich damit schmücken, wir können das Löwenfell höchstens zu Schlittendecken und Schabracken gebrauchen. Was ist mit der Verarbeitung und dem Bezug solcher Häute für die materielle Kultur der Menschen gewonnen?

3.

Der gefangene Löwe.

„Im Palmenwald trat er auf, der Löwe; ernsten Schrittes durchzog er die Wüste; dort herrscht er über alles Gethier, und nichts widersteht ihm. Doch der Mensch weiß ihn zu zähmen,

und das grausamste Geschöpf hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes." So heißt es in Goethe's sogenannter Novelle, wo ein aus der Menagerie entsprungener Löwe durch Flötenspiel und Gesang eines Kindes wieder gebändigt wird. — Aber wie steht es mit dieser Zähmung des Raubthiers? Ist zu denken, daß es einst, wie in Meyer's Conversationslexikon unter „Amburgh" gehofft wird: „statt es in Menagerien zu verwahren, dem Dienste des Menschen unterworfen wird"?

Zwar der genial-liederliche Triumvir Antonius fuhr mit der Schauspielerin Citharide auf einem mit zwei Löwen bespannten Wagen in den Straßen von Rom umher. Aber wir werden Recht haben, wenn wir dies blos für eine gefährliche Eitelkeit ansehen und nimmer glauben, daß der Löwe je als Last- oder Zugthier oder in anderer Weise ein Kulturthier der Menschen werde, obwohl ein Verwandter von ihm, der Gepard, in Asien zur Jagd abgerichtet wird und seine Base Katze, die Mäusefängerin, bei uns ein so beliebtes Zimmerthier geworden ist.

Es giebt Beispiele genug dafür, daß der Löwe Dankbarkeit und Anhänglichkeit zeigen könne, von jenem Löwen des Androklus an, welcher seinen frühern, zum Thierkampfe verurtheilten Wohlthäter im römischen Circus wieder erkannte und ihn liebkoste, statt ihn zu tödten, bis zu dem Löwen Archer's, der vier Tage lang keine Nahrung zu sich nahm, als ein ihn nach Jahren besuchender Diener wieder geschieden war. Aber die katzenartige Empfindlichkeit, welche in physiologischen Umständen begründet ist, kann doch als sogenannte Laune mit aller Tücke und Grausamkeit urplötzlich bei dem gezähmtesten hervortreten und wird deshalb nie das freie Umherlaufen des Thieres zulassen, wie es Indier zum Theil dem sanften, doch immer noch wuthfähigen Elephanten gestatten.

Der äußerliche Nutzen des Löwen für die Menschen ist demnach gar nicht anzuschlagen. Seine Vorführung in Menagerien, mit allerdings oft erstaunlicher Dressur, dient nur dem oberflächlichen Genuß der Neugier und allenfalls dem edlern der Wißbegier.

Diese Genüsse befriedigten die Römer freilich in höherem Grade als wir. Pompejus brachte 600 Löwen, Cäsar auf einmal 400 zu den öffentlichen Spielen. Da sah man nicht blos die imponirende Gestalt, das ernste Auge, den majestätischen Schritt, sondern die ganze losgelassene Furchtbarkeit des Thieres — im Kampfe mit Stieren und Elephanten, im Kampfe mit Menschen! Da sah man die Wuth im Zerfleischen; da sah man sein königliches Sterben! Bald hatten es die Römer auch bei diesem Thiere so weit gebracht, daß, als Kaiser Mark Aurel (161—180 nach Chr.) 100 Löwen bei einem Triumphzuge mit sich führte, dieses schon als ein übermäßiger Aufwand galt, und daß ihre zunehmende Seltenheit endlich ein Verbot der Privatjagden nöthig machte.

Gejagt also wurde der Löwe, gefangen in jener Römerzeit, um den verwöhnten Sinnen der Weltbeherrscher, um dem neugierigen Pöbel einen unmenschlichen Genuß zu verschaffen. Und man verband damit zugleich eine Strafe für Verbrecher: Bestien mußten die Scharfrichter sein!

Schon die persischen Könige, welche Löwenzwinger hatten, wie im Mittelalter einige abendländische Fürsten — schon diese mochten wilde Thiere zu Strafzwecken benutzen: der Prophet Daniel wurde wegen seiner Glaubensfestigkeit zu den Löwen in die Grube geworfen. Aus demselben Grunde erscholl später bei den Römern der Ruf: Christianos ad leones!

Der Löwe Hubert.

(Aus der Westminster Review.)

Wenn der Leser je das Vergnügen genossen hat, mit einem jungen Löwen zu spielen, so wird er den Hochgenuß eines solchen Lieblings in den arabischen Zelten begreifen. Die Freude, welche ein solcher Spielgenosse verschafft, ist nicht einfach die Freude, welche ein thöricht-freudiges, anmuthig-anmuthloses und erhaben-sorgloses Junges in empfänglichen Gemüthern erregen wird; es liegt ihr hauptsächlich das Gefühl der Wild-

heit, Macht und Größe zu Grunde, welche noch in diesem unschuldigen Kindlein schlummern. Dieses Gefühl wird natürlicherweise verstärkt durch den Schrecken, den man vor dem erwachsenen Löwen empfindet, und da dieser Schrecken unter den Arabern sehr groß ist, so läßt sich denken, welches Interesse Gérard erregte, als er in die arabischen Zelte eine etwa einen Monat alte Löwin, nicht größer als eine Angora-Katze, und einen um ungefähr ein Drittel größern Löwen brachte. Die junge Löwin besaß all' die Schüchternheit ihres Geschlechts, schlich von jedermann hinweg und erwiederte die Liebkosungen mit Schlägen ihrer kleinen Tatzen; ihr Bruder, den sie Hubert getauft hatten, besaß ein mehr männliches Auftreten. Er saß ruhig da und blickte mit einigem Erstaunen auf alles, was um ihn her vorging, zeigte aber keine Wildheit. Die Weiber vergötterten ihn und wurden in ihren Liebkosungen nie müde. Man gab ihm eine Ziege zur Amme. Anfangs nahm er keine Notiz von ihr; kaum aber hatten einige Tropfen Milch seine Lippen befeuchtet, als er mit Löwenfeuer sich an sie festhing. Die Ziege mußte natürlicherweise am Boden gehalten werden — sie liebte ihren erlauchten Nährsohn keineswegs! Allein obgleich die Löwin gesehen hatte, wie ihr Bruder seine Mahlzeit zu sich nahm, so ließ sie sich doch nicht verführen, seinem Beispiele zu folgen. Sie war nur ruhig und glücklich in der Verborgenheit. Hubert brachte die Nacht unter dem Burnus Gérard's so ruhig zu, als wäre er bei seiner Mutter; und in der That zeigte Hubert während seiner ganzen Laufbahn eine Geselligkeit, welche sehr für ihn spricht. Seine Schwester starb den Tod so vieler Kinder — das Zahnen war für sie verhängnißvoll. Hubert ward in das Lager mitgenommen, wo er natürlich bald der Abgott des Regiments wurde, bei der Parade stets gegenwärtig war und mit der Mannschaft in den müßigen Stunden herumhüpfte. Als er heranwuchs, wurden seine Thaten einigermaßen verdächtig. Den ersten Mord beging er an seiner Amme, der Ziege, welche er erwürgte. Dann zeigte er eine Neigung für Schafe und Beduinen, was die Nothwendig-

keit hervorrief, ihn an die Kette zu legen, und zuletzt, nachdem er ein Pferd getödtet und zwei Männer gefährlich verwundet hatte, wurde er in einen Käfig gesperrt. Gérard trug natürlich zärtliche Sorge für ihn. Jede Nacht öffnete er den Käfig; Hubert sprang freudig heraus und spielte Versteckens mit ihm; er umarmte ihn mit einem Feuer, in welchem mehr Zuneigung als Annehmlichkeit war. „Eines Nachts", erzählt Gérard, „umarmte er mich in seiner muntern Laune so feurig, daß ich erwürgt worden wäre, hätte man ihn nicht mit Säbelscheiden von mir weggescheucht. Dies war das letzte Mal, daß ich Versteckens mit ihm spielte. Allein ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß er in allen unsern Kämpfen den Gebrauch seiner Zähne oder Krallen gewissenhaft vermied."

Hubert wurde nach Paris geschickt und in den Jardin des Plantes versetzt, wo ihm einige Zeit darauf Gérard einen Besuch abstattete.

Er lag in halbem Schlaf und gaffte alle Besucher mit Gleichgültigkeit an, als er plötzlich seinen Kopf erhob, seine Augen weit aufthat; ein krampfhaftes Zucken seiner Gesichtsmuskeln und die Aufregung, die er durch das Wedeln seines Schweifes an den Tag legte, zeigten, daß das Erscheinen der wohlbekannten Uniform die Ursache seines Aufstehens war. Er erkannte die Uniform, hatte aber seinen alten Herrn selbst noch nicht erkannt. Gérard näherte sich, und außer Stande, seiner Rührung zu widerstehen, streckte er die Hand in den Käfig. Ein rührender Augenblick folgte nun: ohne seine Augen von Gérard zu verwenden, richtete Hubert seine Nase nach der ausgestreckten Hand und athmete tief auf; mit jedem Athemzuge wurden seine Augen liebevoller, und als Gérard zu ihm sagte: „Gut, Hubert, mein alter Soldat!" machte er einen schrecklichen Sprung gegen die Eisenstangen seines Gefängnisses, das unter seinem Gewicht erzitterte. „Meine Freunde", fährt Gérard selbst fort, „wurden ängstlich, sprangen zurück und riefen mir zu, dasselbe zu thun. Edles Thier! du bist schrecklich, selbst in deiner Liebe. Er erhob sich, drängte sich gegen die Stangen und suchte das

Hinderniß, das uns trennte, zu durchbrechen. Es war ein herrlicher Anblick, wie er so dastand und vor Freude und Wuth brüllte. Seine rauhe Zunge leckte wohlgefällig die Hand, die ich ihm überließ, während er mit seinen gewaltigen Tatzen mich sanft an sich zu ziehen suchte. Sobald irgend Jemand sich dem Käfig näherte, gerieth er in fürchterliche Zornausbrüche, die in Ruhe und Liebkosungen übergingen, sobald man sich wieder zurückzog. — Es ist mir unmöglich, den Schmerz zu schildern, den unser Scheiden an diesem Tage mir machte. Zwanzigmal mußte ich zurückkehren, um ihn zu überzeugen, er werde mich wiedersehen, und so oft ich mich entfernte, machte er den Platz erzittern durch seine Sprünge und sein Gebrülle."

Armer Hubert! Dieser Besuch und das lange Beieinandersein der folgenden Besuche machten ihm seine Gefangenschaft weniger schmerzlich, allein die Wirkung schien ihm im Ganzen nachtheilig zu sein. Seine Kräfte schwanden dahin, was seine Wärter diesen Besuchen zuschrieben, welche vielleicht die Sehnsucht nach dem Lager und den frühern Tagen seiner Freiheit in ihm weckten. Er starb, und Gérard blieb fest entschlossen, so viele Löwen als möglich zu tödten, keinen mehr aber zu fangen. Der Tod im Walde durch eine Büchse ist der Lungensucht in einem Gefängniß weit vorzuziehen.

Löwe und Mops.

Einer der interessantesten Käfige im zoologischen Garten zu London ist derjenige, welcher eine Familienabtheilung enthält, bestehend aus dem Mops mit dem Löwen und seiner Genossin. Sie waren von Jugend auf zusammengebracht worden und leben zum Verwundern gut miteinander, obgleich der Hund für seine vornehmen Gefährten wenig mehr wäre als ein Mund voll. Besuchende legen große Theilnahme für ihn an den Tag und meinen, der Löwe spare ihn nur für ein künftiges Mahl auf. Ihr Mitgefühl ist aber, so glauben wir, falsch angebracht.

Lion, wie der Mops heißt, hat stets den Einfluß behauptet, den er schon als Hündchen gewann, und jede rauhe Behandlung von Seiten seiner gewaltigen Spielgenossen wird sofort dadurch gerächt, daß er auf ihre Nasen losfährt. Obgleich der Hund allmorgendlich aus seinem Behälter herauskommen darf, zeigt er doch große Abneigung, seine alten Freunde zu verlassen. Indessen hält man es für räthlich, sie zur Fütterungszeit zu trennen.

(Quarterly Review.)

Casal's Löwenpaar.

Der Thierwärter in Paris, Felix Casal, besorgte ein Löwenpaar, welches ihm sehr zugethan wurde, sodaß er ungescheut zu ihnen hineingehen und sich von ihnen schmeicheln lassen durfte. Einst wurde dieser Mann krank; von diesem Augenblick an war das Männchen traurig, blieb einsam in einem Winkel seines Behältnisses sitzen und wollte von dem Stellvertreter nichts annehmen. Selbst die Gesellschaft des Weibchens schien ihm zu mißfallen; er erwies ihm gar keine Aufmerksamkeit. Man glaubte, das Thier sei krank, und niemand wagte sich nahe. Endlich wurde Felix wieder gesund und schlich sich sachte nach dem Behältniß hin, um den Löwen zu überraschen. Sobald der Löwe ihn durch das Gitter gewahr wurde, machte er augenblicklich einen Sprung, sprang am Gitter hinauf, schlug ihn sanft mit den Tatzen, beleckte ihm Hände und Gesicht und zitterte vor Freuden. Das Weibchen kam nun auch hinzu; allein der Löwe trieb es zurück und zeigte sich ordentlich eifersüchtig. Felix trat nun in den Behälter und wurde von beiden geliebkost; und dies wiederholte sich, so oft er wollte. — Er durfte nur ein Wort sagen, so legten sie sich nieder, hielten ihre Tatzen in die Höhe, öffneten ihren Rachen, und sie erhielten keine andere Belohnung, als daß sie ihm die Hand lecken durften. Wollte er sie trennen und jedes in einen eigenen Behälter sperren, so geschah dies ebenfalls blos durch einen Befehl, dem sie augenblicklich gehorchten.

(Schinz.)

4.

Kämpfe mit Löwen.

Gejagt wurde der Löwe ursprünglich und wird es fast ausschließlich noch um deswillen, weil er ein Feind der menschlichen Kultur ist. Dieser mußte er weichen in Griechenland, wie der Wolf in Deutschland. Nicht gezähmt, vervielfältigt und gebraucht wird er wie Roß, Stier, Hund u. s. w.; die Löwentödter waren die ersten gepriesenen Heroen der Kultur, Wohlthäter für ganze Bezirke, die den Verwüstungen des Viehräubers und Menschenzerfleischers unterlagen. Herkules begann seine Heldenarbeiten mit der Erlegung des Nemeischen Löwen und trug fortan das Fell desselben als ihn bezeichnendes Siegerkleid. Auch von Simson wie von David und Benaja wird gleiche That hochrühmend erzählt: der riesenmäßige Kampf des einzelnen Menschen gegen ein Thier, das mit einem Pfotenschlage das Rückgrat eines Pferdes zerbrechen, mit dem Schweif einen Mann zu Boden stürzen, mit dem Rachen ein Rind fortschleppen kann. Nicht viel Minderes berichtet man in unsern Zeiten von Löwenjägern der Capkolonie, dort wo die holländischen Bauern mit Erfolg den Vernichtungskrieg gegen die Verheerer ihrer Ansiedelungen begannen, wo von deren Abkömmlingen noch mancher eine solche Leidenschaft für die höchste der Gefahren hegt, daß er sie in weiten Tagereisen aufzusuchen nicht müde wird.

Gert Schepers.

Ein gewisser Gert Schepers befand sich mit einem andern Capbewohner auf der Jagd; sehr ermüdet kamen sie an eine von Geröhr umgebene Quelle; Gert wollte Wasser schöpfen und gab seinem Gefährten die Flinte zu halten. Kaum hatte er sich der Quelle genähert, so stürzte ein großer Löwe auf ihn und ergriff seinen linken Arm. Der Jäger, wohl wissend, daß die geringste Bewegung zur Flucht ihm unausweichlich den Tod

zuziehen würde, blieb unbeweglich, während der Löwe seinen Arm zwischen den Klauen hielt, aber nicht stark preßte und die Augen schloß, als ob er den Anblick seines Schlachtopfers nicht ertragen könne. Gert rief seinem Gefährten, den Löwen zu erschießen, welches leicht hätte geschehen können, da der Löwe noch immer die Augen geschlossen hatte. Allein dieser war feig entflohen, und umsonst flehte Gert lange Zeit um Hülfe; endlich aufgebracht über diese Feigheit, vergaß er die Vorsicht und stieß mit dem rechten freien Arm dem Löwen sein Taschenmesser tief in die Brust. Der Stoß war tödtlich, denn Gert war ein starker Mann; aber die Wirkung war nicht schnell genug, um ihm das Leben zu retten; das ergrimmte Thier strengte seine letzte Kraft an und zerfleischte Arm und Brust des Unglücklichen auf das Schrecklichste, so daß die Knochen ganz entblößt dalagen, dann aber stürzte der Löwe todt hin. Gert wurde in die nächste Wohnung getragen, starb aber drei Tage nachher.

(Schinz.)

Ein furchtbarer Augenblick.

In neuester Zeit lief durch die Zeitungen die Erzählung von einem Bezebniß, das eben erst mit einem Löwen in Algier vorgekommen sein sollte; Heinrich Lichtenstein erzählt dasselbe jedoch schon in seinen „Reisen im südlichen Afrika" (Berlin 1811) folgendermaßen:

„Ein afrikanischer Kolonist, von Wyk, war vor seinem Hause mit Ausbesserung eines Wagens beschäftigt. Im Hause neben der Thür saß seine Frau, und die Kinder spielten neben ihr. Plötzlich, am hellen Tag, erschien ein großer Löwe und legte sich ruhig auf die Thürschwelle in den Schatten. Die Frau, vor Schrecken erstarrt, bleibt auf ihrem Platze; die Kinder flohen in ihren Schooß. Ihr Geschrei macht den Vater aufmerksam, er eilt nach der Thür und bemerkt dort den Löwen, der ihn nicht sah. Fast unwillkürlich bewegte sich Wyk nach der Seite des Hauses zu dem Fenster des Zimmers, wo sein

geladenes Gewehr stand. Glücklicherweise stand das Fenster offen und ebenso die Thür des Zimmers, sodaß er die ganze drohende Scene übersehen konnte. Er konnte die Flinte erhaschen, legte ohne langes Besinnen auf den Löwen an, der eben eine Bewegung, vielleicht zum Sprunge, machte, rief leise der Mutter Trost zu und schoß, hart an den Locken des Knaben vorbei, den Löwen in die Stirn, sodaß dieser sich nicht mehr regte."

Altgriechisches.

(Aus der „Ilias".)

Jetzo ein Löw', im Gebirge genährt, voll trotzender Kühnheit,
Hascht aus weidender Heerde die Kuh, die am schönsten hervorschien;
Ihr den Nacken zerknirscht er, mit mächtigen Zähnen sie fassend,
Erst; dann schlürft er das Blut und die Eingeweide hinunter
Und zerfleischt. Rings stehen die Hund' und die Männer der Hirten,
Häufig und viel ausschreiend von fernher; aber auch keiner
Wagt ihm entgegenzugehen; so faßt sie bleiches Entsetzen.

Wenn den funkelnden Leu'n vom verschlossenen Rindergehege
Oftmals Hund' abscheuchen und landbewohnende Männer,
Welche ihm nicht gestatten, das Fett der Rinder zu rauben,
Ganz durchwachend die Nacht: er dort, nach Fleische begierig,
Rennt gradan, doch er wüthet umsonst, denn häufige Speere
Fliegen ihm weit entgegen, von muthigen Händen geschleudert,
Auch helllodernde Bränd', und er zuckt im stürmenden Umlauf;
Dann in der Dämmerung scheidet er weg mit bekümmertem Herzen.

Jene gesammt, mit einander in Heerschaar völlig geordnet,
Stehn ihm entgegengestellt, und es fliegen geschwungene Spieße
Häufig daher aus den Händen; doch sein ruhmathmendes Herz kennt
Weder Furcht noch Entfliehen, und Tapferkeit tödtet ihn endlich.
Vielfach drehet er sich, die Reihen der Männer versuchend;
Und wo er grad' anrennt, da weichen die Reihen der Männer.

Eine Löwenjagd der Araber in Nordafrika.

(Westminster Review, 1856, nach Gérard.)

Keinem Araber fällt es ein, einen Löwen anzugreifen, wenn er nicht auf die Unterstützung von wenigstens zwanzig Gewehren rechnen kann, und selbst dann wird der Löwe nicht getödtet, ohne daß er zuvor in den Reihen seiner Feinde ein großes Blutbad angerichtet. Lange Zeit hindurch lassen sie ihn ihre Zeltdörfer (Douars) verheeren und führen in hülfloser Ergebenheit ihr Vieh hinweg. Erst wenn ihre Verluste sie zur Verzweiflung getrieben haben, entschließen sie sich, das gewaltige Thier in seinem Lager anzugreifen, wozu sie aber stets die Tageszeit wählen. Haben sie sein Lager genau ausgekundschaftet und sich in voller Versammlung zum Angriff entschlossen, so vereinigen sie sich am Fuße des Berges, rücken in Gruppen von dreißig oder vierzig Mann auf das Lager an und erheben ein betäubendes Geschrei. Hört der Löwe den Lärm, so verläßt er, wenn er noch jung ist, plötzlich sein Lager; die Löwin thut dasselbe, wenn sie ihre Jungen nicht bei sich hat. Allein da er nicht flieht, so wird er bald sichtbar, und eine Gewehrsalve fällt wie ein Donnerschlag auf ihn herab. Ist der Löwe erwachsen, so kennt er die Bedeutung dieses Lärms, der ihn aus dem Schlummer weckt; er erhebt sich langsam, gähnt und streckt seine Glieder, reibt seine Flanken an den Bäumen und schüttelt seine majestätische Mähne zurück. Er horcht; das herannahende Geschrei veranlaßt ihn, seine Klauen mit einem gewissen Knurren zu schärfen. Dann schreitet er langsam auf den ersten, das Land beherrschenden Felsrand zu, wirft von der Höhe herab spähende Blicke auf seine Feinde, kauert sich nieder und wartet. Der Araber, der ihn zuerst sieht, ruft: „Da ist er!“ und Todtenstille tritt ein. Alles richtet eine Zeit lang die Blicke nach ihm und die Waffen werden sorgfältig untersucht, während der Löwe gemächlich Tatzen und Mähne leckt und so seine Kampftoilette macht. Nach einer langen Pause rückt ein Araber an der Spitze der Gruppe vor und schreit in verächtlichem Tone dem Thier

entgegen: „Kennst du uns denn nicht, daß du so vor uns hinliegst? Steh' auf und flieh'; wir gehören einem tapfern Stamm an und ich bin Abdallah!" Der Löwe, der früher schon mehr als einen Krieger, welcher ihm genau dieselben Worte zugerufen, verschlungen hatte, fährt ununterbrochen mit seinen gewaltigen Tatzen über das Gesicht, um seinen Putz zu vollenden, und giebt weder auf diese erste, noch auf die zweite Herausforderung, noch auf die Schimpfwörter: „Jude! Christ! Ungläubiger!" die ihm mit freigebiger Zunge hingeworfen werden, eine Antwort. Erst wenn die Stimmen seiner Feinde in tobendem Chorus sich vernehmen lassen, wird er ungeduldig. Dann erhebt er sich, schlägt seine Flanken mit dem Schweif und geht gerade auf seine Hohnredner zu. Die Furchtsamen haben bereits die Flucht ergriffen; die Tapfern bleiben und warten seinen Angriff ab — die Gewehre sind bereit, die Herzen schlagen. Er ist außer ihrem Bereich und geht geruhig auf sie zu. Jetzt fangen sie an, langsam sich zurückzuziehen, in voller Ordnung, ihr Gesicht dem Löwen zugewandt, bis sie sich mit den am Fuße des Berges harrenden Reitern wieder vereinigt haben, die sich alsbald in Galopp setzen, ihre Gewehre und Yatagane schwingen und ihre Hohnrufe anstimmen. Wenn der Löwe die Reiter in der Ebene sieht, bleibt er einen Augenblick stehen und mustert die Reihen seiner Feinde. Kein Geschrei, kein Hohn bringt ihn außer Fassung. Nur Pulver vermag dies. Endlich knallen die Gewehre, und jetzt ändert er seinen gemächlichen Gang und schreitet zu einem Angriff, der das kleine feindliche Heer wie Sand auseinander stäubt. Niemand schämt sich nun der Flucht; Jeder sucht eine günstige Stellung zu gewinnen, um von hier aus auf den Löwen bei seinem Vorüberkommen zu feuern. Dann rücken die Reiter vor. Wenn der Löwe, was gewöhnlich geschieht, einen aus der weichenden Gruppe gepackt hat, so braucht sich der Reiter dem Thiere nur auf gehörige Entfernung zu nähern und sein Gewehr abzufeuern — der Löwe wird dann sein Opfer loslassen und auf den neuen Feind losstürmen. Nach einiger Zeit kauert der

Löwe, verwundet und ermüdet, wie eine Katze nieder und harrt auf sein Ende. Dies ist ein schrecklicher Augenblick. Man feuert auf ihn und er erhält alle feindlichen Kugeln in den Leib, ohne sich zu rühren. Sollte aber ein Pferd im gestreckten Lauf ihm nahe genug kommen, daß er es auf zwei oder drei Sprünge erreichen könnte, so ist entweder der Reiter oder das Pferd verloren, denn der Löwe ist in einem Nu ihm auf dem Nacken und läßt seine Beute nicht mehr los. Europäische Jäger werden in Erstaunen gerathen, daß dreißig Kugeln, in einer Entfernung von zwanzig Schritten abgeschossen, nicht immer genügend sind, den Löwen zu tödten. Erst wenn Herz oder Gehirn getroffen sind, ist der Tod gewiß.

Während des Kampfes, wenn er noch nicht verwundet ist, genügt es ihm, den Mann, welchen er gepackt, zu Boden zu schlagen, und dieser kommt dann, wahrscheinlich durch seinen Burnus geschützt, mit einer bloßen Fleischwunde von den Griffen los. Nachdem jedoch der Löwe verwundet worden, zerreißt er sein Opfer und zerfetzt es in seinem Rachen so lange, bis er andere Leute sieht, auf die er seinen Sprung wagen kann. Ist er tödtlich verwundet, so wird seine Wuth grauenhaft. Er zermalmt das unter ihm liegende Opfer, kauert sich darüber hin, als wenn er sich an dessen Todespein weidete. Während er dem Unglücklichen mit seinen Krallen langsam das Fleisch vom Leibe zerrt, sind seine flammenden Augen auf die seines Opfers geheftet, das, wie von einem Zauber befallen, außer Stande ist, um Hülfe zu rufen oder auch nur zu seufzen. Von Zeit zu Zeit streckt der Löwe seine breite, rauhe Zunge über das Angesicht seines Feindes, krümmt seine Lippen und zeigt seine Zähne. Mittlerweile wenden sich die Verwandten des unglücklichen Mannes an die Tapfersten der Truppe und sie rücken mit gespanntem Hahne gegen den Löwen vor, der sie herankommen sieht, sich aber nicht von der Stelle rührt. Aus Furcht, ihre Kugeln möchten den Löwen fehlen und den Mann treffen, müssen sie sich ihm so sehr nähern, daß sie das Gewehr in das Ohr des Löwen setzen können. Dies ist ein kritischer Augenblick.

Wenn dem Löwen noch einige Kraft übrig bleibt, so tödtet er den unter ihm liegenden Mann und springt auf den los, der zur Rettung des Unglücklichen herbeigeeilt ist; da er aber regungslos auf dem Leibe seines Opfers liegt, so kann man unmöglich wissen, ob er einen Sprung wagen wird oder nicht. Sollte seine Kraft schon zu sehr geschwunden sein, so zerquetscht er den Kopf des unter ihm liegenden Mannes in dem Augenblick, wo er sieht, daß das Gewehr sich seinem Ohre nähert, schließt dann seine Augen und erwartet ruhig den Todesstreich.

Bei dem Schrecken und Haß, welche der Löwe einflößt, können wir die tollen Freudenergüsse über seinen Leichnam begreifen. Die Leute triumphiren über ihren todten Feind, verhöhnen ihn, nennen ihn „Mörder", „Dieb", „Sohn eines Juden", „Christ" und „Heide", reißen ihm im Zorn seine Barthaare aus und geben ihm verächtliche Fußtritte. Es ist dies ein Abkühlungsmittel für ihren Haß — die Rückwirkung des Schreckens.

Sehr malerisch ist die Triumphscene. Im Wald werden Feuer angezündet; inmitten der Bäume wogen Gruppen von Männern und Weibern hin und her, die beim Scheine der Feuer in ihren weißen Burnussen wie Gespenster aussehen und die auf einem mächtigen Kohlenbecken gerösteten Stücke Löwenfleisch vertheilen. Die Weiber plaudern über ihr Allerweltsthema; die Männer schwatzen von Pulver, Blutvergießen und Löwen; Abdallah, der Sänger, kreischt improvisirte Verse, während ein Flötenspieler die wilden Ohren bezaubert. Sie haben den Löwen verhöhnt, und nun essen sie ihn.

Gérard's zweiter Löwe.

Gérard hatte die Hunde in den Zelten angebunden, um Stille zu erhalten. Saadi-bu-Nar, sein Gefährte, schlief hinter ihm auf dem Boden, während er, die Büchse in der Hand, auf das Erscheinen seines Feindes wartete. Plötzlich überwölkte sich der Himmel; der Mond verschwand; ein dumpfes Donnern,

gleich dem Brüllen eines fernen Löwen, ließ sich vernehmen; dicke Regentropfen fielen auf den Araber, weckten ihn aus dem Schlafe und zwangen Gérard, sich in sein Zelt zurückzuziehen. In diesem Augenblicke schrie der Araber: „Seid auf Eurer Hut, der Löwe wird kommen, wenn der Sturm seinen Höhepunkt erreicht hat.“ Seine Büchse mit dem Burnus schützend, wartete Gérard und lächelte, als er die heroische Ergebenheit sah, mit welcher Saadi=bu=Nar sich in seinen Burnus einhüllte. Der Regen war, wie alle Sturmregen, schnell vorüber. Der Himmel wurde abermals durch die da und dort aus den Wolkenzwischenräumen hervorbrechenden Mondstrahlen beleuchtet; am Horizont sah man das Aufzucken einiger Blitze. Gérard, dankbar für dieses den Schauplatz erhellende Licht, spähte mit seinen Augen ängstlich umher, und da bemerkte er denn, als wieder ein mächtiger Blitzstrahl aus dem schwarzen Gewölk hervortauchte, den Löwen nur wenige Schritte von der Umzäunung des Douars regungslos dastehen. Gewöhnt an angezündete Feuer, an das Heulen der Hunde, an das tolle Geschrei der Weiber und an das Feuerbrandwerfen der Männer nach seinem Kopfe, dachte der Löwe vielleicht jetzt nach über die Bedeutung dieser Stille und Ruhe. Sich behutsam wendend, um den richtigen Zielpunkt fassen zu können, ohne daß der Löwe ihn bemerkte, fühlte Gérard sein Herz schlagen, als die letzte Wolke über den Mond hinzog. Er saß da, mit dem linken Elnbogen auf seinem Knie, die Büchse an der Schulter, bald nach dem Löwen, der seinem Auge nur eine verwirrte Masse darbot, bald nach der Wolke schauend, welche langsam über den Mond sich bewegte. Endlich — welche Freude für sein Herz! — schien der Mond in seinem vollen Glanze. Nie ward das Sonnenlicht mehr gepriesen. Da stand der Löwe, bewegungslos wie zuvor, ein prächtiges Geschöpf, in stolzer Majestät, den Kopf in die Höhe gerichtet, die Mähne ein Spiel der Winde und bis auf die Kniee herabwallend. Es war ein schwarzer Löwe der größten Art. Seine Seite war dem Feinde zugekehrt. Gerade unter die Schulter zielend, feuerte Gérard; jetzt, gleichzeitig mit dem

Wiederhall des Schusses aus den Bergen, brach das Wuth= und Schmerzgebrüll aus dem Rachen des gewaltigen Thiers hervor und es stürzte durch den Rauch hindurch auf seinen Angreifer los. Es war ein Ehrfurcht gebietender Augenblick. Der Löwe war nur noch drei Schritte von ihm entfernt, zum Zielen keine Zeit mehr; der zweite Lauf wurde auf Gerathewohl abgefeuert und traf ihn in die Brust; er wälzte sich verathmend zu des Jägers Füßen.

„Anfangs", sagt Gérard, „konnte ich nicht glauben, daß das Thier, welches ich eben noch in all seiner Wuth auf mich zuspringen sah und das die Luft mit seinem Geschrei erfüllte, die ungeheure träge Masse sei, welche jetzt zu meinen Füßen lag. Als ich nach meinen Kugeln schaute, fand ich die erste, die nicht tödtlich gewesen war, gerade da, wohin ich gezielt; die zweite, auf gut Glück abgefeuerte, hatte sich als die todbringende erwiesen. Von diesem Augenblick an wußte ich, daß es zum Erlegen eines Löwen nicht genüge, blos gut zu zielen; ich fing an einzusehen, daß die Löwenjagd gefährlicher sei, als ich mir einbildete."

Noch eine Löwenjagd Gérard's.

Gérard erkannte bald, daß Kugeln nur eine unzuverlässige Hülfsquelle seien gegen ein Thier, dessen Stirnbein genügte, um eine auf nur fünf Schritt Entfernung abgeschossene Kugel platt zu drücken; das auch nach einer tödtlichen Verwundung noch Kraft und Wildheit genug besaß, um einem halben Dutzend bewaffneter Männer ins Jenseits zu verhelfen. Er tauschte die Kugeln daher gegen Stahlspitzen aus, und selbst mit diesen lief er schreckliche Gefahr, wie wir bei seiner ersten Anwendung derselben sehen werden.

Um Mitternacht, bei Vollmondschein, traf er auf einen kaum zwei Jahre alten Löwen, der, als er ihn sah, sich quer über den Weg legte und sich selbst auf 15 Schritt Entfernung von Gérard nicht rührte. Da er der Meinung war, das Thier

thue dies absichtlich, so hielt er es für besser, nicht weiter vorzugehen; er kniete daher nieder, zielte gerade unter die Schulter und schoß. Wie es geschah, wußte er nicht, so plötzlich war der Anfall; allein ehe er irgend etwas sehen konnte, war er zu Boden geschlagen und seine Hand berührte das Bein des über ihm stehenden Thieres.

„Ein Glück war es für mich", erzählt er, „daß ich meinen dicken Turban trug, den er mir mit seinen Zähnen herabriß; aus meinem Burnus herausschlüpfend und ihm denselben überlassend, zerschmetterte ich dem thörichten jungen Burschen das Hirn, während er seine Wuth an meinen Kleidern ausließ. Mein erster Spitzkegel war ihm unterhalb der Schulter ganz durch den Leib hindurchgedrungen; der zweite drang ihm in sein linkes Ohr und kam beim rechten heraus."

5.

Der Löwe im Geistigen des Menschen.

Kein Thier der Welt ist von den Menschen so erhoben worden als der Löwe. Ungemeine Größe, stolzes Aussehen, das plötzliche Erscheinen, die Donnerstimme, der blitzgewaltige Sprung, die niederschmetternde Kraft: das machte ihn zum Gegenstande der höchsten Furcht, zum Bilde der Uebermacht, zum geheimnißvollen Wesen. „Der Löwe brüllt, wer sollte sich nicht fürchten?" ruft der Prophet Amos, und jene Uebermacht, welche die muthigsten Thiere unter sich bringt und selbst die Menschen mit Entsetzen erfüllt, schien passend zum preislichen Vergleich mit hochherzigen Helden. Der Sänger Homer wendet seine vielfältigen Schilderungen des Löwen stets auf Helden an wie Ajax, Menelaus, Hektor, Achilles. In der Bibel redet der segnende Jakob von seinem Sohne Juda also: „Juda ist ein junger Löwe. Er hat niedergekniet und gelagert wie ein Löwe und wie eine Löwin; wer will sich wider ihn auflehnen?" Vom Judas Maccabäus heißt es: „Er war freudig wie ein Löwe, kühn wie ein junger, brüllender Löwe, so er etwas jagt."

So werden Könige, im Guten und im Bösen, mit Löwen verglichen, wie der Löwe selbst zum König der Thiere gemacht wird. „Das Brüllen des Löwen ist dem Zorn eines Königs gleich", spricht Salomo, und ein indischer Spruch sagt: „Nicht die Thiere schmücken und salben den Löwen zum König. Der wird von selbst zum Fürsten der Thiere, der das Königthum mit Macht erwirbt."

Selbst Gott in seiner Unwiderstehlichkeit und in seinem Zorn wird von den Propheten mit einem Löwen verglichen. So läßt ihn Hosea reden (6, 14): „Ich bin dem Ephraim wie ein Löwe und dem Hause Juda wie ein junger Löwe. Ich, ich zerreiße sie und gehe davon und führe sie weg, und niemand kann sie erretten." So ruft untröstlich der geschlagene Hiob: „Wie ein ausgereckter Löwe jagst du mich!" Jesaias klagt: „Er zerbrach mir alle meine Gebeine wie ein Löwe!" und die Klagelieder Jeremiä singen: „Er hat auf mich gelauert wie ein Löwe im Verborgenen!" — In der Offenbarung Johannis (5, 5) ist es Christus, von welchem „der Aelteste" spricht: „Siehe, es hat überwunden der Löwe, der da ist von dem Geschlechte Juda." Doch im Gegensatze hiervon heißt es 1. Petri 5, 8: „Seid nüchtern und wachet; denn euer Widersacher, der Teufel, gehet umher wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge."

Noch weiter als bis zur poetischen Vergleichung des göttlichen Wesens oder einer dämonischen Macht mit dem Löwen gingen andere phantasievolle Völker des Alterthums, welche mehrere Götter und zwar in Bildern anbeteten. Der indische Gott Wischnu nimmt die Gestalt eines Löwen an; der Mithras der Perser, „der unbesiegte Sonnengott", tritt auch als Löwe auf. Die Aegypter dachten es sich als unter der Herrschaft des himmlischen Löwen (im Thierkreise), wenn die Flut des Nils am höchsten stand; daher wurde das Bild des Löwen die Hieroglyphe für das Wasser. Bei Griechen und Römern war es Glaube, daß Kybele oder Rhea von Panthern und Löwen ernährt worden sei; diese, „die große

Mutter der Götter und der Thiere, die Erzeugerin unsers Geschlechts":

Diese, so sangen vordem die weisen Dichter der Grajen,
Sitzt auf dem Wagen und treibt die doppelspännigen Löwen.

(Lukrez.)

Auch der finstere Slavengott Czernobog ward unter dem Bild eines Löwen gedacht, und von einem Abgotte der Wenden, welcher Flyns heißen sollte, spricht die alte Nachricht, er habe auf der Schulter einen aufgerichteten Löwen, der sie erwecken sollte vom Tode.

Um das Bild des Löwen, nach Botho's Angabe, für ein Symbol der Auferweckung der Todten zu erklären, führt Arnkiel die Sage an, daß die Jungen des Löwen drei Tage nach ihrer Geburt todt und unbeweglich daliegen und erst durch der Löwin starkes Gebrüll zum Leben gebracht werden. „Desselben Gleichnisses bedient sich auch die heilige Schrift, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß das Mythenbild selbst bei den Wenden noch eine Erinnerung an das Morgenland in sich trägt."

Ein Stück aus einer Lessing'schen Fabel.

(Der Rangstreit der Thiere.)

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Thieren. Ihn zu schlichten, sprach das Pferd: Lasset uns den Menschen zu Rathe ziehen; er ist keiner von den streitenden Theilen und kann desto unparteiischer sein.

Der Mensch ward Richter. — „Noch ein Wort", rief ihm der majestätische Löwe zu, „bevor du den Ausspruch thust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Werth bestimmen?"

„Nach welcher Regel? Nach dem Grade ohne Zweifel", antwortete der Mensch, „in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seid."

„Vortrefflich!" versetzte der beleidigte Löwe; „wie weit würde ich alsdann unter dem Esel zu stehen kommen! Du

kannst unser Richter nicht sein, Mensch! Verlaß die Versammlung!"

Der Löwe fuhr weiter fort: „Der Rangstreit, wenn ich es recht überlege, ist ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vornehmsten oder für den Geringsten; es gilt mir gleichviel. Genug, ich kenne mich." Und so ging er aus der Versammlung.

Der Löwe in der bildenden Kunst.

In der That, wir würden ein großes Unrecht thun, wenn wir die Vortrefflichkeit eines Thieres blos nach der platten Nützlichkeit, die es für uns hat, bestimmen wollten. Kein Thier z. B. eignet sich so zum Gegenstand unserer bildenden Kunst wie der Löwe. Das lehrt allein eine Vergleichung mit dem edlen Pferd, welche A. W. von Schlegel anstellt:

„Ein stillstehendes Pferd aus Marmor oder Bronze wird immer eine steife Gestalt sein. Auch der Trab ist ungünstig, wegen des spitzigen Winkels, den das straff vorgreifende Bein mit dem andern macht; in den Zeiten des gebildeten Geschmacks haben daher die Griechen das Pferd immer schreitend oder zum Galopp aufspringend gebildet. — Der Löwe, ganz Muskel, ganz Gewandtheit und zugleich Stärke, kann liegend, kauernd, stehend, schreitend, springend vorgestellt werden: alles ist günstig für die Bildnerei."

So ist denn auch der Löwe mit Vorliebe als Gegenstand der bildenden Kunst aufgenommen worden. Vor der Tempelgrotte von Ellora in Indien sind zwei Löwen abgebildet, die aufbrüllend einen Elephanten mit ihren Tatzen würgen. Von Salomo's berühmtem Throne heißt es (2. Chron. 9, 18. 19): „Und der Stuhl hatte sechs Stufen und einen goldenen Fußschemel am Stuhl, und hatte zwo Lehnen auf beiden Seiten um das Gefäße, und zween Löwen standen neben den Lehnen, und zwölf Löwen standen daselbst auf den sechs Stufen zu beiden Seiten."

Die phantastischen Aegypter bildeten auch Löwenkörper in kolossaler Größe mit menschlichem Haupte: das sind die berühmten Sphinxe, welche auch von den Griechen und späteren Völkern nachgeahmt wurden. Die Griechen aber, die Meister der Kunst, stellten den Löwen noch sonst in aller Weise dar: bald mit Herkules, der ihn erwürgt, bald mit Rhea, die auf ihm reitet oder das Doppelgespann lenkt; bald mit Amor, der den gezähmten sogar Männchen machen läßt. Aus neuerer Zeit nennen wir nur das Bild des Thiermalers Adam: „Die Löwin mit ihren Jungen und ihr Wärter", weil dieses, nach dem Leben, den Triumph darstellt, welchen Muth und Geist des Menschen selbst über die zärtlich eifersüchtige Mutter davongetragen haben, denn die Löwin ruht mit dem Haupt auf des Wärters Schooß, während die Jungen wechselseitig mit ihm und ihr spielen.

Der Löwe in der Lehrpoesie.

Im Jagdkampf mit dem Löwen ward allmälig Manches an ihm erkannt, was nicht blos auf die schreckliche Uebermacht oder die majestätische Schönheit hindeutete, welche vor allem die Phantasie des Menschen beschäftigte. Daß er, fast einzig in seiner Gattung, mit dem Weibchen eine Art von ehelichem Leben führte, ein treuer Schützer und Versorger für sie wie für ihre Kinder; daß er eines niederen Thieres schonte und das größere angriff; daß er zuweilen einen Menschen, der sich schon verloren glaubte, seines Weges gehen ließ; daß ein und das andere Exemplar, nach einmal erwiesener Wohlthat, anhängliche Dankbarkeit zeigte: dies erhob das Thier in der menschlichen Phantasie zum moralisch geeigenschafteten Wesen; man schrieb ihm Treue, Stolz, Großmuth, Einsicht zu; man hielt ihn sich als Muster vor in Sprichwort und Fabel; er ward ein Symbol im Wappen der Herrscher für edle Größe, ein Sinnbild für das Verdienst treuer, tüchtiger Staatsbeamten im Ordenszeichen, von welchem der Neuzeit sechs bekannt sind, fast jedes mit der Devise: „Tugend und Treue."

Ein indischer Spruch sagt: „Der Löwe läßt den Schakal fahren, wenn er auch dicht neben ihn hintritt, und erlegt den Elephanten“; womit gemeint ist, daß ein Edler vom niedern weg zum höhern Ziele die Blicke wirft. Aber die Erfahrung lehrte, daß eine solche Wahl beim Löwen auch nur aus größerer Raubgier entspringe, wie seine gerühmte Großmuth aus Trägheit der Sättigung hervorgehe; man befand, daß ein Löwe sich auch fürchten, daß er nach falschem Sprunge sich schämen könne u. s. w.

So entstand in der Fabel der König der Thiere mit allem Hochsinn und allen Launen, aller Weisheit und allem oft bethörten Uebermuth eines orientalischen Herrschers; und auch die Tücke und Feigheit des Tyrannen trat hervor. So ist König Löwe im Thiermärchen „Der junge Leopard“ ein Muster von Hochsinn; in „Kalilah und Dimnah“ fürchtet er sich vor dem ungehörten Brüllen eines Ochsen, nimmt diesen dann zum Freund an und tödtet ihn in ungerechtem Argwohn; er läßt sich durch die Ränke des Schakals Dimnah täuschen. So bringt dem König Leu ein Hase, der seinen Jähzorn klug benutzt, den Untergang. So bricht er dem Kameel das Sicherheitsversprechen, indem er, hungernd, sich leicht durch das Gaukelspiel der Verschworenen zum Auffressen seines Schützlings verleiten läßt.

Aus der Bekanntschaft mit griechischen und lateinischen Fabeln und aus der Berührung mit Arabern ist auch den abendländischen Völkern des Mittelalters der Löwe eine Fabelfigur geworden, und er hat insbesondere in der altdeutschen Thiersage den dort ursprünglichen König der Wälder, den Bär, von seinem Throne gestürzt. Aber auch dieser Löwe, namentlich im Epos „Reineke Fuchs“, tritt wie ein orientalischer Herrscher auf: weise und leichtgläubig, stolz und schwankend, edel und ungerecht. Wenn auch Isegrim der Wolf gleich zu Anfang des Gedichts zum König Nobel spricht:

Edel seid Ihr und groß und ehrenhaft, jedem erzeigt ihr
Recht und Gnade —

so muß er es doch bald anders erfahren, indem er dem Fuchs Reineke seine Fußhaut zu Schuhen hergeben muß, und hat es schon erfahren, wie das Reineke später dem Löwen ins Gedächtniß ruft:

Euer Theil verzehrtet Ihr bald, doch merkt' ich, Ihr hattet
Nicht den Hunger gestillt; nur Isegrim wollt' es nicht sehen,
Aß und kaute so fort und bot Euch nicht das Geringste.
Aber da traft Ihr ihn auch mit Euren Tatzen gewaltig
Hinter die Ohren, verschobt ihm das Fell, mit blutiger Glatze
Lief er davon, mit Beulen am Kopf, und heulte vor Schmerzen.
Und Ihr rieft ihm noch zu: „Komm wieder, lerne dich schämen!
Theilst du wieder, so triff mir's besser, sonst will ich dir's zeigen.
Jetzt mach' eilig dich fort und bring uns ferner zu essen!"

(In Goethe's Bearbeitung.)

Sprichwort und Fabel.

Das Sprichwort, welches Thiere zum Bilde nimmt, ist eigentlich weiter nichts als die Quintessenz einer Fabel mit deren Anwendung, der sogenannten Moral. Man könnte aus jedem solchen Sprichwort eine Fabel machen, oder bezieht sich gradezu auf eine solche. Daher kann auch die Handlung, die in der Fabel ist, das kurze Gleichniß im Sprichwort oft erklären. Sprichwörter sagen: „Auch der Löwe muß sich vor Mücken wehren"; „Auch die Maus kann einem Löwen helfen"; „Der Esel will's mit dem Löwen aufnehmen"; „Was der Löwe nicht kann, das kann der Fuchs"; „Den todten Löwen kann jeder Esel treten." Das heißt: Auch an den Mann von großem Charakter wagt sich die Verleumdung niedriger Seelen, und gerade die Winzigkeit ist es, für die der Erhabene keine Waffe hat. Der Mächtige soll den Geringen nicht mißschätzend übersehn, denn auch dieser kann ihm schaden oder helfen. Es geht gar wunderlich in der Welt zu: wer sollte denken, daß der Täppische es mit dem Geschickten aufnehmen könnte? Aber

Glück und Ränke haben oft weiter gebracht als die stolze Kraft. Doch mag der Tüchtige auch unterliegen, seinen Werth behält er dennoch in sich, und dieser wird in den Urtheilen der Edleren zur Anerkennung kommen.

Die Mücke und der Löwe.

(Von Aesopus, im 6. Jahrhundert vor Chr.)

„Vor dir fürchte ich mich nicht", sagte eine Mücke zu einem Löwen; „du bist auch nicht stärker als ich. Verhält sich's nicht so? Worin besteht denn deine Stärke? Daß du mit deinen Klauen kratzest und mit den Zähnen beißest? Dies thut auch eine Frau im Zanke mit ihrem Manne. Aber ich bin weit stärker als du, und bist du es zufrieden, so wollen wir uns einmal miteinander streiten."

Die Mücke summte und stach den Löwen in das unbehaarte Gesicht bei den Nasenlöchern. Der Löwe zerfleischte sich mit seinen Klauen so lange, bis er ergrimmte. Die Mücke summte nach ihrem Sieg über den Löwen und sang ein Siegeslied und flog davon. Darauf verstrickte sie sich in ein Spinnengewebe und klagte, da sie verzehrt werden sollte, daß sie, die mit den größten Thieren gestritten, von einer Spinne, einem so verächtlichen Geschöpf, getödtet würde.

Der Löwe und die Maus.

(Von Phädrus, um Christi Geburt.)

Man hüte sich, Geringe zu beleidigen.

Es machten, als ein Löw' einmal im Walde schlief,
Die Mäuse sich sehr lustig. Eine sprang dabei
Durch irgend einen Zufall auf den Liegenden.
Der aufgeweckte Löwe faßt mit schnellem Griff
Die Arme. Diese fleht ihn um Verzeihung an,
Bekennend, daß sie unvorsichtig sündigte.
Er hielt nun, dies zu rächen, nicht für königlich,

Verzieh ihr und entließ sie. Wenig Tage drauf
Fällt jagend nachts der Löw' in eine Grub' hinab
Und brüllt, da in der Schling' er sich gefangen sieht,
Aus allen Kräften. Schnell lief, als die Stimm' erscholl,
Die Maus herzu und sagte: „Sei nur ohne Furcht;
Vergelten will ich deine große Wohlthat dir."
Bald fängt sie die Verbindung aller Knoten an
Wohl durchzuspähn, setzt nagend an des Garnes Band
Die Zähn' und löst die künstliche Verknüpfung auf.
Die Maus gab so dem Walde seinen Löwen frei.

Anmerkung. Von dieser Fabel kommt die sprichwörtliche Redensart her „Da beißt die Maus keinen Faden ab."

Eine neue Fabel Aesopi vom Löwen und Esel.

(Von Dr. Martin Luther.)

Der alte Löwe ward krank und forderte alle Thiere zu sich, seinen letzten Reichstag zu halten und seinen Erben, den jungen Löwen, an seine Statt zum Könige zu setzen. Die Thiere kamen gehorsamlich und nahmen des alten Löwen letzten Willen an. Als aber der alte Löwe starb und herrlich bestattet ward, wie sich's einem Könige gebührt, thäten sich etliche untreue, falsche Räthe des alten Königs hervor, welchen er doch viel Gutes gethan und zu großen Ehren geholfen hatte. Die suchten nun ein freies Leben zu haben und nach ihrem Gefallen im Reiche zu regieren, wollten keinen Löwen zum König haben und sprachen auch: „Wir wollen nicht, daß dieser über uns regiere"; zeigeten an, wie ein grausam Regiment die Löwen bisher geführt hätten, wie sie die unschuldigen Thiere zerrissen und fräßen, daß Niemand sicher vor ihnen sein könnte; — wie es denn zu geschehen pflegt, daß man alles Guten schweiget und allein das Aergste redet von den Oberherrn. Es ward aus solcher Rede ein groß Gemurmel unter allen Ständen des Reichs; etliche wollten den jungen Löwen behalten, aber der mehrere Theil wollte einen Andern auch versuchen. Zuletzt forderte man sie zusammen, daß

man nach der Meisten Vollwort wählen sollte und die Sache stillen. Da hatten die falschen, untreuen Räthe den Fuchs zum Redner gemacht, der das Wort thun sollte vor des Reiches Ständen, und seine Instruction und Unterricht geben, wie er sollte den Esel fürschlagen. Es war zum ersten zwar dem Fuchs selbst lächerlich, daß ein Esel sollte König sein; aber da er hörte ihr Bedenken, wie frei sie könnten unter dem Esel leben und möchten ihn regieren, wie sie wollten, ließ sich der Schalk solches gefallen und half treulich dazu, fassete die Sache, wie er sie wollte hübsch vorbringen. Und trat auf vor des Reichs Ständen, risperte sich und hieß stillschweigen, fing an zu reden von des Reichs Noth und schweren Sachen, trieb aber die ganze Rede dahin, daß es der Könige Schuld gewesen wäre, und machte das Löwengeschlecht so zu nichte, daß der Hauf ganz abfiel. Da aber ein großer Zweifel ward, welches Thier zu wählen sein sollte, hieß er abermals schweigen und hören, gab des Esels Geschlecht für und brachte wohl eine Stunde zu über dem Eselloben, wie der Esel nicht stolz noch tyrannisch wäre, thäte viel Arbeit, wäre geduldig und demüthig, ließ ein ander Thier auch etwas sein und stünde nicht viel zu halten, wäre auch nicht grausam, fräße die Thiere nicht, ließe sich an geringer Ehre und Zinse genügen. Als nun der Fuchs merkte, daß solches den Pöbel kitzelte und wohl gefiel, da that er den rechten Zusatz und sprach: „Ueber das, liebe Herrn, haben wir zu bedenken, daß er vielleicht von Gott dazu verordnet und geschaffen sei; das könnte man wohl daran merken, daß er ein Kreuz ewiglich auf dem Rücken trägt.“

Da der Fuchs des Kreuzes gedachte, entsetzten sich davor alle Stände des Reichs, fielen zu mit großem Schall: „Nun haben wir den rechten König funden, welcher kann beide weltlich und geistlich Regiment verwesen.“ Da preiste ein Jeglicher etwas am Esel. Einer sprach, er hätte feine lange Ohren; der Andere sagte, er hätte auch eine gute Stimme, die wohl taugte zu reden vor dem Volk und zu singen. Da war nichts am ganzen Esel, das nicht königlicher und päpstlicher Ehren werth wäre.

Aber vor andern Tugenden leuchtete das Kreuz auf dem Rücken. Also ward der Esel zum König erwählet.

Der arme junge Löwe ging elend und betrübt als ein verstoßener Waise aus seinem erblichen Reich, bis daß sich etliche alte, treue, fromme Räthe, denen solcher Handel leid war, seiner erbarmten, und besprachen sich, wie es eine lästerliche Untugend wäre, daß man den jungen König so schändlich lasse verstoßen sein; sein Vater hätte solches nicht um sie verdient; es müßte auch nicht gehen im Reich, wie der Fuchs und seine Gesellen wollten, die ihren Muthwillen und nicht des Reichs Ehre suchten. Sie ermahneten sich und baten die Reichsstände zusammen, sie hätten etwas Nöthiges vorzubringen. Da trat der Aelteste auf, das war ein alter Hund, ein treuer Rath des alten Löwen, und erzählte mit schöner Rede, wie solche Wahl des Esels wäre zu jäh und übereilet und dem Löwen großes Unrecht geschehen, es müßte nicht Alles Gold sein, was da gleißet. Der Esel, ob er schon das Kreuz auf dem Rücken trüge, könnte wohl ein Schein und nichts dahinter sein, wie alle Welt durchs Gleißen und guten Schein betrogen wird. Der Löwe hätte seiner Tugend viel mit der That bewiesen, der Esel aber hätte keine That jemals gethan; darum sollten sie wohl zusehen, daß sie nicht einen König erwähleten, der nicht mehr denn ein geschnitzt Bild wäre, welches auch wohl ein Kreuz tragen könnte. Und wo ein Krieg sich erhöbe, wüßten sie nicht, was sie das eitle Kreuz helfen könnte, wo nicht mehr dahinter wäre.

Solche ernste, tapfere Rede des Hundes bewegte alle. Dem Fuchs und den untreuen Räthen ward bange, gaben für, was im Reiche beschlossen wäre, sollte bleiben; aber es bewegte gleichwohl den Haufen, daß der Esel nie etwas mit der That bewiesen hätte, und möchte das Kreuz sie wohl betrogen haben; und konnten doch mit der Wahl nicht zurücke. Endlich da der Hund auf die That und den Schein des Kreuzes so hart drang, ward durch seinen Vorschlag bewilligt, daß der Esel sollte mit dem Löwen um das Reich kämpfen; welcher gewönne, der sollte König sein; sie könnten's jetzt nicht anders machen, weil die Wahl im Reiche geschehen wäre.

Da kriegte der junge Löwe wieder ein Herz und alle fromme Unterthanen große Hoffnung. Aber der Fuchs hing den Schwanz mit seinen Gesellen, versahen sich nicht viel ritterliches Kampfes zu ihrem neuen Könige, es wollte denn Schreiens gelten oder Distelfressens.

Der Kampftag ward bestimmt und kamen alle Thiere auf den Platz; der Fuchs hielt fest bei dem Esel, der Hund bei dem Löwen. Den Kampf ließ der Esel den Löwen wählen. Der Löwe sprach: „Wohlan! es gilt, wer über diesen Bach springet, daß er keinen Fuß naß macht, der soll gewonnen haben.“

Es war aber ein großer Bach. Der Löwe holte aus, sprang überhin, wie ein Vogel überhin flöge. Der Esel und Fuchs dachten: „Wohlan! wir sind vorher auch nicht Könige gewesen, Wagen gewinnt, Wagen verliert“; er mußte springen und sprang, platsch mitten nein in den Bach, wie ein Block hineinfällt. Da sprang der Löwe herum am Ufer und sprach: „Ich meine ja, der Fluß sei naß.“

Aber nun siehe doch, was Glück und List vermag. Dem Esel hatte sich ein klein Fischlein im Ohr unter dem Wasser verwirret und gefangen; als nun der Esel aus dem Bache kroch und die Thiere sich des Sprungs wohl zulacht hatten, siehet der Fuchs, daß der Esel den Fisch aus dem Ohre schüttelt, und hebt an und spricht: „Nun schweiget und höret! Wo sind sie nun, die das Kreuz verachten, daß es keine That könne beweisen? Mein Herr König Esel spricht, er hätte auch wohl wollen über den Bach springen, aber das wäre ihm eine schlechte Kunst gewesen, seines Kreuzes Tugend zu beweisen, so es der Löwe und andere Thiere wohl ohne Kreuz thun; sondern er sah im Sprung ein Fischlein im Bache, da sprang er nach, und daß seines Kreuzes Wunder desto größer wäre, wollte er's nicht mit dem Maul oder Pfoten, sondern mit den Ohren fahen; solches laßt den Löwen auch thun, und sei darnach König. Aber ich halte, er sollte mit Maul und allen vier Klauen nicht einen Fisch fahen, wenn er gleich darnach ginge, schweige denn, wenn er springe.“

Der Fuchs machte mit solchem Geschwätz abermals ein Getümmel, und das Kreuz wollte schlecht gewinnen. Den Hund verdroß das Glück übel, aber vielmehr, daß der Fuchs mit seinem Fuchsschwänzen den Haufen also narrete, fing an zu bellen, es wäre schlumps also gerathen und kein Wunder. Damit aber nicht ein Aufruhr werde durch das Gebeiße des Fuchses und Hundes, ward's für gut angesehen, daß der Löwe und Esel allein an einen Ort gingen und daselbst kämpften. Sie zogen hin zu einem Holz ins Reichs Geleit und Friede. „Es gilt", sprach der Löwe, „welcher das behendeste Thier fähet." Und er lief zum Holze hinein und jagte, bis er einen Hasen fahete. Der faule Esel dachte: „Es will mich das Reich zu viel Mühe kosten, sollte wohl keinen Frieden haben mit der Weise", legte sich auf dem Platze nieder in der Sonne und lechzet mit der Zunge heraus für großer Hitze; so kömmt ein Rabe und meinet, es sei ein Aas, setzt sich auf seine Lippen und will essen; da schnappet der Esel zu und fähet den Raben.

Da nun der Löwe kommt fröhlich gelaufen mit seinem Hasen, findet er den Raben ins Esels Maul und erschrickt; kurz, er war verloren und beginnt ihm nun selbst zu grauen für das Kreuz des Esels; doch verließ er das Reich nicht gerne und sprach: „Lieber Esel, es gilt noch Eines um guter Gesellen willen; aller guten Dinge sollen drei sein." Der Esel thät's wohl die Hälfte aus Furcht, weil er allein mit ihm war, und nahm es an. Der Löwe sprach: „Jenseits dem Berge liegt eine Mühle; wer am ersten dahinkömmt; willst du unten hin oder über den Berg laufen?" Der Esel sprach: „Lauf du über den Berg!"

Der Löwe, als im letzten Kampf, lief, was er aus Leibeskräften laufen konnte. Der Esel blieb stehen und dachte: „Ich werde doch zum Spott und mache mir nur müde Beine, so ich laufe: ich merke auch wohl, der Löwe gönnet mir die Ehre nicht, so will ich auch nicht umsonst arbeiten."

Als der Löwe über den Berg kömmt, so siehet er einen Esel vor der Mühle stehen. „Ei!" spricht er, „hat dich der Teufel

bereits hergeführt? Wohlan, noch einmal zurück an unsern Ort!" Da er aber wieder hinüber kömmt, siehet er den Esel da stehen und mußte dem Esel gewonnen geben und bekennen, daß mit dem Kreuz nicht zu scherzen ist. Also blieb der Esel König und regierte sein Geschlecht bis auf diesen Tag gewaltiglich in der Welt unter den Thieren.

Der alte Löwe und der Esel.

(Von Lachambeaudin, neuestem französischen Fabeldichter.)

In Alterschwäche dort der Löwe lag,
Nicht hatt' er Kräfte mehr, sich zu vertheid'gen;
Da kam der Esel, gab ihm einen Schlag
Und freute sich, den Edlen zu beleid'gen.

Ihn straft mit der Verachtung Blick der Leu;
Das mag dem Esel durch's Gewissen fahren:
Er kehrt zurück zu ihm in Scham und Reu',
Er küßt und kost in täppischem Gebahren.

Der Löwe spricht: „O spar' die Mühe dir;
Von deiner Güte bin ich ganz durchdrungen.
So schmerzhaft auch des Esels Schlag ist, mir
Sind schmählicher des Esels Huldigungen.

Der Löwe in andern Formen der Poesie.

Im Märchen, wo die Phantasie auf bunteste Weise spielt, hat der König einen Löwen, „das war ein wunderliches Thier, denn er wußte alles Verborgene und Heimliche"; der Löwe in den „Zwei Brüdern" setzt dem todten Jäger den Kopf wieder an, aber verkehrt und holt ihm den Wein aus des Königs Schloß, wie der Bär das Zuckerwerk; im „Singenden, springenden Löweneckerchen" ist der Löwe ein verzauberter Königssohn.

Episch behandelt das Volksbuch „Heinrich der Löwe" die Abenteuer dieses Helden, welche er der Sage nach mit einem Löwen bestand, und es besingt die Treue des letztern:

Der Leu legt sich darnieder
Auf seines Herren Grab
Davon wollt' er nicht wieder,
Bis er den Geist aufgab.

Goethe's Novelle schließt mit den Worten:

So beschwören, festzubannen
Lieben Sohn ans zarte Knie,
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.

In Chamisso's Romanze „Die Löwenbraut" wird diesem zähmungsfähigen Hochtyrannen sogar ein sehr zartes Gefühl in den Busen gelegt. Es lautet:

Mit der Myrte geschmückt und dem Brautgeschmeid',
Des Wärters Tochter, die rosige Maid,
Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt.

Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
Schaut fromm und verständig zur Herrin empor;
Die Jungfrau, zart und wonnereich,
Liebkoset ihn sanft und weinet zugleich:

„Wir waren in Tagen, die nicht mehr sind,
Gar treue Gespielen wie Kind und Kind,
Und hatten uns lieb und hatten uns gern,
Die Tage der Kindheit, sie liegen uns fern.

Du schütteltest machtvoll, eh' wir's geglaubt,
Dein mähnenumwogtes, königlich Haupt;
Ich wuchs heran, du siehst es, ich bin
Das Kind nicht mehr mit kindischem Sinn.

O wär' ich das Kind noch und bliebe bei dir,
Mein starkes, getreues, mein redliches Thier;
Ich aber muß folgen, sie thaten's mir an,
Hinaus in die Fremde dem fremden Mann.

Es fiel ihm ein, daß schön ich sei,
Ich wurde gefreit, es ist nun vorbei; —
Der Kranz im Haare, mein guter Gesell,
Und nicht vor Thränen die Blicke mehr hell.

Verstehst du mich ganz? schaust grimmig dazu?
Ich bin gefaßt, sei ruhig auch du!
Dort seh' ich ihn kommen, dem folgen ich muß;
So geb' ich denn, Freund, dir den letzten Kuß."

Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
Da hat man den Zwinger erzittern gespürt;
Und wie er am Gitter den Jüngling erschaut,
Erfaßt Entsetzen die bangende Braut.

Er stellt an die Thür sich des Zwingers zur Wacht
Er schwinget den Schweif, er brüllet mit Macht;
Sie flehend, gebietend und drohend begehrt
Hinaus; er im Zorn den Ausgang wehrt.

Und draußen erhebt sich verworren Geschrei;
Der Jüngling ruft: „Bringt Waffen herbei;
Ich schieß' ihn nieder, ich treff' ihn gut."
Aufbrüllt der Gereizte, schäumend vor Wuth.

Die Unselige wagt's, sich der Thür zu nahn,
Da fällt er verwandelt die Herrin an;
Die schöne Gestalt, ein gräßlicher Raub,
Liegt blutig, zerrissen, entstellt in dem Staub.

Und wie er vergossen das theure Blut,
Er legt sich zur Leiche mit finsterem Muth;
Er liegt so versunken in Trauer und Schmerz,
Bis tödtlich die Kugel ihn trifft in das Herz.

Von der poetischen Schilderung sind uns schon Proben aus Homer's „Ilias" geworden; die phantastisch brillirende Freiligrath's möge den Schluß machen, nachdem wir folgende Wahrnehmung aus Galton's Expedition in Südafrika (1853) verzeichnet haben.

Ein Thiergeschichtchen, im Sand beschrieben.

„Kurz vorher hatten Amiral's Leute die Spur einer weidenden Giraffe und in einiger Entfernung davon die eines niedergeduckten Löwen entdeckt. Man verfolgte diese Entdeckung weiter und fand, daß die Spuren des Löwen plötzlich aufhörten, dagegen die der Giraffe den angestrengtesten Lauf bezeichneten; dann kam eine kleine, durch einen gelinden Regen schlüpfrig gewordene Stelle mit einem seitwärts stehenden scharfen Baumstumpf, der von einem zerstörten Dornbaum geblieben war. Dort war der Fuß der Giraffe ins Gleiten gekommen und das Thier niedergestürzt. An dem Stumpf bemerkte man Blutspuren und Löwenhaare; seitwärts davon die von Gelähmtheit zeugenden Tritte des Raubthiers, wie es langsam hinweggehinkt war; weiter geradeaus die der von neuem in vollem Laufe begriffenen Giraffe. Daraus ließ sich erkennen, daß der Löwe auf den Rücken der Giraffe gesprungen und von dieser fortgetragen war, bis sie ins Gleiten und Fallen kam; durch den Fall wurde der Löwe abgestreift oder so heftig gegen den Stumpf geschleudert, daß er von seiner Beute ablassen mußte. Die Giraffe mußte dagegen ziemlich unbeschädigt davon gekommen sein, da sich auf ihren Spuren kein Blutverlust bemerken ließ."

Löwenritt.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre,
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sykomore.

Abends wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karruh
Wenn im Busch die Antilope schlummert und am Strom das Gnu:

Sieh', dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten sie die heiße, schlaffe

Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne,
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne;
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh', wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt!

Sieh', die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen;
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier, krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte:
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen;
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise:
Todt, bedeckt mit Staub und Schauern, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar fern im Osten sieht man Frühlicht glänzen.
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

X.

Der Elephant.

[illegible] lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Kniend schlürft sie langen Zuges aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne,
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne;
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt!

Sieh', die mondbeglänzte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen;
Starr aus ihrer Höhlung treten ihm die Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Caplands Heerden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen;
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen:
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

1.

Das Elfenbein im Alterthum.

Tausend und mehr Jahre vor Christi Geburt kam zu den Völkern, die um den Ostrand des Mittelmeeres wohnten, ein geschätztes Material, wie man sagte, von den Hörnern eines unbekannten, fern hausenden Thieres — Elephas, d. i. Elfenbein, nannten's die Griechen. Sie lernten es verarbeiten, und Dinge, die daraus geschnitzt und gedreht oder damit verziert waren, rechnete man zu den köstlichsten, würdig der Könige. Denn so lautet es in dem uralten Heldengedicht „Ilias", welches den Trojanischen Krieg besingt:

Wie wenn ein Elfenbein die Mäonerin oder die Karin
Schön mit Purpur gefärbt zum Wangenschmucke des Rosses;
Dort nun liegt's im Gemach, und viel der reisigen Männer
Wünschten hinweg es zu tragen, doch Königen hegt sie das Kleinod,
Beides, ein Schmuck der Rosse zu sein und Ehre dem Lenker.

So auch in der „Odyssee", dem Gedichte gleichen Alters, welches die Fahrten des Ulysses von Ithaka besingt, läßt der Dichter einen Fürsten, der den fahrenden Helden beleidigt hat, zu seinem König sagen:

Gern ja will ich den Fremdling besänftigen, wie du gebietest,
Und dies Schwert ihm schenken, das eherne, welchem von Silber

Glänzt das Heft, und die Scheid' aus geglättetem Elfenbein,
Neu vom Künstler gedreht; — nicht wenig wird es ihm werth sein.

Mehr noch dergleichen Elfenbeinarbeiten aus so alter griechischer Zeit werden erwähnt, wie z. B. das Brautbett des Ulysses und der Sessel seiner Gemahlin Penelope, welche beide mit Elfenbein ausgelegt waren; die Griechen hatten eben schon frühzeitig Geschicklichkeit und Kunstsinn.

König Salomo und das Elfenbein.

Von Salomo erzählt das zweite Buch der Chronica (9, 17): „Und der König machte einen großen elfenbeinernen Stuhl und überzog ihn mit lauterem Golde." Der Prophet Amos, welcher um 800 vor Christus lebte, ruft (6, 3): „Die ihr euch weit vom bösen Tage achtet und trachtet immer nach Frevelregiment und schlafet auf elfenbeinernen Lagern 2c." — und nach Kap. 2, Vers 15 „sollen die elfenbeinernen Häuser untergehn". Das sind freilich keine Häuser ganz von Elfenbein gewesen, sondern nur damit verziert; aber wir sehen doch, wie solche Elfenbeinarbeiten als ein großer Luxus auch zu den Israeliten gekommen waren. Diese waren übrigens nicht selbst die Verfertiger, sondern ihre Nachbarn, die Phönizier, waren es.

Wer nun brachte das Material dazu, und woher? — Möglich, daß auch Karavanen auf dem Landwege von Indien diesen noch kostbaren Stoff, diese seltene Waare herbeiführten; aber sicher ist, daß eben jene kunstreichen Phönizier, welche an der syrischen Küste volkreiche Städte, wie Tyrus und Sidon, inne hatten, zu jener Zeit die Handelsleute für die Ostländer der mittelländischen Meeresküste waren. Und in Bezug auf das Elfenbein weist die erste bestimmte Nachricht darauf hin, daß sie es aus Ophir (Afrika) durch Vermittelung des jüdischen Königs Salomo herbeischafften. „Denn die Schiffe des Königs fuhren auf dem Meere mit den Knechten Hiram's (Königs von Tyrus) und kamen in drei Jahren einmal und brachten Gold, Silber,

Elfenbein, Affen und Pfauen." (2. Chron. 9, 21.) Diese Fahrten aber geschahen von den dem König Salomo gehörigen Hafenstädten Ezeon-Geber und Eloth aus, welche am arabischen Meerbusen lagen, und wohin ihm König Hiram seekundige Männer gesandt hatte. (2. Chron. 8, 17.)

Nach dem Tode Salomo's, in der Trennung des Reichs, verloren die Israeliten jene Städte und mit der phönizischen Handelsverbindung auch den einträglichen afrikanischen Verkehr; die Phönizier aber holten nunmehr das Elfenbein, das einmal gesuchter Artikel war, von der Nordküste Afrikas, wo sie ansehnliche Kolonien, wie Karthago, anlegten.

Elfenbeinerne Götterbilder.

Jetzt kam der kostbare Stoff in größeren Massen an, und die griechischen Künstler verbrauchten ihn sogar zu kolossalen Götterbildern. Berühmt unter diesen sind vor allen zwei von dem Athenienser Phidias: die 26 Ellen hohe Minerva im Parthenon, 438 vor Christus vollendet, und die fünf Jahre darnach auf der Akropolis von Athen aufgestellte Bildsäule des Olympischen Zeus, welche 40 Fuß hoch war und auf einem Postamente von 12 Fuß Höhe ruhte. Auf einem Thron, welcher mit eingelegten Figuren von Gold, Silber, Ebenholz und Elfenbein verziert war, saß der Gott; den halbentblößten elfenbeinernen Leib umwallte ein goldenes, mit Blumenschmelzwerk geschmücktes Gewand; sein Haupt zierte ein goldener Oelzweigkranz; die eine Hand hielt das Scepter, die andere trug die Siegesgöttin, welche ebenfalls von Elfenbein und Gold war. „Wer stirbt, ohne diesen gesehen zu haben, ist nicht glücklich zu preisen", sagten die Griechen.

Natürlich konnte bei solchen Kolossalstatuen die Elfenbeinarbeit nicht massiv sein. Aus einigen Stellen griechischer Schriften geht hervor, daß die Künstler einen Kern von Holz und Thon nahmen, die Elfenbeinstücke darum fügten und leimten und sodann nach ihrem kleineren Modell die feinere Arbeit begannen.

2.

Der Elephant im Alterthum.

Das Wort Elephas, das anfangs nur Elfenbein, später auch Elephant bedeutete, war somit den Griechen schon lange geläufig und der Stoff unter ihrer Hand zum Kunstwerke geworden, ehe sie nur einen Begriff erhielten von dem Thiere, welchem solche „Hörner" entstammten. Noch nicht aus Indien zu den Persern war dieses Thier in jenen alten Zeiten gekommen, nicht aus Aethiopien (in Südostafrika) nach Aegypten; am wenigsten wußten die abendländischen Völker von den ihnen nächsten Elephanten in Mauritanien (dem nordwestlichen Afrika). Unter den Griechen erzählte zuerst der Geschichtschreiber Herodot (um 450 vor Christus) von Elephanten und berichtet ihre Anwesenheit in der Gegend von Fez und Marokko, wo es jetzt keine mehr gibt. Der Karthager Hanno aber, welcher um 510 vor Christus die Westküste Afrikas bis Senegambien bereiste, ließ schon damals einen Elephanten in seiner Vaterstadt sehen.

Die wilden Völker Südafrikas, von welchen man ursprünglich oder vorzugsweise das Elfenbein bezog, wußten weiter nichts mit jenen Thieren anzufangen, als daß sie deren Fleisch verzehrten und, wie's gerade ging, ihre Zähne verkauften. Die Elephantophagen, zu deutsch: Elephantenfresser, welchen später Ptolemäus Philadelphus von Aegypten große Schätze in Aussicht stellte, wenn sie von der Elephantenmetzelei abließen und ihm lebendige zustellten, antworteten: nicht mit dem Reich Aegypten wollten sie solche Nahrung vertauschen.

Das indische Kulturthier.

Anders die Indier, das älteste Kulturvolk, das uns nur so spät bekannt worden ist. Die feinsten Beobachter, die Verehrer und Zähmer der Thiere sahen am Elephanten nicht blos den wildbelebten Fleischberg, dessen Zähne Gott weiß wo und zu

welchem Zwecke verwendet werden möchten; sondern sie sahen bei Riesigkeit und Kraft: Schnelligkeit und Geschicklichkeit — sollte ja doch nach des urweisen Manu Lehre das Mädchen, das man zur Gattin wählte, den anmuthigen Gang eines jungen Elephanten haben! — bei Muth: Einsicht und Milde, sie sahen die Seele des Thieres; sie erkannten den Elephanten als ein Kulturthier, werth, der Kampf- und Arbeitsgenosse der Menschen zu werden.

Und dieses kolossale Thier in seiner Erscheinung, namentlich wildgerottet, so furchtbar, von welchem das indische Sprichwort sagt:

„Ein Starker muß bekämpft werden"
Wer so spricht, der bedenkt es nicht.
Mit Elephanten anbinden,
Brächte den Menschen leicht den Tod —

was half das gezähmte nicht, in seiner verständnißvollen Sympathie zum Menschen, diesen Südasiaten für ihre höhere Kultur! Wälder ausrotten, Flüsse dämmen, Schiffe ziehen, Lasten tragen, den Tiger verfolgen, seine eigenen wilden Geschwister herbeibringen und zähmen, und, wie das indische Gedicht sagt:

Der Elephant, des Heers Vormann,
Dient dem König wie keiner sonst,
Mit seinen eigenen Gliedmaßen
Nennt achtwaffig das Sprichwort ihn.

Als Kriegsthier mußte er den Völkern, die einen solchen Bundesgenossen nicht besaßen oder gar bisher noch nicht gesehen hatten, ausnehmend furchtbar sein. Und als solches tritt der Elephant zuerst den westlicheren Völkern vor die Augen.

Alexander der Große und seine Nachfolger.

Darius Codomannus, der Perserkönig, hatte 15 Streitelephanten mit ihren Führern aus Indien erhalten. In der

Schlacht von Arbela (331 vor Christus) standen sie als Leibwache neben Persiens edelsten Rittern dicht vor dem Kriegswagen des Königs. Alexander der Große von Macedonien gewann die Schlacht, und obwohl ihm nichts mehr angelegen sein mußte, als ein solches Kampfmittel, das Rosse und Soldaten in so fürchterliche Verwirrung setzte, für sich bereit zu haben und für seine weiteren Züge zu verwenden, so unterließ er es doch nicht, im Interesse der Wissenschaft, seinem großen Lehrer Aristoteles, dem Vater der Naturgeschichte, neben andern zoologischen Merkwürdigkeiten auch Elephanten aus solcher Ferne nach Griechenland zu schicken. So sah Griechenland zuerst dieses schlangenhandige Wunderthier, bei welchem man eben vor allem den Rüssel anstaunte; so erhielt die Welt zuerst eine bis in unsere Zeit unübertroffene Beschreibung desselben.

Alexander brachte auf seinem Zuge gegen Indien von den kleineren Fürsten des heutigen Kabul nicht blos eine Anzahl dieser Kriegsthiere an sich, sondern auch Elephantenjäger und Kornaks (Führer). Aber am linken Ufer des Hydaspes (im heutigen Lahore) stand die Kriegsmacht des indischen Königs Porus: Streitwagen und Reiterei an den Flügeln; in der Mitte vor dem Fußvolk zweihundert Elephanten. Er selbst konnte die ihm zu Gebote stehenden Elephanten im Angesichte des Feindes nicht über das Wasser bringen; und wie sollten erst die Pferde vor dem scheu machenden Aussehn und Gebrüll der gegenüberstehenden Thiere gelandet werden? Da sprach der große Held Alexander: „Endlich seh' ich eine meinem Muth angepaßte Gefahr!“ Doch er blieb Sieger und ward Herr von einem Heere wohldressirter Elephanten.

Mit dreihundert Stück mag er zurückgekehrt sein; von seinen Nachfolgern, den Feldherren, die sich in die Weltherrschaft theilten, erhielten nur noch drei einige Elephanten aus Indien, außerdem hörte der Zuzug von dort auf. Und diese indischen Elephanten, mit ihrer langen Lebensdauer, spielten die Hauptrolle in den endlosen Kriegen, die nach Alexander's Tod um die Herrschaft des Erdreichs geführt wurden.

„Die Wirkung", sagt A. W. von Schlegel, „welche die Elephanten bei ihrer ersten Erscheinung auf die Einbildungskraft auch sehr tapferer Nationen machten, war unermeßlich; sie mochte sich durch Gewohnheit etwas abstumpfen, aber sie ging nie ganz verloren. Die Macedonier hatten von den Indern gelernt, den Eindruck der massiven Größe des Thieres durch prächtiges Geschirr zu erhöhen; ob auch dieses, daß sie die Elephanten unter einer rauschenden und zugleich rhythmischen Musik von Pauken und Cymbeln anrücken ließen? Die letzte Sitte war bei den Bewegungen indischer Heere allgemein, den Griechen aber so fremd und auffallend, daß sie es nur aus dem erträumten Zuge des Bacchus erklären konnten."

Aus unserm Norden waren in jener Zeit die sogenannten Gallier, wie es scheint Vorfahren von uns, bis nach Kleinasien vorgedrungen. Nur mit Hülfe seiner Elephanten schlug sie König Antiochus I. von Syrien, daher Soter, d. i. der Retter, genannt.

Die Maccabäer.

Ein anderes Volk, das durch seine heiligen Bücher uns noch näher steht, sollte die Elephanten ebenfalls kennen lernen Der König Antiochus Epiphanes führte in seinem Heere 32 dieser Thiere gegen die Juden, und wir besitzen hierüber eine recht lebendige Beschreibung im 1. Buch der Maccabäer Kap. 6, Vers 33 u. fg.:

„Da war der König morgens frühe auf vor Tage, und führte das Heer an die Straße von Bethzachara und ließ die Schlachtordnung machen und trompeten, und die Elephanten mit rothem Wein und Maulbeersaft bespritzen, sie anzubringen und zu erzürnen; und theileten die Elephanten in die Haufen, also daß zu je einem Elephanten tausend Mann zu Fuß in eisernen Helmen und Harnischen und fünfhundert Pferde verordnet wurden. Diese warteten also auf den Elephanten, daß sie nicht von ihm wichen; und wohin man den Elephanten

wandte, da mußten sie auch hin. Und trug ein jeder Elephant einen hölzernen Thurm, darinnen waren je zweiunddreißig Krieger und der Mohr, so die Bestie regierete. Den übrigen reisige Zeug ordnete er auf beiden Seiten, das Fußvolk zu bewahren, daß es nicht zertrennet würde. Und da die Sonne aufging und schien auf die goldenen Schilder, leuchtete das ganze Gebirge davon, als wäre es eitel Feuer."

(V. 43): „Und einer, genannt Eleasar, der Sohn Saura, merkte einen Elephanten, der war höher und besser gerüstet, denn die andern; und dachte, der König wäre darauf und wagte sich, daß er das Volk Israel errettete und einen ewigen Namen erlangete; lief mit großer Kühnheit hinzu, drang durch die Feinde und tödtete ihrer viele auf beiden Seiten; und machte sich unter den Elephanten und stach ihn, daß der Elephant umfiel auf ihn und starb, und schlug ihn auch todt."

Indische Elephanten in Italien.

In ähnlicher Weise zeichnete sich ein Römer aus, dem es im Kriege zuerst gelang, einem Elephanten den Rüssel abzuhauen, wodurch er seinen Mitstreitern die ermuthigende Ueberzeugung beibrachte, daß auch diese Thiere überwindlich seien. Denn auch zu dem Volke der Römer waren zu dieser Zeit indische Kriegselephanten unter König Pyrrhus von Epirus gekommen, und sie verbreiteten keinen geringeren Schrecken als bei den Juden.

„Welche wunderbare Verkettung der Begebenheiten", bemerkt Schlegel, „wurde dazu erfordert, wenn Thiere, am Fuße des Himalaya aufgewachsen, nachdem sie so manchen gewaltsamen Glückswechsel überlebt hatten und mit der Herrschaft so oft von einem ehrgeizigen Machthaber zu dem andern übergegangen waren, fast ein halbes Jahrhundert nach dem indischen Feldzuge Alexander's des Großen, in einer entfernten Zone, in einer ganz fremden Sphäre der Menschenwelt, gegen ein Volk streiten sollten, das von dem Lande ihrer Heimat noch

nicht einmal den Namen vernommen hatte und in seiner bäurischen Einfalt sie Lucanische Ochsen nannte!"

Südafrikanische Elephanten in Kultur.

Die Ptolemäer, welchen nach Alexander's des Großen Tode Aegypten zugefallen war, hatten keine Elephanten überkommen; nöthig aber waren sie ihnen zu den Kämpfen gegen die syrischen Seleuciden, welche dergleichen besaßen. Ptolemäus Philadelphus, der zweite König dieser Familie, that Alles, dieses Ziel zu erreichen; und da von Indien her keine zu erhalten waren, mußte es mit Aethiopien versucht werden. Da aber die Eingeborenen nicht dahin zu bringen waren, daß sie lebendige fingen, bemächtigte er sich einiger Punkte an der abyssinischen Küste, legte militärische Stationen im Innern an und ließ Jagd und Abrichtung durch eigene Leute betreiben; man kann denken, welche großartigen Mittel zu diesem Zweck angewendet werden mußten, besonders zur Einschiffung und Ausladung der Thiere, welche noch zu unserer Zeit, bei unserer Kenntniß der Mechanik, so besonders merkwürdig ist, daß man sie in Bildern zeigt.

Doch trotz allen Aufwandes an Geld und Kräften liefen die Versuche, mit diesen südafrikanischen Elephanten gegen indische zu kämpfen, durchaus unglücklich ab; und die Schriftsteller jener Zeit behaupteten, daß afrikanische gegen indische überhaupt nicht zu gebrauchen seien, weil sie den Geruch und das Geschrei der letzteren nicht aushalten könnten.

Karthager und Römer.

Die Karthager machten nach ihrem Kriege gegen Pyrrhus und in ihren Kämpfen mit den Römern ebenso großartige Anstrengungen, die mauritanischen Elephanten zu zähmen. Der Fang derselben kostete soviel wie ein Krieg; denn die besten Feldherrn mit großen Heeren mußten sie ausschicken, um unter den wilden Völkern und gegen die wilden Thiere Alles recht zu

veranstalten. Dann aber machte noch nicht wenig Mühe die Einübung der gefangenen Thiere für den Kriegsdienst, wofür ein großer Platz vor der Stadt bei den Elephantenställen hergerichtet war. Mit ihnen brachten sie aber auch den Römern eine solche Niederlage bei, daß diese tapfern Krieger zwei Jahre lang nicht wagten, gegen die 140 Elephanten des Hasdrubal in offenem Felde zu kämpfen.

Aber gerade die Römer, welchen die Herrschaft der Welt endlich zufallen sollte, waren es, welche diese Waffe aus den Kriegen ihrer Zeit und ihres Umkreises verbannten. Sie fanden erst Mittel, dagegen auszukommen. Mit Stacheln an Helm und Panzer wider den Rüssel versehene Krieger suchten den Elephanten an jenem empfindlichen Gliede oder am Fuße zu verwunden, damit er sich wüthend gegen die eigene Schlachtreihe kehre; leichte Reiter scharmützelten um die schwerfälliger sich drehenden Elephanten und verwundeten oder tödteten sie mit Wurfspießen; ungewöhnlicher Lärm, Schleudern, Fallgruben 2c. mußten helfen, mehr noch eine Taktik, wonach die Legionen schnell Gassen machten, durch welche die Elephanten hindurchrannten. Dann aber stand bei jedem glücklich geendeten Kriege sicher unter den Friedensbedingungen: die Elephanten werden ausgeliefert, die Elephanten werden getödtet und keine mehr gehalten noch gezähmt. So nach der Schlacht bei Zama (202 vor Chr.), wo sie die Karthager überwanden; so nach der Schlacht bei Kynoskephalä, wo sie gegen Philipp von Macedonien ebenfalls Elephanten verwendeten; so nach der Schlacht bei Magnesia (190 vor Chr.) gegen Antiochus den Großen, in welcher Kriegselephanten vom Atlas denen vom Himalaya gegenüber standen.

3.

Elephanten im Circus.

Die Römer verschmähten es, von den Elephanten im Kriege ferner Gebrauch zu machen; in anderer Weise, als Schauspiel

sollten sie ihnen dienen. Elephanten mußten die Triumphzüge ihrer Feldherrn verherrlichen, und dieses Schauspiel ward ihnen zuerst, als Curius Dentatus die dem König Pyrrhus abgenommenen vier Elephanten (275 vor Chr.) mit aufführte. Reiner mag wohl nie wieder die Freude, größer das Staunen über diese Thiere gewesen sein, selbst dann nicht, als Pompejus seinen Triumphwagen von zwei Elephanten ziehen ließ, aber die Thore der ewigen Stadt zu klein befand.

In der Schlacht bei Panormus (240 vor Chr.) hatte Metellus den Karthagern über hundert Elephanten abgenommen; er sandte sie nach Rom und ließ sie mit stumpfen Speeren durch den Circus treiben, um seinen Landsleuten den Schrecken davor zu benehmen. Damit war der Elephant in den Circus aufgenommen, und siegreiche Feldherrn versäumten von da an nicht, das neue Schauspiel den Bürgern zu bereiten; Appius Pulcher führte allein 655 Stück vor.

Allerdings haben die Römer in diesem Circus auch gezeigt, zu welcher Gelehrigkeit sogar die afrikanische Art der Elephanten gebracht werden kann. Denn man erzählt, daß einige derselben auf schräg gespannten Seilen hinauf und rücklings wieder herunter liefen; „vier trugen auf einer Sänfte einen fünften, welcher eine Kindbetterin vorstellte. Die Elephanten des Germanicus, welchem der Versuch gelungen war, sie in Italien im Zustande der Zahmheit fortzupflanzen, führten einen Tanz auf, nicht blos nach dem Takte, sondern auch mit Bewegungen, die dem Charakter der Musik angemessen waren; paarweise geordnet und nach dem Unterschied der Geschlechter mit männlichem und weiblichem Putz angethan, lagerten sie sich auf Polstern und Teppichen um eine prächtig besetzte Tafel und nahmen aus goldenen oder silbernen Bechern und Schüsseln bedächtig ihre Mahlzeit ein, wie versichert wird, mit aller Beobachtung der feinen Sitte und des Anstandes.“ (Schlegel.) Vernehmen wir nun gar aus Plinius' und Aelian's Schriften, daß ein zur Schau gebrachter Elephant griechische Buchstaben gezeichnet habe, so mögen wir billig erstaunen über diese Kunst,

ursprünglich wilde Thiere im Dienste des Menschen zu behandeln. Aber nicht so anmuthige und wunderbare Schauspiele waren die Hauptkost jener harten Welteroberer, sondern mehr die furchtbar blutigen des Kampfes der Thiere gegen Thiere — Elephant, Stier, Löwe, Tiger u. s. w. — und der Thiere gegen Menschen — jener genannten Bestien gegen die Kriegsgefangenen freiheitsliebender Völker.

Als Pompejus den Tempel der Venus einweihte, ließ er in dem Circus 20 Elephanten auf die gefangenen Gätulier los; Cäsar ließ im Circus 500 Menschen gegen Elephanten kämpfen; später waren Tausende von Menschen und Thieren zu öffentlicher Zerfleischung nöthig — so mußten die Reizmittel des abgestumpften Gefühls sich steigern! Ein Cicero wandte sich mit Abscheu von solchen Scenen und beklagte in einem Briefe namentlich die Metzeleien von Elephanten, welche selbst den Pöbel rührten, weil er etwas Menschliches in diesen Thieren erkannte.

Am besten verstanden es die nachmaligen Kaiser Roms, die Arena mit dem Geheul und Blut der Bestien zu erfüllen; 5000, nach andern 9000 wilde Thiere kostete allein die Einweihung des Amphitheaters Kaiser Vespasian's; und so gelang es wirklich, daß der mauritanische Elephant, nach Zeichnungen wahrscheinlich eine ganz andere Rasse als der indische und südafrikanische, endlich vollständig ausgerottet wurde. So kam es denn auch — da Aethiopien und Indien der römischen Welt sich verschlossen — daß zur Zeit Justinian's (527 nach Chr.) ein Elephant zu Rom und Konstantinopel als große Seltenheit angestaunt wurde.

4.

Verwendung des Elephanten in neuerer Zeit.

Vom Elephanten ist, wie bekannt, der Zahn als Arbeitsmaterial zu unserer Zeit stark in Gebrauch. England besorgt durchschnittlich im Jahr eine Einfuhr von 4000 Centnern Elfen-

bein; die einzige Stadt Sheffield verarbeitet jährlich etwa für 200,000 Thaler und beschäftigt damit 500 Menschen; die schönste Arbeit in Elfenbein liefert die französische Stadt Dieppe, wenn man von der Kunst der Chinesen absieht. Zur größeren Hälfte kommt der bei uns verwendete Zahn aus Afrika, wo die Eingeborenen immer noch nichts weiter mit dem Elephanten anzufangen wissen, als ihn zu tödten. Eine Zähmung wird nimmermehr versucht, die Möglichkeit derselben sogar geleugnet; denn die bei uns in Menagerien vorgeführten sind sämmtlich indische.

Das lebendige Thier hat für uns fast nur noch ein naturwissenschaftliches Interesse. In Indien aber ist es fort und fort der Genosse der Menschen geblieben. König Dschehendschir im neunten Jahrhundert soll noch 12,000 zahme Elephanten besessen, 40,000 unter seine Vasallen vertheilt haben — vielleicht in noch größerem Grade eine orientalische Uebertreibung, als jene von den 6000 Kriegselephanten des Gandaritenkönigs, welche durch ihren Eindruck auf die Macedonier Alexander den Großen zur Umkehr zwangen. Zwölfhundert Elephanten aber gingen noch 1796 in der feierlichen Prozession, welche bei den Vermählungsfestlichkeiten des indischen Fürsten Vizir Ali veranstaltet wurde. Jagden auf Tiger, Nashörner, Büffel ꝛc. werden noch jetzt von indischen Fürsten in der Weise veranstaltet, daß 100 — 300 Elephanten dabei zur Verwendung kommen.

Eine Tigerjagd.

„Den grimmigen Tiger im dichten Gesträuch,
Wie treiben wir ihn in der Kugeln Bereich,
Damit wir ihn können tödten?
Aufscheucht ihn mit glühen Raketen!“

Der grimmige Tiger, er bricht hervor;
Die Kugeln entfliegen dem Feuerrohr;
Und die die Kugeln entsandten,
Sie thronen auf Elephanten.

Der grimmige Tiger, vor Schmerzwuth blind,
Springt auf einen Elephanten geschwind
Und packt mit den Zähnen und Krallen
Den Führer, daß er muß fallen.

Den grimmigen Tiger zornvoll faßt
Mit dem Rüssel der Elephant in Hast
Und wirft ihn empor und zur Erde
Und zerstampft ihn mit wilder Geberde.

Der Elephant als Arbeiter und in Ruhe.

Wie das Thier arbeitet — mit dem Rüssel an einem Seile Schiffsbauholz ziehend, das zwanzig Menschen nicht hätten fortbringen können, oder auf dem Rücken eine Last bis zu 4000 Pfund tragend — ist in neuerer Zeit öfter erzählt worden; auch daß die Elephanten mit viel Vorsicht und Ueberzeugung zu Werke gehen, wie z. B. daß zwei mit ihren durch Leder geschützten Rüsseln eine Mauer niederzureißen hatten und genau den Fall derselben beobachteten, oder wie einer unter Leitung eines Knaben Baumstämme geschickt aufeinander legte und zufällige Hindernisse einsichtsvoll beseitigte. Das ist aber nicht genug. Die Beispiele von der wunderbaren Einsicht dieses Thieres steigern sich immer mehr.

Die Elephanten in Indien, wenn sie nicht in activem Dienste stehen, bedürfen fast gar keiner besondern Fürsorge. Sie haben ihre Ställe unter irgend einem großen Baum; hier stehen sie, an den Hinterfüßen durch eine Kette angeschlossen. Frühmorgens kommt der Wärter und wirft den Elephanten die Schlüssel zu, womit sie die Schlösser ihrer Ketten öffnen. Dann marschiren sie mit ihrem Wärter in den nächsten Wald, brechen sich zu ihrem Futter das Zusagendste von den Zweigen ab, ordnen es zu zwei Bündeln, schnüren diese mit Bandweiden und verbinden beide so miteinander, daß sie dieselben über den Rücken werfen können, wobei auf jeder Seite ein Bündel herunterhängt; das Alles ohne Zuthun des Wärters. Mit dieser

Last geht es nach dem Standorte zurück, wo sie die Ketten wieder um die Hinterbeine schlingen, die Schlösser zuschließen und die Schlüssel dem Wärter einhändigen. Hierauf vergnügen sie sich an dem gesammelten Vorrath; sind sie gesättigt, so lesen sie sich wohl einen längeren Baumzweig aus, welchem sie die Blätter bis auf ein Endbüschel abstreifen, und gebrauchen ihn als Musquito=Wedel.

Der Erfinderische.

Auf der Insel Ceylon waren eines Tages Leute damit beschäftigt, Bauholz zu behauen; Elephanten sollten dasselbe zum Transport auf einen großen Rollwagen laden. Bald fand sich, daß dieser auf den Rädern zu hoch stand, sodaß die Elephanten ihrer Anweisung nicht nachkommen konnten; die Eingebornen, nachdem sie Mancherlei umsonst versucht hatten, hockten, wie sie zu thun pflegen, am Wege zur Berathung nieder. Mittlerweile ermunterte der Elephant, welcher als Führer der übrigen gebraucht wurde — natürlich der gescheidteste — die andern zu einer selbständigen Veranstaltung. Und siehe, was jenen nicht eingefallen war, darauf kamen die Elephanten. Sie legten nämlich zwei behauene Stämme oder Balken an die Seite des Wagens, drehten sie dann nach diesem in einen rechten Winkel, hoben sie nebeneinander mit je einem Balkenende auf den Wagenrand, während die andern Enden der beiden Balken auf der Erde ruhten, und so hatten sie eine schiefe Ebene, auf welcher sie die übrigen Baumstämme hinaufschieben konnten.

Das erzählt Kapitän Marryat in seinem „Tagebuch auf dem Festlande“. Ein anderes Beispiel berichten uns die Zeitungen aus dem indischen Krieg:

Kubadar Moll II.

Als General Outram im März 1858 gegen Laknau vorrückte, wurde eine der Heeressäulen, welche er befehligte, zwischen

Sultanpur und Freisabad von einem starken Insurgentencorps überrumpelt, welchem sie einen hitzigen Kampf liefern mußte. Der Brigadegeneral, welcher den Befehl führte, wurde rechtzeitig in Kenntniß gesetzt, um seine Anordnungen treffen zu können. Nachdem seine Truppen Stellung genommen, ließ er auf einer günstig gelegenen Anhöhe drei Mörser aufstellen, um die feindliche Flanke zu bestreichen. Die Geschütze, welche zu dieser Batterie dienen sollten, waren auf einen Elephanten Namens Kubadar Moll II. geladen, ein Name, welchen seine Mutter bereits in Indien berühmt gemacht hatte. Nachdem die Mörser abgeladen waren, wurden sie aufgestellt und der Elephant postirte sich einige Schritte weiter hinten. Der Kampf begann; die Batterie eröffnete ihr Feuer und verursachte dem Feinde großen Schaden. Da aber die Insurgenten sahen, daß sie vereinzelt war, beschlossen sie dieselbe zu nehmen und rückten in Menge auf sie vor. Die Engländer hielten sich gut und setzten ihr Feuer fort, aber bald erlitten sie durch das Kleingewehrfeuer der Insurgenten schwere Verluste. Der Elephant, welcher den Kampf aufmerksam verfolgte, sah, daß die Artilleristen fielen und ersetzt werden mußten. Um sich nützlich zu machen, nahm er aus den Munitionswagen links und rechts die Kartuschen und reichte sie mit seinem Rüssel den Soldaten hin, für welche diese Hülfe sehr gelegen kam. Der Feind rückte mittlerweile immer vor. Nichtsdestoweniger gelang es den übrigen drei Artilleristen, die Geschütze nacheinander zu laden, worauf sie warteten, um den Feind mit einer Salve zu empfangen — als alle drei tödtlich getroffen fielen. Der Kanonier, welcher die Lunte hielt, rief im Fallen: „Zu Hülfe, mein tapferer Kubadar!“ Der Elephant näherte sich, faßte die Lunte mit dem Rüssel und feuerte das erste Geschütz ab, wodurch die Insurgenten stutzig wurden. Er war eben im Begriff, zum zweiten Mal Feuer zu geben, als zwei Infanteriecompagnien, welche der Batterie zu Hülfe geschickt waren, herbeikamen und nach einem heftigen Kampfe die Insurgenten zurückdrängten.

Der Elephant als Kindermädchen.

Der große kluge Elephant
Ist voll Mitleidenheit,
Und manch' Geschichtchen ist bekannt
Von seiner Dankbarkeit.

Die gute Führersfrau war todt —
Sie hielt ihn stets gelind:
Mit Aeuglein hell, mit Wänglein roth,
Liegt in der Wieg' ihr Kind.

Die Wiege nimmt der Elephant
Mit seinem Rüssel schnell
Und trägt sie sorglich an die Wand
Von seiner Lagerstell'.

Er schaukelt sie, als Amme froh,
Gelassen und gelind
Und scheucht mit einem Wisch von Stroh
Die Fliegen von dem Kind.

Selbstaufopferung.

Ein ausgezeichnet großer Elephant, ein Muster seines Geschlechts, war einmal heftig von Musquitos geplagt; er peitschte sich mit einem Baumzweig unaufhörlich die Seiten. Da brachte der Wärter sein kleines, nacktes Kind, legte es vor das Thier hin, indem er demselben auf Hindostanisch die Bewahrung auftrug, und ging dann nach der Stadt. Der Elephant brach augenblicklich den größern Theil des Zweiges ab, um einen kleinern Wedel daraus zu machen, und schenkte nun seine ganze Aufmerksamkeit dem Kinde, indem er jeden Musquito wegfächelte, der in dessen Nähe kam. So trieb er es, ohne Rücksicht auf sich selbst zu nehmen, gegen zwei Stunden, nach welcher Zeit der Wärter wiederkam.

Der Wahnwitzige.

Was kann man einem Thier zumuthen, das solch ein Verständniß menschlicher Verhältnisse zeigt! Und doch ist dieses Thier ein gefährliches Hausthier, da es mit seiner ungeheuren Stärke einem tollen Wahnsinn zugänglich ist, obgleich selbst dieser Wahnsinn wieder eine höhere Begabung anzeigt. So erzählt man von einem Elephanten, daß er einst in seiner Tollheit die Poststraße unsicher gemacht habe, indem er den Postläufern die Briefe abgenommen und zerfetzt, desgleichen die Leute von und aus den Palankinen getrieben und diese zertrümmert habe. Gewiß ein merkwürdiger Wahnwitz!

5.

Einfluß des Elephanten auf geistige Kultur.

Die eigenthümliche Begabung des Elephanten und seine uralte Verwendung als Kriegs-, Jagd- und Arbeitsthier hat durch Vermittelung der Phantasie auch auf die geistigern Aeußerungen der Menschen, wenigstens was Indien betrifft, eingewirkt.

Nicht blos daß die Indier von seiner Anschauung zur künstlerischen Nachbildung schritten — auf der Insel Elefanta z. B. ist ein kolossales Steingebild, das einen Elephanten vorstellt, und gigantische Elephantenstatuen befinden sich in den Gewölben von Ellora. Die Betrachtung dieses Thieres führte auch nicht blos zur poetischen Schilderung, sowohl des zahmen, wie im Eingange des indischen Heldengedichts „Ramayana", wo die Elephanten des Königs Dasarathas ausführlich gepriesen werden, als auch des wilden, wie im „Mahabharata", wo eine Schaar herstürzt über die Karavane, bei welcher sie ihre zahmen Verwandten wittert:

Wie losgerissen vom Bergesgipfel
Aufs Thal einstürzende Felsenwipfel
Wälder zerbrechend, rannten

Also die Elephanten,
Und dort das schlafende Menschenheer
Zertraten sie ohne Gegenwehr . . .
Von den Rüsseln diese zerbrochen,
Von den Zähnen jene durchstochen,
Von den Füßen andre zerstampft,
Von deren Blute der Boden dampft.
(Uebersetzt von Rückert.)

Durch die Beobachtung seiner Eigenthümlichkeiten wurde das Thier in die Lehrpoesie eingeführt, demnach auch als ein moralisches Moment benutzt, wie z. B. gleich der Spruch beweist:

Bereitwillige Nothhelfer
Sind die Guten den Guten stets;
Brüdern, die in Morast sinken,
Trägt ja der Elephant die Last.

Oder auch dieser:

„Der Hund wedelt, fällt seinem Herrn, der ihm Speise gibt, zu Füßen, liegt auf der Erde und blickt in seinen Mund hinein. Der Elephant blickt stolz umher und ißt nur auf vieles Zureden."

Noch mehr! Das Imposante der äußern Erscheinung, das Furchtbare zorniger Kraftentwickelung, das Wohlthätige seiner geschicklichen Beihülfe, das Wunderbare des Zartsinns und der feinen Ueberlegung in diesem Riesenthier machten es zum Gegenstande religiöser Anschauung und Verehrung. Der Gott des Firmaments, Indra, reitet auf dem Elephanten Irawaddi; von diesem getragen, hat Ganga, die seelenläuternde Stromgöttin, die hohen Gebirge, die ihr im Wege standen, überschritten. Ganesa, der Gott aller Wissenschaft und sinnreichen Kunst, hat einen Elephantenkopf. Vier Elephanten tragen den Erdkreis, und es heißt in der „Herabkunft der Ganga" (übersetzt von Schlegel):

Als dort unten sie ferner die Gäng' aushöhleten, sahn sie
Groß gleich einem Gebirge der Weltregion Elephanten:
Ihn, Virupaxas genannt, deß Haupt die bewaldete Erde
Trägt, voll mancherlei Lande, mit mancherlei Städten gezieret.
Wenn der Koloß=Elephant zur Erleichterung, müde der Last nun,
Schüttelt das Haupt, dann wird Erdbeben gespürt von den Menschen.

Die Indier, welche an eine Wanderung der Seelen durch verschiedene Geschöpfe glaubten, meinten, daß in Elephanten die Seelen der besten Helden und Könige kämen. Das nutzlose Tödten eines Elephanten galt daher für Sünde, und man mußte glauben, daß auch dem Löwen, dem einzigen Thier, das jenen zu überwinden geeignet ist, die Erlegung desselben nicht unvergolten bleibe, denn ein Spruch sagt:

Bald verzehren ein Reich Feinde,
Das ein Gefäß der Sünde ist;
Frevel an Recht gedeiht Fürsten,
Wie dem Leu Elephantenmord.

Der weiße Elephant.

Der weiße Elephant wird in Siam wie eine Gottheit verehrt und stolz nennt sich der König „Besitzer des weißen Elephanten". „Sobald ein Statthalter in seiner Provinz einen weißen Elephanten entdeckt und einfängt, wird Befehl ertheilt, ihm durch den Urwald eine Straße zu brechen. Man richtet ein prächtiges Floß her, ein Gebäude darauf mit luftigem Dach und geschmückt mit Guirlanden. Das Thier findet dann auf dem Floß seine Bequemlichkeit und wird auf seiner Flußreise mit Kuchen und Zuckerrohr gefüttert. Bald erscheint ein Mandarin, oft sogar ein Prinz mit einem Gefolge von 50—60 Barken, welche sich vor das Floß spannen und unter Musik das Thier hinabrudern. In der Hauptstadt wird er von den Reichswürdenträgern, ja vom König selbst empfangen, der ihm den Rang eines Mandarins erster Klasse verleiht. In großem

Pomp wird er nach seinem Stall geführt, wo er einen Hofstaat von höhern Beamten und Sklaven zugewiesen erhält, welche ihm in goldenen und silbernen Gefäßen mit Kuchen, Zuckerrohr, Bananen und andern leckern Früchten aufwarten. Man schmückt seine Zähne mit goldenen Ringen, setzt ihm eine Art Diadem auf und wirft sich vor ihm wie vor einem Mandarin nieder. Wenn er sich ins Bad begiebt, begleitet ihn ein Schwarm Bedienter, ein Beamter hält einen großen rothen Sonnenschirm über ihn, während ein anderer in das Horn stößt, damit man seiner Herrlichkeit Platz mache. Wird er krank, so verordnet man ihm einen Hofleibarzt, und die Talapoins sammeln sich am Lager des hohen Kranken, um Gebete zu lesen und ihn mit Weihwasser anzusprengen. Stirbt er, so wird das Land in Trauer versetzt, und der Verblichene erhält eine standesgemäße Beerdigung." (Ausland, 1855.)

Weiße Elephanten in Siam.

Im Palaste des Königs von Siam stehn
Ganz nahe bei dessen Gemächern,
In Ställen mit Goldblechdächern,
Elephanten, weiß und schön.

Es liegt frisch Gras und Zuckerrohr
Auf weißen Tüchern vor ihnen;
Die Beamten, die sie bedienen,
Stehn ehrfurchtsvoll davor.

Und wer solch weißes Thier noch fand,
Der Glücklichste ist er von allen:
Trompeten und Pauken schallen,
Sie künden's dem ganzen Land.

Und so weit man höret des Thieres Schrein,
So viel Land erhält er zum Lohne,
Er empfängt eine silberne Krone;
Ins Geschichtsbuch schreibt man ihn ein.

Der religiöse Elephant.

Zwar wie viele Thiere sind nicht hier und da als Inhaber oder Sinnbilder des Göttlichen verehrt worden — einen Vorzug aber theilt der Elephant mit keinem Thier: er soll nach dem Volksglauben selber Religion fühlen und religiöse Bräuche üben. Mit erhobenen Rüsseln, heißt es, begrüßen sie die aufgehende Sonne, rufen sie an und werfen ihr Blumen entgegen. Noch deutlicher erzählt der römische Naturhistoriker Plinius ihren Mondkultus: In den Gebirgen Mauritaniens steigen die Elephantenheerden beim Erscheinen des neuen Mondes an einen Fluß, Namens Amilo, herab; sie reinigen sich durch feierliches Besprengen mit Wasser, und nachdem sie das Gestirn begrüßt, kehren sie in ihre Waldungen zurück.

Der Glaube an die hohen Eigenschaften des Elephanten, welcher ihn auch zum Philosophen in der Thierfabel gemacht hat, hindert jedoch nicht, daß er in derselben öfter als der bethörte Theil dargestellt wird. Der Hase (im Hitopadesa) die dem Elephanten zugeschriebene Religiosität benutzend, überlistet und verscheucht ihn, indem er ihm am Rande des Sees das schwankende Mondbild, als wär's die Gottheit selber, zeigt und vorgibt, sie zittere vor Zorn über die Elephanten, welche die Hasen, die Mondschützlinge, zertreten. Der Schakal betrügt ihn auf folgende Weise:

Elephant und Schakal.

(Nach dem altindischen Fabelbuch „Hitopadesa".)

Was möglich ist durch List, das bringt
Oft nicht die größte Kraft hervor;
Den Elephanten überwand
Der Schakal, der ihn lockt' ins Moor.

Ein Elephant, Namens Karpuratilaka, d. i. Weißgezeichnet, hatte sich von der Gesellschaft der übrigen in den Brahmanenwald zurückgezogen. Als diesen die Schakals sahen, sprachen sie

untereinander: „Wenn dieser ums Leben gebracht werden könnte, so würden wir auf vier Monate guten Fraß haben!“ Darauf sagte ein alter Schakal: „Ich will ihn mit meiner Klugheit zum Tode führen.“

Sogleich ging er hin zum Elephanten, warf sich auf die Erde, neigte sich und sprach: „Göttlicher, spende mir die Gnade deines Blickes!“ — Der Elephant fragte: „Wer bist du? Weshalb kommst du?“ — Er antwortete: „Ich bin ein Schakal und von einer Versammlung der Waldbewohner zu dir abgeordnet. Da es nämlich nicht möglich ist, ohne König zu leben, so bist du, der du mit allen Tugenden eines Herrschers begabt bist, ausersehen, zum Könige des Waldes gesalbt zu werden, nach dem Spruch:

Wer nach der Väter Sitte rein
Und nach Gesetzeskunde lebt,
Voll Würd' und Klugheit, der ist werth,
Daß man zum König ihn erhebt.

Darum, wenn du geneigt bist, diese hohe Ehrenstelle einzunehmen, so eile, folge mir!“ Hiermit erhob sich der Schakal schnell und wendete sich zum Lauf; der Elephant aber, der ihm nachschritt, versank auf seinem Wege plötzlich in Morast. Er rief: „Freund Schakal, was ist zu thun? Ich stecke im Schlamm!“ — „Herr“, antwortete der Schakal hohnlachend, „faß' dich mit dem Rüssel an deinem Schwanz und heb' dich heraus! Das ist nicht anders:

Wohl in die Hand der Schlechten fällt,
Wer von den Guten fern sich hält.“

Darauf wurde der Elephant von den Schakals gefressen, und darum heißt es:

Was möglich ist durch List, das bringt
Oft nicht die größte Kraft hervor;
Den Elephanten überwand
Der Schakal, der ihn lockt' ins Moor.

Noch anders geht es ihm mit dem Vogel in einem Märchen der Bornuesen (im mittlern Afrika). Darin wettet er mit einem Vogel, wer am meisten fressen könne. Erst findet sich, daß der Vogel am längsten frißt; da er sich aber sogar über des Elephanten Mist hermacht, um Insekten darin zu suchen, so glaubt sich der Elephant besiegt und fürchtet sogar, daß es noch über ihn selbst hergehen möchte; er meidet von jetzt an den Vogel. Aehnlich ist das Märchen, welches ein anderer Negerstamm sich erzählt:

Die Ziege und der Elephant.

Ein Elephant und eine Ziege stritten, wer von ihnen beiden am stärksten fressen könne. Um die Streitfrage zu entscheiden, gingen sie auf eine Wiese, die so groß war als die Entfernung bis ins Land der Weißen. Als sie eine Zeit lang gefressen hatten, legte sich die Ziege auf einen Felsen und fing an wiederzukäuen. „Was machst du da?“ fragte der Elephant. „Ich verzehre den Felsen“, antwortete die Ziege, „und wenn ich damit fertig bin, werde ich dich verzehren.“ Der Elephant erschrak über diese unerwartete Drohung, lief eilig davon und hat seitdem nicht wieder gewagt, in eine Stadt zu gehen, worin eine Ziege zu finden ist.

Ein indischer Spruch.

Wenn so der Mensch, um irgend einen Gedanken auszudrücken, den Schakal, den Hasen, die Ziege, einen Vogel über den Elephanten siegen läßt, warum sollte er sich nicht selbst mit seinen Verstandeskräften als dem Thier, das er wirklich bezwingt, überlegen darstellen? Der Indier thut es bis zur tiefsten Herabsetzung des weisesten, göttlichsten Thiers in dem Spruch:

„Wichtiger als Stärke ist Klugheit, durch deren Mangel Elephanten in solche Knechtschaft gerathen sind. Diese Lehre

verkündigt gleichsam die Handtrommel des Elephantenlenkers mit ihrem Getöse."

Mit Recht jedoch wirft A. W. von Schlegel hier ein:

„Freilich verliert der Elephant seine Freiheit zuerst durch Ueberlistung; aber wenn er nicht einer unüberwindlichen Sympathie für den Menschen fähig wäre, so möchte es schwer halten, ihn zu einer brauchbaren Unterwürfigkeit zu erziehen."

Der Bär und der Elephant.

(Fabel von Lessing.)

„Die unverständigen Menschen!" sagte der Bär zu dem Elephanten. „Was fordern sie nicht Alles von uns bessern Thieren! Ich muß nach der Musik tanzen, ich, der ernsthafte Bär! Und sie wissen es doch nur allzuwohl, daß sich solche Possen zu meinem ehrwürdigen Wesen nicht schicken; denn warum lachen sie sonst, wenn ich tanze?"

„Ich tanze auch nach der Musik", versetzte der gelehrige Elephant, „und ich glaube ebenso ernsthaft und ehrwürdig zu sein als du. Gleichwohl haben die Zuschauer nie über mich gelacht; freudige Bewunderung blos war auf ihren Gesichtern zu lesen. Glaube mir also, Bär, die Menschen lachen nicht darüber, daß du tanzest, sondern darüber, daß du dich so albern dazu anschickst."

Leipzig

Druck von Giesecke & Devrient.

Von demselben Verfasser erschien bereits in unserem Verlage:

Aus dem Morgenlande.

Thier-Novellen nach Bidpai.

Von

Heinrich Jaede.

Preis geheftet 24 Ngr.

Elegant in farbigem Umschlag cartonnirt mit Illustrationen in Tondruck

von

Heinrich Leutemann.

Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Es leidet keinen Zweifel, daß Sammlungen von hervorragenden Märchen und Erzählungen zu denjenigen Werken gehören, die sich zu allen Zeiten und unter allen Völkern eines ganz allgemeinen Beifalls erfreuen, indem sie, der Phantasie und dem Gemüthe gleich zugänglich, erhabene Lehren der Weisheit unter dem Gewande der Dichtung den Herzen der Menschen einprägen.

Dabei wird natürlich vorausgesetzt, daß die Erzählungen durch ihren inneren Gehalt, durch ihre Einfachheit und durch ihre moralische Tendenz geeignet sind, diese Aufgabe zu erfüllen. Daß dies bei dem vorstehenden Werke in vollem Maaße Statt findet, darüber werden schwerlich zwei Leser verschiedener Ansicht sein. Es treten hier mannigfache, an den Ufern des Ganges entstandene, von einer Generation der phantasiereichen Orientalen zu der andern fortgepflanzte, uralte Märchen an das Licht, welche ursprünglich als Regierungsgeheimniß bewahrt und mit einer Art von religiöser Scheu betrachtet, späterhin zu einem ebenso hohen als verdienten Ansehen gelangt sind und eine ungemeine Verbreitung gefunden haben.

Wenn nun auch manche der hier erscheinenden orientalischen Märchen bereits frühere Bearbeiter gefunden haben, so treten doch auch diese hier, in ein völlig neues Gewand gekleidet und durch ihre Beziehungen ganz neugestaltet, auf. Was zunächst die Form anbelangt, so ist nicht blos die Sprache angemessen und sich völlig der orientalischen Redeweise anschließend, sondern es sind auch die eingewebten Erzählungen so geschickt aneinander geknüpft, daß sie, trotz der raschen Aufeinanderfolge, zusammengehörig sind, und die eine aus der andern hervorgeht. Dem Inhalte nach zeichnet sich das Werk vor allen bisherigen orientalischen Märchensammlungen durch Anmuth, durch Reichthum an Belehrung und durch eine ungemeine Mannigfaltigkeit aus, die das Interesse des Lesers keinen Augenblick ermüdet. Es ist aber auch zugleich eine Reinheit der Moral in denselben, die man nur zu häufig bei andern orientalischen Erzählungen vermißt, welchen dichterischen Werth diese sonst auch haben mögen, und dürfte aus diesem Grunde nicht leicht für das jugendliche Alter eine passendere Unterhaltungslectüre gefunden werden als die vorliegende Arbeit.

Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.